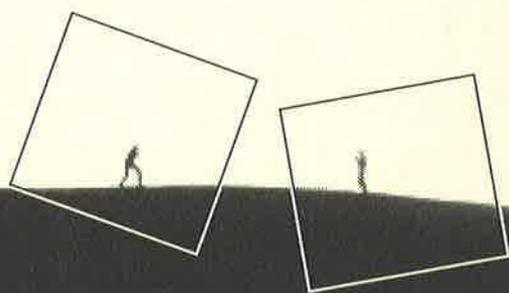


aussi



Arunda 45

aussi

Arunda 45

aussi

Inhalt

Rosa Spechtenhauser
Lebet wohl, liebe Eltern

9

Bericht einer jungen Frau aus dem Schnalstal von einer Reise für immer in die Neue Welt. Wir schreiben das Jahr 1857

Matthias Abram
Austreibung des tirolischen Teufels in acht Bildern

13

Südtirol, seine Selbstwahrnehmung und seine Alltagsmythen, gespiegelt in der Geschichte des südamerikanischen Kontinents: Horizonterweiterung

Karin Welponer
Stabiles im Instabilen

23

Die Reise eines sehr geometrischen Körpers durch die filigrane Welt alter Kupferstiche. Eine Bilder-geschichte

Helmuth Moser
Denkmäler der Vergangenheit

32

Ein Ausflug jenseits der Grenzen unserer Geschichte, zurück in Korsikas Kultur der »Großen Steine« und Europas prähistorischer Steinmonumente

Reiner Schiestl
Ein Platz

49

»... Malplätze können unbequem sein, aber man soll darauf seinen persönlichen Ruhepunkt finden wie eine Katze ihren Schlafplatz ...«

Zeno Abram
Strukturalismus. Aus Fes

65

Ein Architekt reist. Was bringt er uns mit? Erinnerungen an Formen etwa – Inspiration fürs Bauen

Angelika Kampfer
Tagebuch. Marokko 1996

71

Eine Fotografin reist. Was bringt sie uns mit? Bilder von Menschen – auch im übertragenen Sinn

Claudia Beiler
Didgeridoo

79

Klänge werden angeregt. Und
durch sie auch der Mensch.
Es geht um ein Musikinstrument
der Urbevölkerung Australiens

Eberhard Daum
**Nachts irgendwo da
draußen ...**

81

Den Ereignissen vorausseilen und
für Augenblicke sehen, was sein
wird: Mario Borgognos Ausflüge in
die Zukunft

Manfred Poser
In die Zukunft schauen?

89

»Prüfung und Alptraum zugleich ...«
Präkognition, was ist das? Daten,
Erkenntnisse, Denkmodelle

Helmut Krämer
Am Fenster

91

KindSekuritGrüßgottSüdtirolBerge
DachauTochterHeimat. Oder:
Umrühren im Cocktail der Identität

Hans Wieländer
Aussi, inner und auer

97

Faschisten, Nazis, deutsche und
amerikanische Soldaten – hin
und her zogen sie durch Südtirol.
»Es war wie Kino oder Fernsehen.
Und Weltgeschichte«

Martin Trafoier
Endstation Erinnerung

101

Alles hat Folgen, nichts hat Sinn:
Stenogramm einer Reise durch die
fremde Welt des Krieges von
Kortsch über Kertsch nach Kortsch

Elsa Patscheider-Bernhart
Sie will nicht aufi

118

Wasser bis zum Hals als Einzel-
schicksal – eine Marginalie zum
Reschen-Stausee

Michael Hartmann
Erste Reise

120

»Wer kann vergessen, wie er mit
seiner Mutter über Wiesen
gewandert ist, um Waldbeeren zu
klauben ...« – ein wenig zur Frisch

Kyra Waldner, Daniel Tappeiner
Besuche am Horizont

123

Von Fischen an Wäscheleinen. Und von Fernsehern als Lebensmittel-punkt – als Austauschschüler(in) in anderen Welten

Gianni Bodini
**Ein Traum aus Beton,
begraben unter Papier**

127

Vier Männer wollen ans Ende der Welt reisen. Eine Vor-Geschichte

Daniel Oberegger
Der Traum der Lofotenhunde

139

»Auf den Lofoten sind die Tage bereits länger als die Nächte. Die Hunde haben ihre Traumkugeln auf dünnen Fäden aufgehängt ...«

Andreas Zipperle
**Darmspiegelung: Egouts
de Paris**

145

Was ist unter Paris? Darüber spricht man nicht! Streifzug mit der Kamera durch das Kanalisations-netz einer Metropole

Donatella Trevisan
Finis terrae

151

»Esther Dell'Ó. Der Name sagt ihm gar nichts. Wirklich, kein Schimmer Erinnerung ...« Wirklich? Eine Geschichte von der Ordnung und Un-Ordnung von Eindrücken

Josef Pruner-Egger
Latein muß man können

155

Wozu Latein, wenn es ohnedies niemand spricht? Diese Episoden handeln von einem fast alltäglichen Problem – und seiner Lösung

Helmut Krämer/Werner Kreuer
**Hartmann Schedel und sein
Aufbruch aus dem Mittelalter**

159

Eine ganzes Zeitalter hinter sich lassen, ohne es zu wissen?
Ein Buch als Abenteuer – damals, als die Erde noch keine Kugel war und einen Rand hatte

Daniel Oberegger
**Das Rätsel von der roten und
der blauen Kiste**
167

Durch Raum und Zeit. Oder: Auf
dieser Schiffsreise gibt es ein Rätsel,
für das die Passagiere gleich mehrere
Lösungen finden

Annette Otterstedt
**Wie der Schlandrauner
Schafberg in die Zauche kam**
177

Ein paar Vinschger, und dazu auch
noch drei Brandenburger: Kann
das gutgehen? Zum Glück liegen
die Ereignisse schon lange zurück

Herbert Rosendorfer
Krüger Rand
183

Und dann kam die letzte Münze
zum Einsatz – das Finale eines
finalen Aufbruchs

Franz Kafka
Der Aufbruch / Kleine Fabel
191

Zwei scheinbar flüchtige Skizzen
von Enge und Weite, von Hoffnung
und ihrer Vergeblichkeit

Heinrich Gruber
Atacama
193

Irene Pobitzer
Auñi ban Templ
194

Irene Pobitzer
Auñi 1 / Auñi 2
197

Sebastian Baur
aussa und aussn
200

Rosa Spechtenhauser

Lebet wohl, liebe Eltern

Liebste Eltern!

Gruß durch das kostbare Blut Jesu!

Erfreuet Euch mit uns, jetzt haben wir die gefahrvolle Reise vollendet, und sind wirklich in Amerika in das Kloster getreten den 12. Jänner. Gegenwärtig leben wir in der besten Zufriedenheit; die erste Arbeit, die wir verrichteten, war Türg ausmachen. Die Rosa und die Anna waren fast allzeit in dem Stalle. Die Rosa bei den Pferden, die Anna bei den Rindern.

Es wird Euch wundern, warum wir so lange auf der Reise waren.

Wir haben in Hawre 8 Tage müssen warten, bis das Schiff losging, wir sind 40 Tage auf dem Meere, wir haben oft Sturm gehabt. Den Christtag und den Abend war der Sturm am heftigsten; es schwankte das Schiff so sehr, daß Kufer (Koffer) und Leute von der einen Seite zur anderen fuhren. Die Christnacht mußten wir uns nach Kräften heben (halten), daß es uns nicht aus dem Bette hinausgeschmissen hat. Zweimal ging uns der Tod nahe; es waren überall 2 Bettstätte obeinander, wir lagen alle drei beieinander in der unteren, dann brach die obere gerade auf

uns herab, wo auch 3 Personen darin lagen. Einmal hätten sie mit Brandwein bald das Schiff angezündet, wenn das Schiff schon gebrannt hätte, so würde man es nimmer erlöscht haben, weil es mit Pech übergossen ist.

Es gedauerte keine viertel Stunde, bis wir die Seekrankheit bekamen. Sobald das Schiff losging, wurde ein Jedes krank; es machte ein Jedes so sehr Brechen, daß es ein Schauer ist. Es standen 5 und 6 Personen beieinander, und spieen so erschrecklich den ganzen Tag; sobald es keine Speise mehr heraufbringt, so erwürgt es uns, daß alles kracht. Da könnt ihr Euch einbilden, was das für ein Wuß ist von 300 Personen. Bei manchen dauert es nur einen Tag; wir waren alle 3 seekrank, daß wir unmöglich einander etwas kochen konnten.

Die Mittel werden einem Jeden in Hawre vorgewogen, dann muß man sich selbst kochen. Die Küche war so klein, man muß es nur erraufen, wenn man etwas haben will; dann haben wir oft den ganzen Tag nichts, weil wir zu verdrossen sind. Wenn das Schiff schwankt, so kann man gar nicht kochen, weil es alles ausschüttet, obschon alles in einem Hafen gekocht muß werden.

20 Tage lang litt es mir weder Speise noch Trank. Die anderen

waren nur etliche Tage krank; mir blieb noch so viel Kraft, daß ich nicht mehr 3 Maaß Wasser ertrage. Einige haben die Seekrankheit auf der ganzen See gehabt; gestorben ist nur ein Kind.

Den Neujahrstag sahen wir zuerst Land; Alles jauchzte vor Freude und lief auf das Verdeck hinauf, es war 4 Uhr Abends. Den anderen Tag wurden wir ausgeschifft; dann mußten wir wieder in New York 3 Tage warten, bis wir fort kamen. Von der Sandwüste habe ich nichts gesehen. Die Stadt New York ist nahe bei dem Meere; von New York sind wir wieder 2mal auf das Wasser gekommen, nachher haben wir noch 3 Tage mit der Eisenbahn fahren müssen bis Larmo, so heißt der Platz; 4 Stund haben wir müssen gehen bis in Minstere, da waren wir auch 2 Tage in dem Kloster, und jetzt sind wir im Kloster Maria-Stein. Alle 3 bei einander. Die Neuigkeiten wollen wir nicht beschreiben; wie das Land hier aussieht, weiß ich wenig, weil wir allzeit in der Eisenbahn waren, und die Fenster waren mit Eis überzogen, daß man nicht hinaus sieht; nur was wir gegangen sind, haben wir gesehen, daß Alles eben ist; wir sind in etliche Häuser hineingegangen, sie haben nur eine Stub, sonst nichts, sie kochen in der Stub, und backen Brod in der Stub,

das gewöhnlich alle Tage gebacken wird.

Wo wir hineingegangen sind, da haben sie uns geschwind Krapfen, Bratn, Kaffee, Brod und Honig gegeben, sie zwangen gleichsam zum Essen.

Stall haben sie gar keinen, das Vieh ist alles auf der Weiten, Schweine sind ganze Herden auf dem Felde Kühe und Alles, Hund und Katz sind bei einem jeden Hause eine Menge. Es ist hier auch Schnee und noch viel kälter als bei Euch.

Zum Beschlusse grüßet uns die nächsten Freunde, den hochw. H. Schropp, Hochw. Pfarrer und die Häuserin; mir aber die Gorfer Madler, den Töth und die Totha, die Schmid Anna.

Die kindliche Liebe, die wir in so fernem Lande noch zu Euch tragen, laßt uns noch nicht schweigen; eines ist, was unser Herz noch kränket, daß wir Euch den Kummer für uns so lang nicht haben können mindern. Von jetzt an soll der Kummer für uns den erquickenden Schlaf Euch nicht mehr rauben.

Lasset die Leute reden, was sie wollen, lasset Euch die Welt Thoren nennen; wir werden Eure Weisheit schildern, daß Ihr uns den freien Willen habt gelassen.

Ihr wisset, lieber Vater, wie viel Eure Worte bei mir gelten; nur ein

Seid ein frohliches Kind anrufen in der Gerechtigkeit!
Wird ein Heil, ein ein König,
König ist das Wort, das Erben sind!

Am 8. September 1857.

Rosa Specktenhauser,
Anna Specktenhauser,
Katharina Reiser.

König ist das Wort, das Erben sind
barn, Erben Jesu.

Jetzt grüßen wir Euch noch einmal, liebe Eltern
und Gattinnen, die Ihr die kostbaren Erben
Jesu, und die eine Gattin Mariae!

Wort bei mancher trüben Stunde
war genug gewesen mich zurück-
zuhalten.

Gott sei Dank, daß wir hier sind,
das Leute Ausrichten hat ein Ende;
wir dürfen den ganzen Tag kein
Wort reden, als was gerade zur
Arbeit gehört, sonst wird allzeit
gebetet.

Bei jeder Arbeit Gutes zu thun,
haben wir die beste Gelegenheit.

Speck-essen können wir uns
täglich satt; 20 Schweine sind so
geschlachtet, 29 sind noch.

Mit unseren Kleidern könnet
Ihr thun, was Ihr wollet, wir werden
nicht mehr zurückkommen. Wenn
noch einige hereinkommen wollen,
so ist kein Platz mehr; es sind
schon zu viele da, sie nehmen keine
mehr an.

Es sind mit dem Obermüller
5 herein; die sind auch 45 Tage auf
dem Meere gewesen. Wie lange
man auf dem Meere sein muß,
das weiß man nie; man kann in
20 Tagen überkommen, in 30, in 80,
in 150, gerade wie der Wind geht.
Es sind Schiffe mit uns ans Land
gekommen, 6 sind noch länger auf
dem Meere gewesen. Sie haben
9 Tage nichts zu essen gehabt.
Maria schreibe diesen Brief anders
ab, und gib ihn des Rosa'sn Bruder,
diesen kann er nicht lesen.

Lebet wohl, liebe Eltern und
Geschwister bis ein fröhliches
Wiedersehen in der Ewigkeit!

Wie ein Nebel, wie ein Rauch,
Vergeht das Menschen Leben auch!

Den 8. Februar 1857

Rosa Spechtenhauser
Anna Spechtenhauser
Karolina Rainer
Schwerstern der Versammlung
von dem kostbaren Blute Jesu.

Jetzt grüssen wir Euch noch einmal,
liebe Eltern und Geschwister
durch das kostbare Blut Jesu, und
das reine Herz Mariae

Matthias Abram

Austreibung des tirolischen Teufels in acht Bildern

1. Aussi von Weißenstein

Im August 1521 waren die ersten zwölf Franziskaner in Mexiko eingetroffen. Es waren zwölf, wegen der symbolischen Zahl der zwölf Apostel – gleich schon zu Beginn ein Programm. Noch nicht zwei Monate im Land, wurde bereits ein großes Kolloquium veranstaltet, zu dem die noch überlebenden Priester und der einzige noch vorhandene Hohepriester der Azteken geladen wurden. Es gab anscheinend eine Mitschrift, die Bernardino de Sahagun verwendet hat, um vierzig Jahre nachher die Chronik dieses erstaunlichen Ereignisses aufzuschreiben. Es ging um eine in der Scholastik durchaus übliche Form der theologischen Disputation, erstaunlich ist die Zusammensetzung. Liest man heute den Text der Fragen und die Argumentation der einen Seite, so kann man nicht umhin, zu lächeln, muß den Mönchen aber den Versuch einer weitgehenden Einfühlung in ihr neues Gegenüber zugestehen. Die andere Seite besticht durch ihre Einfachheit und die uns heute

besser gefallenden, aller spitzfindigen Spekulation völlig abholden und elementar anmutenden Aussagen. Etliche in der katholischen Theologie noch immer als zentral geltende Wahrheiten kommen in diesem Gespräch sehr schlecht weg, und man kann nicht umhin, der Faszination des geschichtlichen Augenblicks und der durchaus klaren und einsichtigen Überlegung der Aztekenpriester zu verfallen.

Auf den steilen Treppen der blendend weiß angemalten Kirche schwelen Kohlen, und dicke Wolken von süßlich riechendem Copal winden sich in den verhangenen Himmel. Böller knallen und lassen die Luft erzittern. Oben auf der Plattform sind, vor dem Tor der Kirche, drei Schutzheilige aufgestellt, reich mit Blumen, Früchten, Bändern, Fahnen und Spiegeln geschmückt. Kerzen brennen zu ihren Füßen und alte Mayas, mit dunkelbraun gewebten Tüchern um das Haupt geschlungen, knien vor ihnen und verbeugen sich immer wieder in einem wippenden Gestus, fast wie von einer Feder angetrieben.

Eine verwirrende Menge von Gläubigen, Besuchern und Neugierigen besetzt jeglichen Raum auf dem Platz, über allem dröhnt die Musik von drei gleichzeitig mit

voller Kraft spielenden Bands. Innerhalb eines Kreises von Bewunderern tanzen etwa dreißig Mayas den Tanz der Conquista: Zentrale Figur ist der Tonatiu, Alvarado, der Eroberer, der nach der Überlieferung blond und groß gewachsen war und deshalb von den k'iches *tonatiu*, Sonne, genannt wird. Er hat eine blonde Perücke auf, eine helle Holzmaske und Stiefel, fein bestickte Tressen und goldbrokatene Kleider. Alle Tänzer tragen Holzmasken, barocke Zweispitze und samtene Beinkleider, in einer Hand ein Tüchlein, mit dem sie den Takt anzeigen, in der anderen meist eine Schnapsflasche. Die Musik ist eher eintönig, die Figuren wiederholen sich, es wird im Kreis getanzt, immer wieder eine Begegnung mit dem Eroberer, gewundene Schritte und Verbeugungen. Eine Aufhebung der fatalen Vergangenheit im tanzenden Spiel, der Versuch, kollektiv und festlich einzuholen, was damals so schnell und zerstörerisch ablief und nicht verstanden, nicht verkraftet, ja nicht vermittelt werden konnte.

Auf einem Kletterseil, das von dem Giebel der Kirche schräg nach unten unter die Menge führt, wird ein hölzerner Reiter an einem dünneren Seil langsam hoch- und hinuntergezogen, es ist Santiago Matamoros, hier Mataindios, der

aggressive Schutzheilige aller Greuel der spanischen Eroberer. Jedesmal, wenn er unten ankommt, gehen die Böller und Kracher hoch, aus nächster Nähe, hinter einem, ja zwischen den Beinen der dicht gedrängt stehenden Gaffer. Man versucht, sich die Ohren zuzuhalten und noch schnell auf die Seite zu springen; es gibt aber kaum Platz, man läßt es geschehen.

Eine Blaskapelle von sieben alten und verschrumpelten Indios steigt die Treppen der Kirche hinan: Die Instrumente sind riesengroß, verbeult und bieten, wie die Musikanten, einen eigenartigen Anblick. Sie drängen sich durch die weihrauchfaßschwenkenden Alten, versuchen, ohne allzugroße Sorgfalt, sich vor den enormen Böllern zu retten, die vor und hinter ihnen in abgesägten Eisenrohren gezündet werden, und blasen eine äußerst ins Mark gehende, pentaphone Musik ungewissen Ursprungs. Der Lärm verdichtet sich wie eine Decke über allem, die verschiedenen Stücke der Bands verschmelzen zu einem schmerzlichen Dröhnen der enormen Lautsprecherboxen, und die Schreie der Sänger, in ihren unmöglichen Haarschnitten und goldgewirkten Jacketts, gehen im allgemeinen Lärm unter.

Zwei Straßen weiter unten ist kaum noch etwas zu hören, es ist

menschenleer und man hat einen schönen Blick auf den Pascual Abaj. Langsam schlängelt sich der Weg durch Maisfelder und erklimmt dann den kleinen Hügel. Oben, im Wald, ist eine kleine Anhöhe und in ihrer Mitte steht ein rußgeschwärzter Stein, mit Kerzen, Blumen und Copal überfüllt. Rundherum sitzen und stehen etliche Mayas, einige betend, einer schwingt einen Weihrauchkessel, andere verharren in stummer Sammlung.

Kux caj und *kux ulem*, Herz des Himmels und Herz der Erde, sie schweben über uns allen und leiten die Geschicke der Menschen. Diese unsere Welt ist von der großen Ceiba durchwachsen, die aus der Unterwelt zum Himmel emporstrebt, sie zieht den Saft aus den Wurzeln und ermöglicht das Leben in der Mitte. Nur über sie kommen die Menschen in den oberen Himmel. Kein Leben ist auf der Erde möglich ohne die Vergangenheit. Aus ihr leben wir, aus ihr ziehen wir unsere Kraft. Die Vorfahren sind über sie in uns präsent. Innerhalb der zyklischen Vorstellung von Raum und Zeit, die ineinanderfallen und für die es nur ein und denselben Begriff gibt, ist die Vergangenheit weit hinten, aber zugleich auch weit vorne: Die Zeit wiederholt sich in einem jeden

neuen Zyklus, alle 52 Jahre. Somit wird die Vergangenheit zur Zukunft: weit vorne und weit hinten im Raum.

2. Aussi vom Anderl Hofer

Auszug aus selbstverschuldeter Unwissenheit nannte Ernst Bloch die Aufklärung, die seinerzeit spurlos an den Tiroler Tälern vorbeigebraust war. Der Zusammenhang zwischen Volksglauben, Mythen und Geschichten einerseits und der herrschenden Gesellschaftsinterpretation andererseits war so eng, daß ein Entrinnen nicht denkbar war. Noch die Gedanken des Aufbegehrens waren diesem Kleister aus Religion, Vorurteilen und vaterländischem Sud verpflichtet. Zu Füßen des Philosophen sitzend, gingen dem jungen Studenten die Augen auf. Die vorsorglich zementierte Weltanschauung brach ohne größeres Krachen auseinander. Es siegen nicht immer die Guten, und die Bösen werden selten bestraft. Es genügt nicht, die Strahlen des durch den taufrischen Wald brechenden Lichts zu betrachten, um die Größe der Schöpfung Gottes zu preisen. Aufgesucht wurde nun die andere, die verschwiegene Geschichte, die Bruchstellen im heilen Gefüge hinter-

lassen hatte. Die Ketzer, die Aufbehrer, die Anrühigen waren plötzlich aus dem Keller der Geschichte herausgekrochen: Es gab eine andere Leseart, eine Tradition von Opposition, von der Suche nach Gerechtigkeit, von freien Ideen, von aufrechtem Gang. Fallmerayer kam ins Blickfeld, er schien in andere Richtungen zu weisen. Und langsam wurde die Decke über dem zugeschütteten, eben erst vergangenen nationalsozialistischen Debakel durchsichtig. Sah man richtig hin, färbte sich so mancher noch braun, und die unter den Teppich gekehrten Parolen drangen in sicher geglaubter Umwelt doch noch gewaltig ans Ohr. Der Wein tat das Seinige. Aufrechter Gang also, kein Buckeln und keine Beschönigung des Unrechts, kein Versuch, das Bessere aus der Vergangenheit zurückzuholen, bevor in dem von der Volkspartei ständig ausgedünnten Einheitsbrei alles unterging und die ganz Jungen wirklich glaubten, daß man gegen die Italiener sein mußte, um nicht unterzugehen.

3. Aussi vom Reimmichel

Es hat lange gebraucht. Der Zeitgenosse Hofers, Alexander von Humboldt, fuhr zu jener Zeit über

den Orinoko an den Rio Negro und ging dann zu Fuß über die Anden, angetrieben von einer seligen Unruhe und von der Neugier des Forschers. Er behandelte Indios und Mestizen, Spanier und Kreolen mit großem Interesse, fragte nach allem und jedem, zeichnete alles auf, vermaß, untersuchte, ging, ritt, fuhr zu Wasser: Keine Unternehmung war zu anstrengend, keine zu gewaltig. Er hat den amerikanischen Subkontinent für die europäische Wissenschaft und für die Reisenden erschlossen. Und er tat es mit einer solchen Hingabe, Liebe zum Detail und zu den Menschen, daß noch heute seine Schilderungen lebendig erleben lassen, was Amerika vor 200 Jahren war. Es war die Aufklärung, das Wissen-Wollen, die neugewonnene Weite, das Überwinden jeglicher Grenzen. Es war nicht Gott, Kaiser und Vaterland, es war der Geist, der trieb, die Sehnsucht nach dem Wissen und Erkennen.

Die Franzosen waren wohl damals der Teufel selbst. Die maßlosen Übertreibungen der Revolution müssen den Tiroler Bauern als der Triumph des Leibhaftigen erschienen sein. Mit dem Kreuz in der einen und der Mistgabel in der anderen Hand galt es also mehr zu verteidigen, als nur das Land (was ja auch schon reichlich war): Es ging

um den Glauben, und gleich danach um den Kaiser (der allerdings selber keine Skrupel hatte, seine naiven Bauern an den Feind zu verkaufen).

Vor Humboldt waren ähnliche Fanatiker, wie ein Speckbacher, ein Hofer, mit dem Kreuz durch das neu entdeckte Amerika gezogen. Alternative zur Taufe war für die einheimische Bevölkerung nur der sichere Tod.

Wie anders der Forschungsreisende der Aufklärung: Er sammelt, er sichtet, er benennt, er beschreibt, er katalogisiert. Ohne Vorurteile, ohne Wertverteilung. Natürlich liegt darin auch ein Besitzergreifen, durch das Benennen, ein Sich-zueigen-Machen, durch das Sammeln, das Trocknen und Horten. Die Geste ist aber genialisch, sie will öffnen, bekannt machen, sie will alles allen zugänglich machen.

4. Aussi von der Etsch

Langsam färben sich die Ränder des beiderseitigen Waldes rot. Die Baumkronen scheinen einen kurzen Augenblick wie in flüssiges Gold getaucht, und dann schweigen die Stimmen. Das Kreischen der Aras und das Surren der Millionen Zikaden, das Rufen des Waldpfaus verstummt: Es herrscht verdächtige

Stille. Schnell verblassen die Farben, die Töne tendieren zum Grau. Auf dem Wasser, und man sieht vor allem Wasser, spielen die letzten Reflexe, dann wirkt es wie ölig, bald schwarz. Das kleine Boot sucht das Ufer und den sicheren Unterstand für die Nacht. Kaum ist das Gepäck verstaut, bricht ein Gewitter regelrecht vom Himmel, in Sekunden ist alles durchnässt, überall tropft es, von den Hängen schießen die Bäche herab, Wasser, Wasser, Wasser.

Am Tag versucht das Boot sich am Rande des unendlich scheinenden Stromes zu halten. Alles fließt träge dahin. Oft sieht man die Ufer nicht, so breit wird der Strom, manchmal meint man sie zu sehen, aber es ist eine Insel. Schreiende Arapärchen begleiten uns manchmal. Ihre blutroten Schwanzfedern leuchten auf, wenn sie sie spreizen. Über allem dieser unendlich weite Himmel, der unbegrenzte Horizont, die Ahnung ungeheurerlicher Ausdehnung.

An diesem Strom landete 1723 der 21jährige Johann von Zephyris, seines Zeichens Jesuit und vor allem von einer fixen Idee getrieben: Heiden zu taufen. Schon ein Jahr zuvor, da sie ihn in Quito die Fassade der Jesuitenkirche hatten bauen lassen, da er einiges Talent in diesen Dingen vorzuweisen hatte, hatte er sich in einem Brief an seine

Schwester, Äbtissin im Brixener Clarissenkloster, bitter darüber beklagt, daß er nun schon bald ein Jahr in diesem Lande sei und immer noch keinen Heiden gesehen habe. Nun kommt er an den großen Amazonas, und hier kann sein Herz frohlocken, hier hat noch niemand etwas von Weißenstein und von Maria Trens gehört. In vierzig Jahren am großen Strom aber wird Johann sehr weise, und am Ende scheint er die Lebensart der Indianer mehr zu schätzen als seine eigene.

5. Aussi von die Knedel

Die Erfindung, altes Brot aufzuweichen und in handgroße Kugeln zu formen, muß schon sehr alt sein. Zumindest wird in Hocheppan eine vor dem Bett der heiligen Jungfrau kauende Magd gezeigt, die sich eben eine dieser Kugeln in den Mund schiebt, während etliche andere in einer Pfanne über dem Feuer schmoren. Die Fresken sind aus dem 13. Jahrhundert. Bedenkt man die konservative Geisteshaltung hinter den Bildern, mag der Knödel gut und gerne tausend Jahre alt sein.

In Colombo gibt es, hinter dem Palast des Gouverneurs, ein Viertel, in dem vor allem gekocht und ge-

gessen wird. Von der elenden Bude bis zu feineren Restaurants wird eine unendliche Palette von Gerichten angeboten, die alle stark gewürzt sind und zu Beginn den europäischen Gaumen als eine einzige Wunde zurücklassen. Die Tränen schießen einem aus den Augen und man schwört, in Zukunft lieber zu hungern.

Nach einigen Tagen aber hat sich ein wundervoller Prozeß vollzogen: Man beginnt, den Speisen neuen Geschmack abzugewinnen. Alles schmeckt völlig neu: das bekannte Gemüse, die vertraute Karotte, der nicht unbekannte Kürbis. Es gibt jeden Tag Neues zu entdecken. Die Kombinationen sind endlos, und es scheint, als gäbe die Küche wirklich neue Geheimnisse preis, unerhörte Gerichte, wundervolle Zutaten, unbekannte Gewürze.

Obwohl man es mit dem Essen nie so hatte, scheint sich auf einmal eine unvermutete Welt aufzutun, und man freut sich auf jedes Essen als auf eine neue, spannende Erfahrung, die in wenigen Tagen die Neigung zur Ernährung zwecks Selbsterhaltung in einen mitreißenden Genuß verwandelt hat.

Man entdeckt das unterdrückte Bedürfnis neu, mit der eigenen Hand zu essen, und schon nach kurzer Zeit kommt einem dieser Urgestus wieder so vertraut vor, als

hätte man nicht Jahr und Tag mit alten, ungeschickten Silbermessern und -gabeln hantiert und hätte nicht mehr die ermahnenenden väterlichen Ausrufe »Halte doch die Gabel ordentlich!« im Ohr. Das einzelne und genüßliche Abschlecken der eigenen zehn Finger bringt die gesamte orale und manuelle Erotik des Essens wieder auf den Tisch.

6. Aussi von Hocheppan

Wenn man die Alhambra bei Sonnenuntergang durchstreift, scheint das sonst leise Rinnen und Plätschern des Wassers auf einmal lauter zu werden.

Erquickende Kühle verbreitet sich um die Becken, die Brunnen, die Rinnsale und die Kanäle, die die Burg durchziehen. In der Abendsonne blitzen die glasierten Ziegel und Kacheln goldschimmernd auf, und schillernd scheinen sie ihre Farben zu wechseln, je nach Strahleneinfall. Die Schatten geben den Bogengängen, den offenen Hallen und den überdachten Terrassen eine neue Schärfe, und alles scheint darauf angelegt, den Menschen zu erfreuen, ihn zu umrahmen, ihm zu gefallen, ohne sich aufzudrängen. Man versucht, sich den Tagesablauf eines Bewohners dieser Burg vorzustellen.

Dunkel erinnert man sich an die arabischen Übersetzer des Aristoteles, an die Ärzte und an die Physiker. Bilder von illuminierten Handschriften tauchen im Gedächtnis auf. Diese arabischen Städte in Spanien waren während ihrer Blütezeit wohl das kultivierteste und gelehrteste sowie modernste Stück Europa. Es ist keine Raubritterburg. Anstelle der Wehrmauern die Gärten, anstelle der Pechnasen die Balkone, anstelle der Gräben die Teiche und Bassins. Es sind die Mauern nicht von der Angst imprägniert, die Verteidigung des Letzten, des eigenen Lebens, war hier nicht Bauherr. All dies erahnt man, wenn man abends im lauten Albaizin an der Mauer des Platzes sitzt und auf die Alhambra hinüberschaut. In der dunklen Nacht leuchtet sie wie ein filigranes Kleinod aus einer anderen, einer Fabelwelt. Dahinter die bleichen Berge.

7. Aussi von die Geisterspitzen

Die Hütte befindet sich knapp unterhalb der Eisgrenze, auf 4800 Metern. Es ist grausam kalt. Das mit Mühe entfachte Feuer schwelt erbärmlich vor sich hin, zum Brennen oder gar Lodern fehlt der Sauerstoff. An Schlafen ist nicht zu denken.

20 Draußen geht der Mond auf, er bescheint fahl die Gerölle. Ganz weit unten sieht man die Lichter von Quito. Nach Mitternacht, vom Mond begleitet, steigen wir bis zum Gletscherrand, und dann sieben Stunden über das Eis bis auf den Gipfel. Unsagbar schön die ersten Lichtblitze, dann die Kaskaden des orangefarbenen bis roten Lichts. Gewaltige Strahlen schießen hervor und erhellen das Dunkel in allen Himmelsrichtungen. Schließlich bricht mit aller Kraft die Sonne über den dunklen Streifen des Horizonts. Ihr Gleißeln und der Widerschein, der vom Eis schmerzlich direkt zurückgeworfen wird, läßt uns die Augen fest verschließen. Nur langsam gewöhnt man sich an die Gewalttätigkeit dieses Lichts, aber es nimmt an Intensität zu. Auf dem Gipfel, unsicher und schwindelig, lassen wir den Blick in die Runde gehen. Man hat den Eindruck, es kann nichts mehr darüber geben, dies muß der höchste Punkt sein. Humboldt hat 1802 in einer Höhe von wenig über 5400 Metern umkehren müssen, das Wetter war zu stürmisch, er konnte nichts sehen, ein Eissturm setzte ein. Ihm und seinem Freund Carlos Montufar brach das Blut aus der Nase. Alle waren damals überzeugt, daß er der Mensch sei, der in dieser Welt am höchsten aufgestiegen war.

Noch vierzig Jahre danach zeigte man in Paris und Berlin mit dem Finger auf ihn und erzählte den Kindern von dieser Besteigung des Chimborazo. Sie blieb lange das Bekannteste von allem, was Humboldt unternommen hat.

Julio Agualongo, ein Indio aus dem unter uns liegenden Guaranda, unterrichtet uns über die Beziehung der Ketschuas zu ihren Bergen. Chimborazo und Cotopaxi sind ein Paar: die Berge haben Persönlichkeit. Dieser hier, der Chimborazo, wird *jatun urcu*, der große Berg genannt. Die Berge sind heilig und wachen über das Leben der Menschen. Ihre Energie leitet das Tun und Lassen aller Menschen, die auf ihnen und um sie herum wohnen. Man bringt ihnen Opfer dar und verehrt sie. Man muß sie gütig stimmen, um auf sie steigen zu dürfen. Zum ersten Spatenstich am Beginn des Ackerbaus wird geopfert und die *allpa mama*, die Mutter Erde, um Verzeihung gebeten, daß man sie verletzt. Bei der Ernte wird wieder geopfert und gedankt.

8. Aussi vom Kalterer See

In Juli, am Titicacasee, stehen noch die Mauern eines sehr schön gefügten Inkatempels, gleich neben

dem Ufer. Im Schatten ist es höllisch kalt, doch hier an der windgeschützten Mauer, an die roten Quadern gelehnt, läßt man sich von der Morgensonne aufwärmen, wie es die Echsen tun. Dieser See scheint so gar nicht in diese leere und karge Bergwelt zu passen. Die Steinmauern an seinen Ufern bieten einen seltsamen Anblick. Die Boote aus Schilf, mit denen sich die Urus auf dem Wasser bewegen, sehen äußerst niedlich aus, und die bunten Wollmützen, die sie weit über die Ohren gezogen tragen, geben ihnen einen fröhlichen Zug. Die Urus, ein Volk, das älter als die Inkas ist, leben auf dem See, ernähren sich von ihm und verlassen ihn kaum.

Das Wasser ist eisig. Im vorderen Teil des Sees liegen mehrere Inseln. Eine ist die Insel der Sonne. Heute kann man die immer noch beeindruckenden Reste eines Sonnen- und eines Mondtempels bestaunen. Für die Inkas, die ein Bauern- und Hochlandvolk waren, war dies die *jatun cocha*, das Meer. Die Steine in meinem Rücken wärmen mich auf. Die Sonne beginnt zu brennen. Das Dorf scheint so geblieben zu sein, wie es die ersten Spanier vorgefunden haben. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts haben sich hier die Jesuiten niedergelassen und um 1605 haben sie eine Druckerei aufgebaut, nachdem sie

die in Blei gegossenen Lettern aus Europa eingeführt hatten. Die ersten Wörterbücher und Grammatiken des Aimara sind hier in jenen Jahren gedruckt worden. Ein italienischer Pater namens Bertonio hatte jahrelang Wörter zusammengetragen und das Aimara erforscht. Zunächst gab er einen Beichtspiegel heraus, in Spanisch und Aimara, als Hilfe für die Beichtväter. Man lächelt heute über die Fragen, die den armen Indios in dieser Examinationsvorgelegt wurden, und fragt sich, ob diese Fragen auf die Moral der Indios eingehen oder der krankhaften Phantasie der europäischen Mönche entstammen. Die Taufe war nicht genug. Es mußte der bekehrte Mensch mit Haut und Haar der neuen Ordnung zugehören. Das Erforschen, Bewerten und Verurteilen der geheimsten Gedanken gehörte zum Instrumentarium der bedingungslosen Unterwerfung. Dafür mußte man die Sprache der Indios verstehen und beherrschen. Interessant sind die Mißverständnisse und die gewaltsamen Adaptationen zwischen der thomistischen Theologie und der Theologie der Aimaras. Der See drunten glänzt im Sonnenlicht. Hinter einem Bötchen öffnet sich ein gleißender Streif im Wasser. An der Mauer wird es nun doch zu heiß. Die Inkas sind vorbei, auch die Jesuiten gibt es hier

nicht mehr. Nur die kantigen, vom Wind und der Sonne geformten Gesichter der Urus mit ihren Wollmützen scheinen zeitlos.

Tirol isch lei oans

Alles Aussi mündet am Ende in ein Zurück. Zunächst als Musterung und Lokalaugenschein. Der Blickwinkel hat sich verändert, die Spurensicherung und die Aufsuchung der eigenen Wurzeln ist längst über einen hergefallen. Die Form ist anders. Kein Heimweh, kein stechender Schmerz, kein Exilkoller oder verniedlichende Glorifizierung des Ausgangspunktes. Aber ein Kommen und Gehen, ein Einsehen und wieder Wegsehen.

Die Tiroler in Pozuzo, die überlebt hatten, haben sich eine Krippenberg-Ausgabe ihres verlassenen Tirol aufgebaut. Sie lebten und leben im Urwald so weit wie möglich so, als lebten sie noch in Tirol. Innerhalb der italienischen Freiwilligen in Guatemala wird mehr über italienisches Essen geredet als über anderes.

Es ist schwer, sich auf das Fremde einzulassen. Ganz anders lebt der Reisende, der am Ende der Reise wieder in seine vertraute Umwelt zurückkehrt. Das Aussi,

das dabei den Koller des Eingeschlossen-Seins aufhebt und neue Eindrücke, Abenteuer, Nervenkitzel und Emotionen verschafft, ist ein begrenztes Aussi und als solches in der Sicherheit einer endgültigen Standortbestimmung und Identität aufgehoben.

Das Sich-Einlassen auf das Fremde, das Annehmen anderer Verhaltensweisen, das Austarieren zwischen seiner eigenen Identität und dem Hinterfragen ethnisch gewachsener Verhaltensweisen, das Abwägen verschiedener, oft widersprüchlicher Wertvorstellungen, das Sich-Hineingeben in andere Umwelten ist eine andere Option. Man wundert sich, mit welcher hartnäckigen Überzeugung der Richtigkeit ihrer eigenen Weltanschauung die von Zephyris, die Sepp von Seppenburg und die vielen anderen versucht haben, anscheinend mit Erfolg, die Fremden vom Eigenen zu überzeugen.

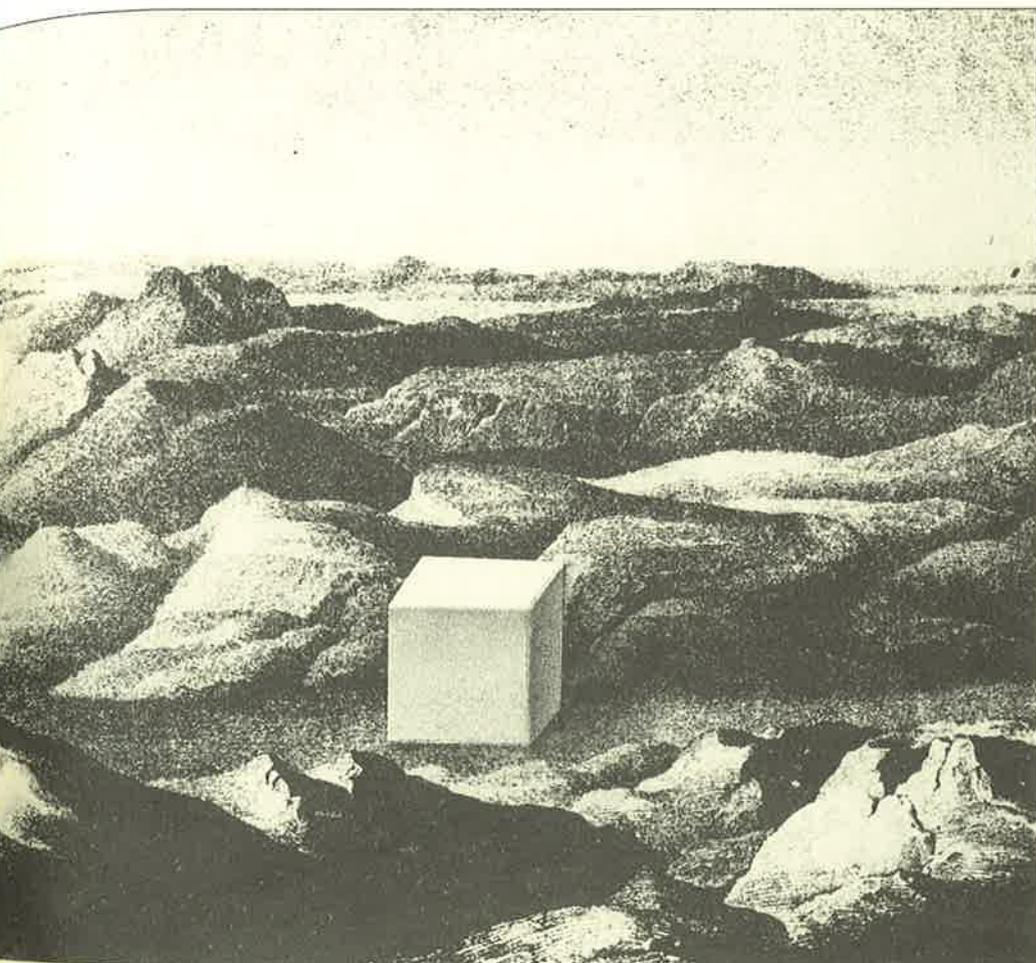
In Richtung Freinademetz und Fallmerayer scheint sich eine Alternative aufzutun, sich von Un-erforschtem anstecken zu lassen, Anpassung, etwa gar Angleichung an andere Kultur, an andere Werte.

Karin Welponer

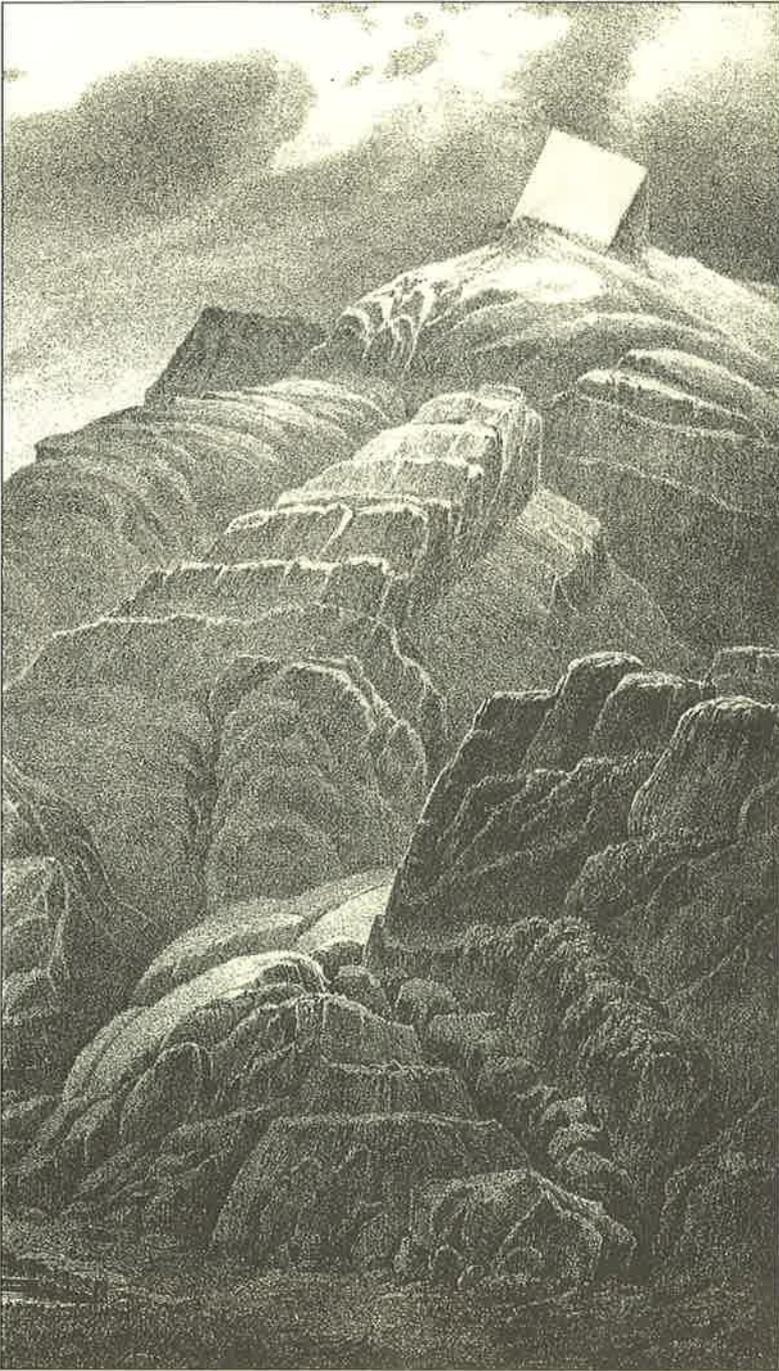
Stabiles im Instabilen

Der Berg gibt den Kubus frei – eine gleißende Kostbarkeit
Der Kubus rutscht tiefer, er zwängt sich durch eine Eng
Der Kubus prunkt an der Spitze des Schuttkegels
Der Kubus gleitet über das instabile Geröll des Schotters
Der Kubus wandert zum Wasser, das unter dem Kegel herausfließt
Der Kubus folgt dem Wasser
Das Wasser wird mehr, schneller, es treibt ihn
Der Kubus wird in tieferes Wasser geschoben, wo er versinkt
Das Gestein, das er auf seinem Weg berührt hat, überlagert den Kubus



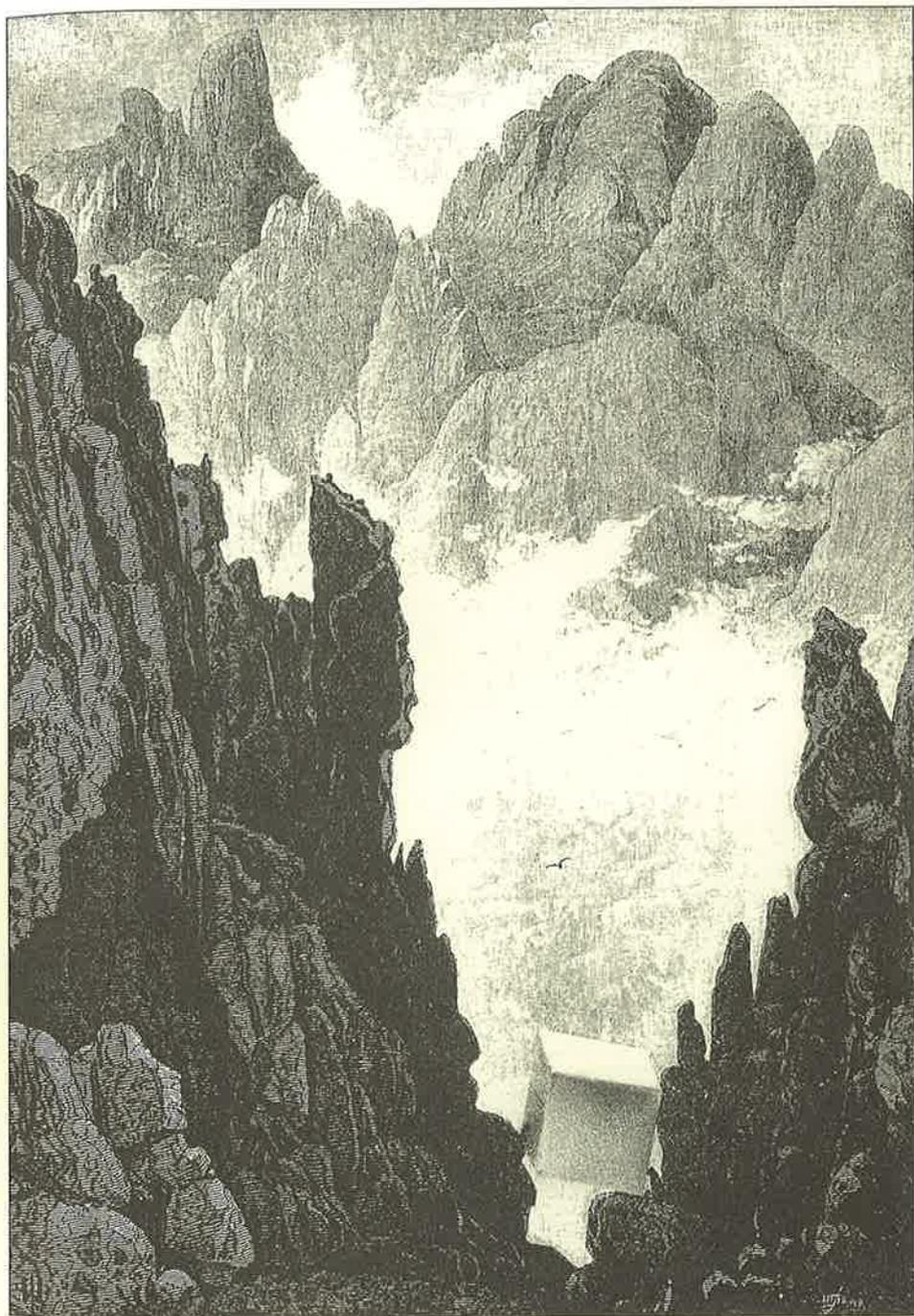


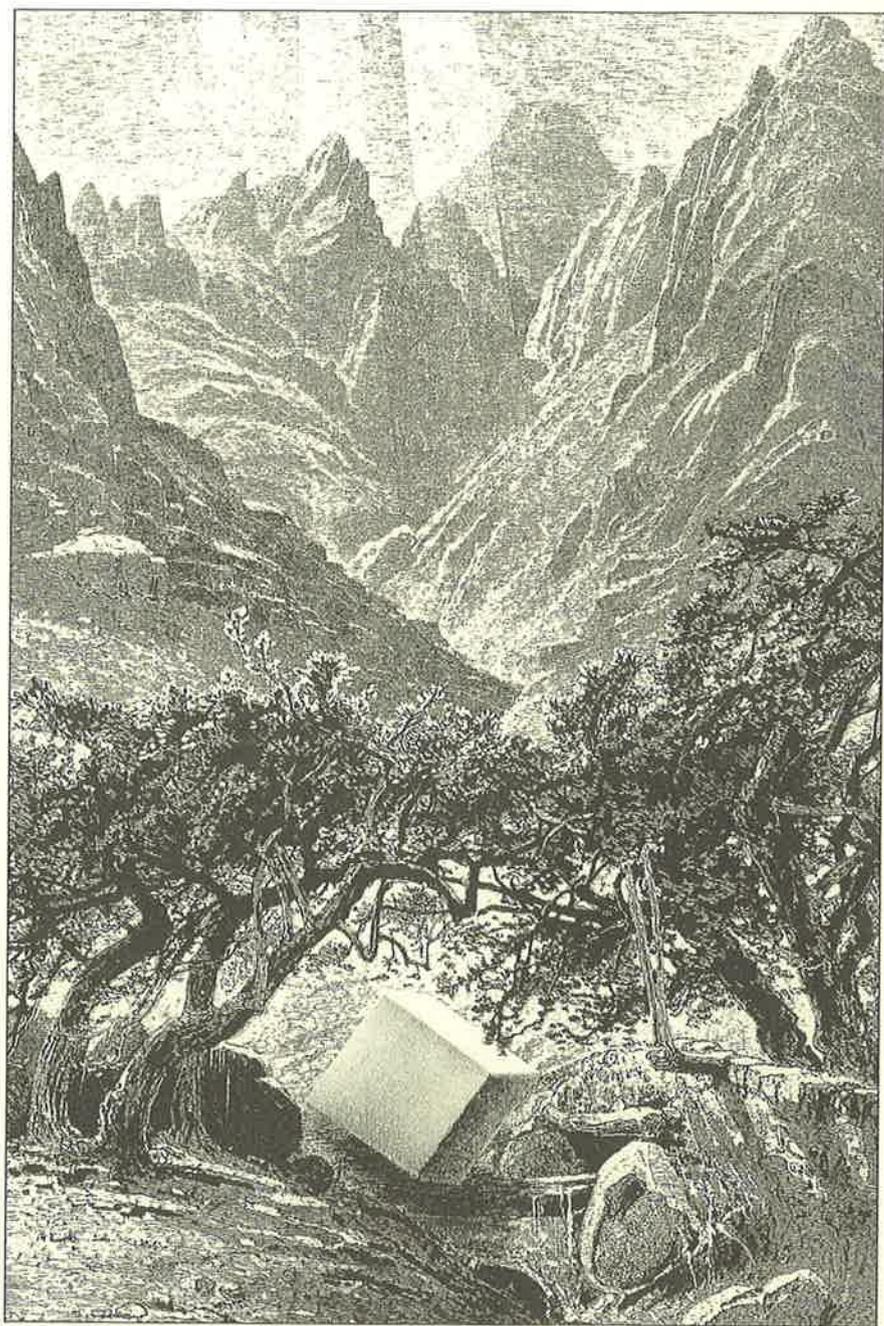
Stabiles im Instabilen ...



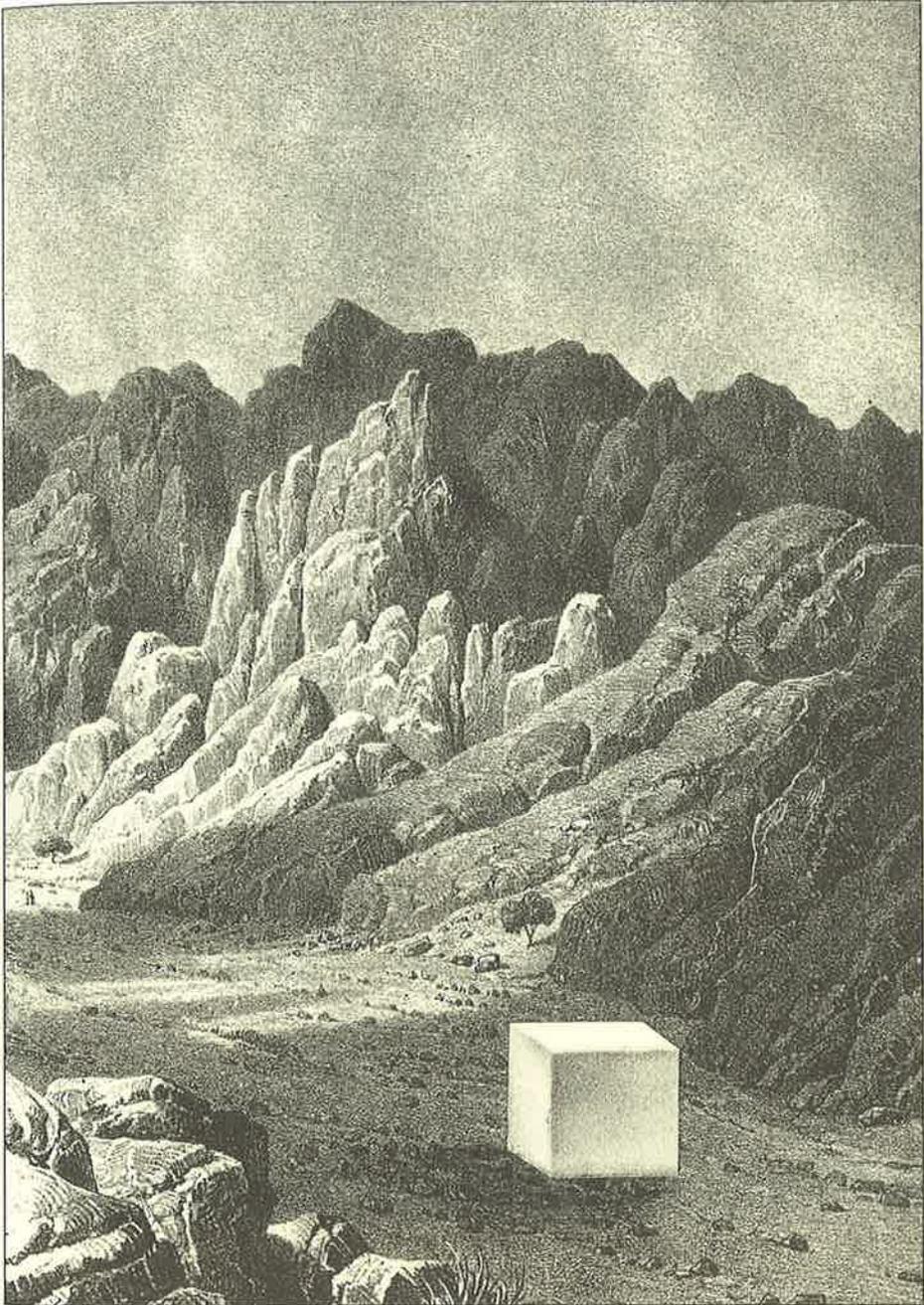
Der Berg gibt den Kubus frei – eine gleißende Kostbarkeit.

Der Kubus rutscht tiefer, er zwingt sich durch eine Eng.

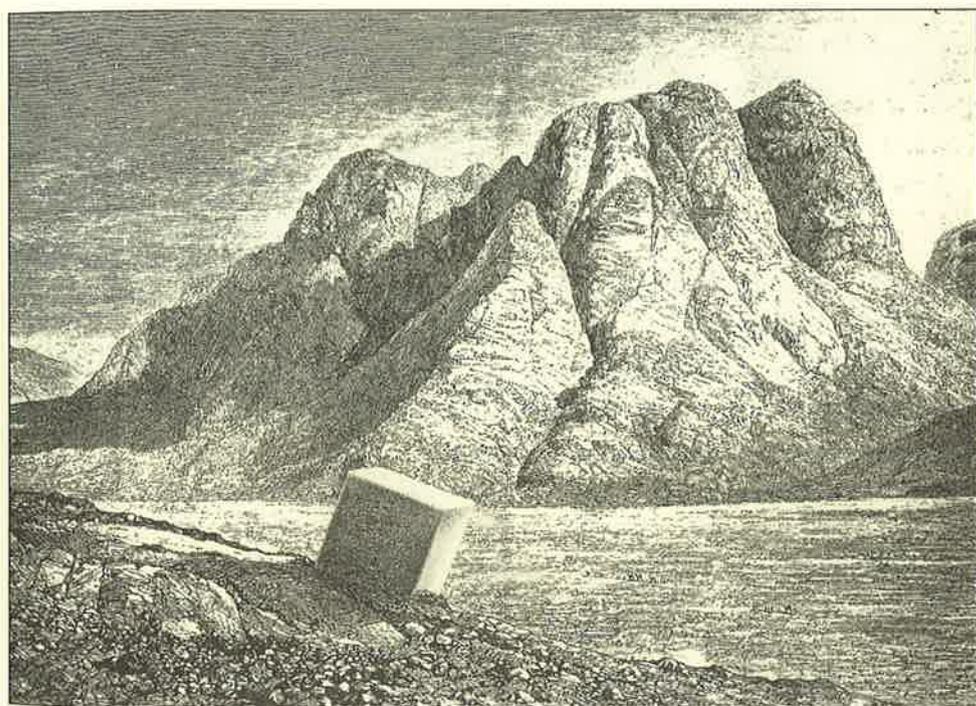
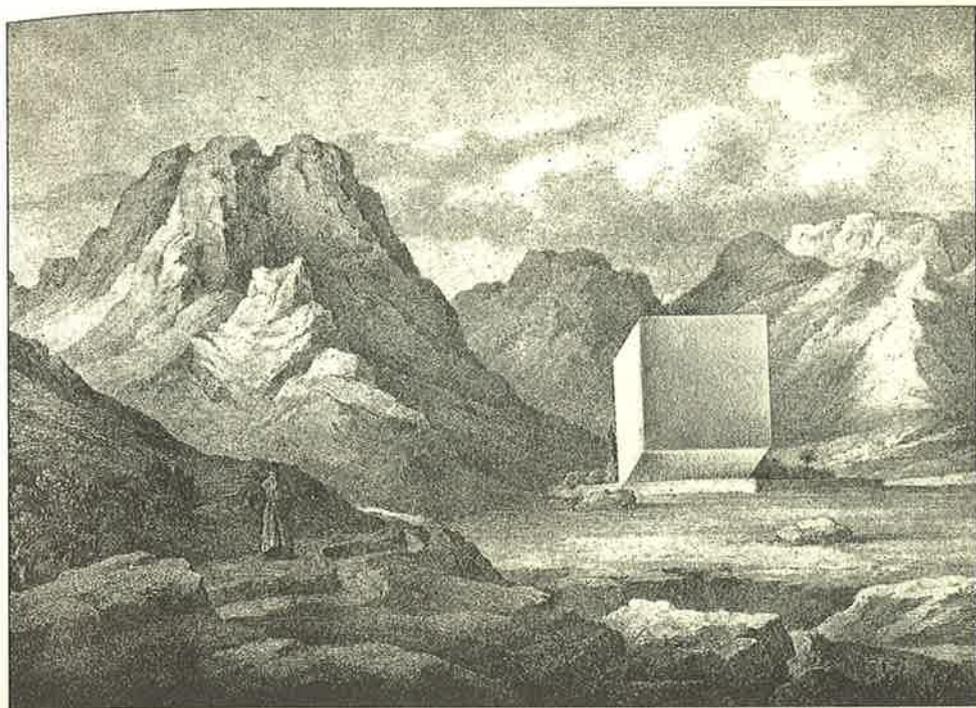


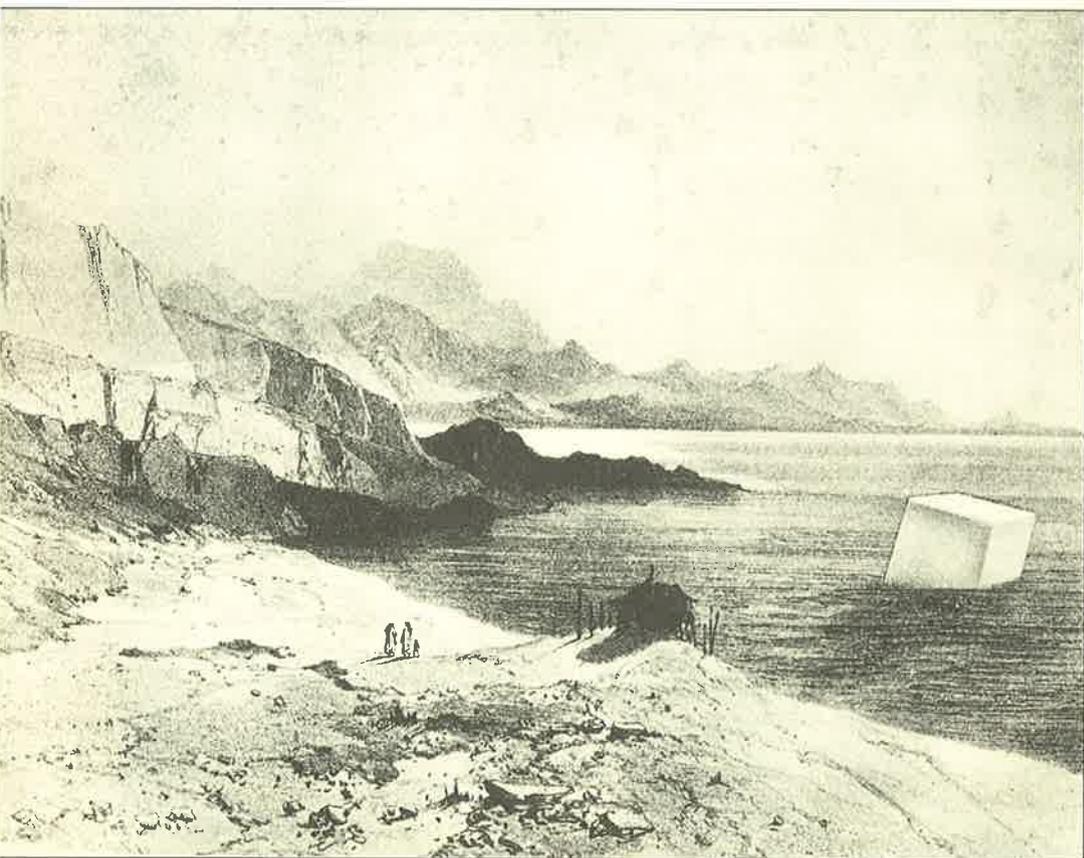


Der Kubus gleitet über das instabile Geröll des Schotters.



Der Kubus wandert zum Wasser, das unter dem Kegel herausfließt.





Der Kubus wird in tieferes Wasser geschoben wo er versinkt.
Das Gestein, das er auf seinem Weg berührt hat, überlagert den Kubus.

Helmuth Moser

Denkmäler der Vergangenheit

*Korsikas Kultur der »Großen Steine« –
Europas prähistorische Steinmonumente*

Besucher aus dem All machte Erich von Däniken für die Erbauung und Errichtung der eindrucksvollen prähistorischen Megalithmonumente (griech.: megas, groß; lithos, Stein) Europas verantwortlich. Andere Autoren, wie G. Elliot Smith in seinem 1911 erschienen Werk »The Ancient Egyptians« oder Euan MacKies in seinem 1977 veröffentlichten Buch »The Megalith Builders«, vertraten die laute Ansicht, daß die Idee für diese zyklischen Steinsetzungen ihren Ursprung an den Ufern des Nils hätten oder daß diese Denkmäler das Werk weiser Priester aus dem vordynastischen Ägypten oder Babyloniens seien. G. Elliot Smith und W. J. Perry glaubten, daß diese »heliolithische«, mit Sonnenverehrung in Zusammenhang stehende Kultur durch Perlen- oder Goldsucher aus Ägypten über die Erde verbreitet wurde. Seit Algeruan Herbert 1849 in seinem Buch »Cyclops Christianus« die Bezeichnung »Megalith« in Umlauf gesetzt hatte, brachte er buchstäblich den Stein ins Rollen für eine Flut von

Veröffentlichungen, aber auch für viele Spekulationen. In diesen frühen Arbeiten wurden die megalithischen Steinarchitekturen aus verschiedenen Epochen und in den verschiedenen Ländern der Welt in einen Topf geworfen. Zwischen den Megalithen Europas, Algeriens, des Kaukasus, Japans, der Osterinseln und anderer Orte wurde eine entwicklungsgeschichtliche Beziehung konstruiert (megalithischer Kulturkreis). Heutige Forscher stimmen überein, daß sich die zahlreichen Megalithbauten auf der Erde nur deshalb ähneln, weil sie aus demselben Material bestehen und in äquivalenter Weise errichtet wurden.

Die Heimat der »klassischen« europäischen Megalithen erstreckt sich vom Mittelmeer (Korsika, Sardinien, Sizilien, Süditalien, Balearen, Malta) über die Iberische Halbinsel nach Frankreich und Deutschland, über England und Irland bis nach Schottland und Skandinavien. Vier Typen megalithischer Denkmäler kennzeichnen diese europäische Kulturströmung: Menhire, Steinsetzungen (Reihen, Kreise), Megalithgräber und Megalithtempel. Viele dieser Bauten sind einfach konstruiert, was nicht heißt, daß sie leicht zu errichten waren. Dolmen zum Beispiel sind

aus drei oder vier großen Felsblöcken zusammengestellt, die eine schwere Deckplatte tragen. Aber für die Errichtung der mehr als 50 000 heute in Europa bekannten Dolmen mußte von der Urbevölkerung ein enormer Aufwand an Zeit und Energie sowie organisatorisches Geschick verwendet werden. Die tonnenschweren Steinplatten mußten hergeschafft, Erdrampen aufgeschüttet und Deckplatten auf den Spitzen der Wandsteine justiert werden. Auf 80 000 Stunden wird die Arbeitsleistung zum Ausheben des mehr als 330 Meter Durchmesser zählenden »Ring of Brodgar« auf den Orkney-Inseln geschätzt.

34

Kaum einer der frühen Erforscher konnte glauben, daß diese Gewaltakte von »primitiven« Völkern des vorgeschichtlichen Europas ohne fremde Hilfe oder Einflüsse selber geschaffen wurden. Rasch setzte sich in den archäologischen Kreisen die »Diffusionstheorie« durch, wonach Europa ein Abbild des vorderasiatischen Kulturschaffens sei, und in den prähistorischen Instituten zirkulierten Landkarten über die Ausbreitung und das allmähliche Vordringen der Einflüsse aus dem östlichen Mittelmeerraum.

Erst durch die absolute Zeitdatierung der Funde mit Hilfe der

Radiokarbonmethode wurde ein Schlußstrich unter diese Spekulationen gezogen. Es stellte sich heraus, daß die Megalithen Europas fast 2000 Jahre älter waren als ihre vermuteten Vorbilder im östlichen Mittelmeergebiet. In der Bretagne konnten einige der Megalithgräber auf 4500 v. Chr. datiert werden und verwiesen damit ähnliche Steinbauten in anderen Ländern zeitlich auf die Ränge.

Man verlagerte sein Staunen auf die eigene großartige Vergangenheit. Die Atlantislegende und die »romantische« Verbindung mit den keltischen Druiden wurden neu aufgelegt. Das riesige Mausoleum New Grange in Irland, die gigantischen Trilithen von Stonehenge und der Steinkreis in Avebury in England sowie die kilometerlangen Steinalleen bei Carnac in der Bretagne erhielten enormen touristischen Zulauf. Über Stonehenge (engl.: »hängende Steine«) wurde seither mehr publiziert als über die ägyptischen Pyramiden.

Manches spricht dafür, daß die Formenvielfalt, die Bauart und die geographische Situierung dieser Megalithen unabhängig voneinander in fünf oder sechs verschiedenen europäischen Ländern entstanden und den Ideen von Küstenbewohnern zuzuordnen sind. Vielleicht wurden einige dieser

Steinbauten den Holzhäusern und -stelen der örtlichen Bevölkerung nachempfunden. Dies erklärt aber noch nicht die gesellschaftliche Funktion und die Frage, warum sie überhaupt errichtet wurden. Daß es sich bei den maltesischen Megalithbauten um Tempel handelt und die meisten Großsteinkammern Grabstätten waren, gilt als gesichert. Welchen Zwecken aber Menhire (*men*, niederbretonisch: Stein; *hir*, lang) dienten, ist schwieriger zu entschlüsseln. Den Namen erblten sie vom Kornischen, einer Sprache aus der südwestenglischen Grafschaft Cornwall. Um 1814 wurde er von der französischen Académie Celtique als wissenschaftlicher Terminus eingeführt. Als Hinkelsteine (Hinkel oder Hünkel heißt Hähnchen) sind sie uns seit Asterix' Taten wohlvertraut.

Vielleicht waren Menhire Denkmäler mächtiger Clans, Mahnmale, Heldenstatuen oder einfache Orientierungsmarken. Variabilität und Größe der Menhire weisen auf unterschiedliche Verwendungszwecke hin. Im Norden von Le Menec in der Bretagne erhielt sich die Sage von dem Menhir Krifol, der ein versteinertes junger Mann sei und dessen Seele den Felspilaster noch umschwebe. An den »Riesen Kerderf« (ebenfalls bei Menec) rief man sich bis in jüngster Vergangen-

heit bei Dunkelheit den Bauch, wenn die Ehe bislang kinderlos geblieben war.

Dolmen dienten im Mittelalter und später vielfach als Sitze bei Gerichtsverhandlungen oder als Krönungssteine. Megalithplätze stehen bei einigen heutigen Völkern in enger Beziehung zum Gründer des Dorfes oder des Clans, oder sie gehören bestimmten Familien und sind ihnen erblich. Aus Runensteinen in Schweden, die größtenteils dem 11. Jahrhundert angehören, geht hervor, daß die Denkmäler für Verstorbene, manche auch von Lebenden für sich selber, errichtet wurden. Vier Runeninschriften in der Nähe einer Brücke überliefern folgende Botschaft: »Jarlabauke ließ diese Steine zu seinem Gedenken errichten, während er lebte, und er schuf diese Brücke für seine Seele«.

Was vielleicht die Megalithkulturen auszeichnet, »ist die Tatsache, daß die Idee der Unvergänglichkeit und der Kontinuität von Leben und Tod Gestalt annimmt in der Verherrlichung der mit Steinen identifizierten oder verbundenen Ahnen« (M. Eliade). Wo das Megalithikum heute noch in voller Blüte steht, finden wir immer einen ausgeprägten Ahnenkult. Der Ritus beherrscht dabei zentral das gesellschaftliche und religiöse Leben.

Dies berechtigt, die Megalithkulturen den christlichen oder buddhistischen Kulturen gleichzustellen.

Reise zu frühen Mysterien – die Megalithen Korsikas

Granite prägen die gebirgige Landschaft Korsikas. Nur 25 Kilometer von der Küste entfernt erhebt sich der Gipfel des Monte Cinto auf über 2700 Meter. Weitere zwanzig Bergspitzen überragen die Zweitausendmetergrenze, so daß der deutsche Geograph Friedrich Ratzel (1844–1904) mit Recht die Insel als ein »Gebirge im Meer« bezeichnete. Als Teil des Variszischen Gebirges überdauerte der korsische Bergzug die geologischen Jahrmillionen seit dem späten Erdaltertum. Zahlreiche tiefe Schluchten und steile Täler durchfurchen diesen grünen, baumreichen 183 km langen und 83 km breiten Archipel. Die Sage berichtet von der »neunmal geborenen« Insel, die im Rhythmus der Äonen mehrmals dem Wasser entstiegen und dann wieder in den Fluten versunken ist. Der Mangel an Bodenschätzen und die Unwegsamkeit des Landesinneren machten die Insel wenig verlockend für frühe Eroberer und Erzprospektoren. Geringe Vorkommen an Eisen,

Kupfer, Blei, Zink und Silber finden sich im Zentrum und an den Bruchzonen im Osten der Insel.

Korsika war bis Mitte der fünfziger Jahre ein Stiefkind der archäologischen Forschung. Obwohl schon um 1810 Mathieu, ein Hauptmann der Artillerie, über archäologische Funde im Tavano-Tal publiziert hatte und um 1840 der französische Schriftsteller und »Inspecteur Général des Monuments Historique de France« Prosper Mérimée erste archäologische Berichte über Funde auf der Insel verfaßte, mußten noch mehr als hundert Jahre vergehen, bis die ersten systematischen prähistorischen Sondierungen vorgenommen wurden. Zu den archäologischen Sensationen gehörte dann aber die Tatsache, daß bereits gegen 7000 v. Chr. die Insel von Menschen erkundet wurde, die vielleicht von Ligurien kommend über die Insel Elba nach Korsika übersetzten. Eine einfache Tonware mit eingedrückten Punktmustern kennzeichnet diese mesolithischen Lebenszeichen einer Jäger-, Fischer- und Sammlerkultur. Relikte aus Obsidian, einem schwarzen vulkanischen Gesteinsglas, verraten eine engere Handelsbeziehung mit der sardischen Urbewölkerung. Die sogenannte Impresso- oder Cardium-Keramik, die zwischen

dem 6. und 4. Jahrtausend v. Chr. vom Mittleren Osten bis nach Spanien und von der afrikanischen Küste bis nach Ligurien von Ackerbauern hergestellt wurde, deutet auf ein Seßhaftwerden der Menschen hin. Überhängende Granit- und Kalkfelsen, aber auch Freiland-siedlungen dienten diesen Urkorsen als Behausung. Auch manch große Tafoni-Höhle diente wahrscheinlich als Unterschlupf. Diese Tafoni-Verwitterungen (korsisch: Fenster) werden in allen Höhenstufen und an allen Gesteinstypen der Insel angetroffen und stellen eine geologische Rarität dar. Im Gegensatz zur normalen Verwitterung, die von oben nach unten verläuft, schreitet der Tafoni von unten nach oben vor und bildet »Pilze«, »Drehfelsen« oder »Schildkrötenpanzer«. Nur noch in Honkong, an der Diamantküste Afrikas und auf einzelnen Mittelmeerinseln, wie Delos, tritt diese geomorphologische Erscheinung auf.

Die Ablöse der Impresso-Keramik durch eine dunkelglänzende, mit Bogenornamenten verzierte Tonware, leitete in Korsika das späte Neolithikum ein. Den Ausklang dieser Epoche begleitete die Kultur der unterirdischen Tafoni-Gräber. Man siedelte nun, im Gegensatz zum Frühneolithikum, auf gut zu verteidigenden Anhöhen

und befestigte die Wohnplätze mit zyklischen Mauern. Die Zeiten scheinen kriegerischer geworden zu sein. Reiche Kupfer- und Silberfunde auf der Iberischen Halbinsel trieben Stämme und Völker zu Raubzügen, Invasionen und Seeabenteuern.

Am Ende des 4. bis Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. verbreitete sich jenes gesellschaftliche und religiöse Phänomen, das sich in der Megalithkultur manifestierte.

Die neue Sichtweise und der Einbruch dieser Kultur verrät sich auffällig im Totenkult. Naturhöhle und Felsvertiefung nahmen bisher den Leichnam auf; Steinkistengräber (franz.: *coffres*) verdrängten nun diese einfachen Bestattungen. Sorgfältig zugehauene und ge-glättete Felsplatten wurden zu maximal drei Meter langen Steinkisten zusammengesetzt. Bis zwei Meter in den Boden versenkt, überdeckte man sie zusätzlich mit einem Erdhügel. Zugleich stattete man sie mit einem oder zwei Menhiren aus, meist Granitmonolithen von ein bis zwei Metern Höhe.

In den korsischen Steinkisten fand man bei Ausgrabungen kleine Diorit-Äxte, Klingen und Abschläge aus Feuerstein und Obsidian, flache und kugelige Perlen aus Schiefer, Granulit und Serpentin, sowie glatte Keramikscherben.

In der folgenden Phase des korsischen Meglithikums wurden die unterirdischen Steinkisten durch Dolmen (*dolmen*, bretonisch: Steintisch) von mäßiger Größe ersetzt, die ebenfalls in einen Erd- oder Steinhügel verpackt wurden. Diese vornehmeren Einzelbestattungen lassen auf eine aristokratische Gesellschaftsschichtung schließen. Aus dieser Zeit stammt die berühmte Steatit-Statuette von Campu-Fiurelli (Grossa), die im Besitz des britischen Museums ist. Dieses kleine Idol aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. stellt eine sitzende und fleischige Frauengestalt dar. Die Arme liegen auf dem Brust-Bauch-Bereich und die Gestalt zeigt nur Fußstummel.

Zusehends verselbständigten sich die Menhire und wurden zu Steinalleen (franz.: *alignements*). Bedeutend sind die Menhirreihen im Küstengebiet westlich von Sarténe, die sich auf einer Länge von 200 Metern erstrecken und durch ihre Geschlossenheit und Regelmäßigkeit an riesige Steinwälle erinnern. Sie stehen in der Nähe eines Megalithgrabes, sind in Nord-Süd-Richtung orientiert und weisen mit der »Gesichtsseite« nach Osten. Dies bringt sie in den Zusammenhang mit einem Totenkult. Unnahbar blickt die leblose Steingarde von Palaggiu den Betrachter

an. Bei paarweise aufgestellten Menhiren beträgt ihr Abstand ungefähr einen Meter (*U Frate, A Sora*: »Bruder und Schwester«). Zwanzig Steinreihen sind in Korsika noch erhalten. Viele andere dürften in der Vergangenheit zerstört oder als Baumaterial verwendet worden sein.

Am Ende des 3. Jahrtausends v. Chr., mit Beginn des letzten Abschnitts des korsischen Megalithikums, bricht Ausdruck aus den leeren Steinfiguren. Der Menhir wird zur Statuenstele und erhält menschliche Züge. Im ovalen Grundriß seiner Leibung erscheinen in seiner oberen Hälfte Andeutungen von Kopf, Hals und Schulter (Filitosa X.). Zwischen 1800 und 1500 v. Chr. individualisieren sich Augen, Nase, Mund und Kinn im überdimensionierten Haupt. Verstärkt wird die Gesteinsgebärde durch eine rote Hämatitbemalung und durch die längs oder quer eingemeißelte Bewaffnung mit Schwert und Dolch. Diese besitzen einen T-förmigen Griff, und manchmal hängt das Schwert an einer Art Schultergürtel fast im Bereich des Kehlkopfes, als würde die Waffe zur Sprache werden. Damit erhält die Stele einen finsternen und entschlossenen Ausdruck (Filitosa V, Cauria II und IV).

Die »coffre« alten Stils aus dem späten Neolithikum werden weiter



Die Menhirreihen von Cauria, nahe der Stadt Sarténe, werden in die Zeit zwischen Anfang und Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. datiert.

hin gebaut. Steingegenstände, Dolche aus Kupfer, Stücke aus Silber und eine Armschutzplatte im Grab von Pagliaiu stufen das Bauwerk in das Chalcolithikum (2000–1800 v. Chr.). Die Dolmen dieser Epoche sind meist von einfacher Bauart. Ganggräber und Steinplatten mit Seelenloch stellen eine Rarität dar. Etwa 100 Dolmen haben sich in Korsika noch erhalten, die meisten befinden sich in der Gegend von Sartène.

Bedeutend sind die schematischen Ritzzeichnungen im »fadenförmigen Stil« bei Cabia (»La Petra Frisgiata«). Kreuzförmige Zeichen, Bögen und stilisierte Darstellungen von Menschen bringen diese abstrakte Kunst in Verbindung mit Abbildungen in Sardinien und auf den Balearen. Auf Korsika finden sich die schönsten Malereien in Olmeta-du-Cap. Die Wände der »Grotta-Scritta« sind mit Kämmen, Ankern und stilisierten Menschen bemalt.

Prosper Mérimée war der erste Archäologe, der auf einer Reise durch Korsika auf die menschenähnlichen Stelen aufmerksam wurde. Abbé Breuil, der Altmeister der französischen Frühgeschichte, regte eine sorgfältige Erforschung der Insel an und betraute 1954 Roger Grosjean mit dieser diffizilen Aufgabe. Auf Hinweis der engli-

schon Schriftstellerin Lady Rose entdeckte er am Ende seines einjährigen Aufenthalts bei dem Weiler Filitosa im Tavoro-Tal die bedeutendste korsische Kultstätte. Damit rückte Filitosa und das gesamte 60 Kilometer lange Tal in den Brennpunkt der Archäologie.

Statuen in Stein – Filitosa

1954 entdeckte man auf dem Grundstück des Charles-Antoine Cesari, in der Nähe des Weilers Filitosa, vier große menschenähnliche Granitsäulen. Als man sie mit Mühe umgedreht hatte, blickten den erstaunten Findern Menschengesichter entgegen. Starke Verwitterungsspuren stuften die Stelen sogleich in ferne Vergangenheit.

Bereits 1937 machte M. Maestrati auf einen Menhir am rechten Ufer des Tavoro aufmerksam. Alle fünf Statuenstelen erhielten die Bezeichnung »Paladin«. Ein besonders schön bearbeiteter, liegender Menhir von fast 3 Metern Länge, von Grosjean 1955 im Schatten eines Olivenbaumes gefunden, hatte den Bauern in der Umgebung als Sitzbank gedient.

Die »Großen Steine« tragen Waffengravuren und unterscheiden sich dadurch von den Menhiren im Norden Korsikas.

Die Zeit war aber noch nicht gekommen, um das Areal genauer unter die Lupe zu nehmen. Erst der Tatkraft von C.-A. Cesari verdanken wir die systematische Erforschung des Umkreises von Filitosa. Mit seiner Hilfe wurde eine langfristige Grabungskampagne initiiert. Der Hinweis auf eine »Klosterruine« am Scheitel eines Felshügels in der Nähe von Filitosa lenkte Grosjean auf die Spur einer Kultstätte. Grabungen nach 1956 deckten an der Hügelkalotte einen halbzerstörten Rundturm mit 22 Metern Durchmesser und einen künstlich errichteten Hügel von 4 Metern Höhe und 15 Metern Durchmesser in der Plateaumitte auf. Ein mächtiges Steinhaupt mit starrem Blick kam in der Nähe des Tumulus ans Tageslicht. Der Granitleib dieses zerschlagenen Megalithen dürfte 3,5 Meter lang gewesen sein. Seinen Oberkörper ziert ein langes eingraviertes Schwert. Den Fuß des Hügels umgrenzt eine Mauer aus tonnenschweren Blöcken. Bei der behutsamen Öffnung des künstlichen Tumulus war das Erstaunen der Archäologen groß: An Stelle eines Steinkammergrabes verbarg sich neben den Relikten von zerschlagenen Menhiren ein rechteckiger Altar aus gebranntem Lehm von etwa einem Quadratmeter Oberfläche, der auf einem gemauer-

ten Steinpodest stand. Brandschichten wiesen auf die Verbrennung von organischem Material und zahlreiche Tonscherben auf eine Opferung von Keramikgefäßen hin. Die Menhirtrümmer waren in den Mauern eingebaut, kopfunter und mit dem Gesicht nach innen.

Im Zuge der weiteren Begehung des Tavano-Tales wurden neue Menhire an den seltsamsten Orten gefunden. Einer diente als Teil eines Türstockes, andere waren unauffällig in Feldmauern inkorporiert. Zwei Platten in der Wand eines Bauernhofes trugen die Gravierung eines Stiergehörns mit boulierten Spitzen. Die Helmzier ähnelt dem Kopfschmuck des sardischen Kriegsgottes. An vielen dieser Stelen läßt sich die Evolution ihrer Vermenschlichung ablesen. Aus den nackten, geglätteten Steinleibern öffnet sich immer mehr die Kopfpartie und läßt den Unterkörper zur Nebensache werden. Die ursprünglich flachen und maskenhaften Gesichter erhielten Haartracht oder eine Kopfbedeckung mit Hörneraufsatz, vertiefte Augen und knollige Nasen. In der Beschränkung auf das Wesentliche wird ihr Ausdruck übersteigert. Ihre Gestaltung ist Ausdruck einer düsteren, patriarchalischen Welt.

In der mittleren Bronzezeit, nach Grosjean nicht vor 1600 v. Chr.,



Filitosa ist mit seinen zahlreichen Menhirstatuen ein Zentrum der Vorgeschichte Korsikas.

tauchten jene seltsamen Turmbauten auf, welche die weitere Geschichte der Insel prägten. Die Träger dieser neuen Kultur werden von einigen Archäologen als »Torreaner« bezeichnet. Ein Vorläufer, der Turm von Tappa, wurde durch Radiokarbondatierungen auf 2300 und 1900 v. Chr. bestimmt und rückt das Bauwerk zeitlich in die Nähe der bretonischen Kuppelgräber. Grosjean läßt die neuen Herren im Golf von Porto Vecchio landen. Bewaffnet mit langen Bronzeschwertern und Dolchen der späthelladischen Form dringen sie, sicher nicht unblutig, in das Kernland der Megalithiker vor. In dieser Zeit der kriegerischen Auseinandersetzung erscheinen die ersten Waffen auf den Menhiren. Wahrscheinlich schufen sie megalithische Künstler, welche die getöteten Feinde in harten Granit bannten. Sorgfältige Untersuchungen der Stelen ermöglichten Vergleiche mit der Ausrüstung der Schardana und Philister, die auf einem ägyptischen Relief am Tempel von Medinat Habu im Kampf mit der Flotte Ramses' III. zu Beginn des 12. Jahrhunderts v. Chr. dargestellt sind. Ihr halbrunder, gehörnter Lederhelm, der rippenförmige Brustharnisch und die Bewaffnung ähneln den Darstellungen auf den Menhiren. Die Zuordnung der »Torreaner« zu

diesem seefahrenden und kriegerischen Volk ist aber nicht eindeutig bewiesen. Der bekannte Archäologe G. Lilliu bemerkt in der mittleren und jüngeren Bronzezeit Korsikas nur einen fließenden Übergang und eine allmähliche Verwandlung der Gesellschaft. Die Fortifikationen und kulturellen Veränderungen deutet er im Rahmen innenpolitischer Umstrukturierungen und kriegerischer Stammesfehden.

Auf dem zerstörten Filitosa wird eine neue Niederlassung errichtet. Mit dem weiteren Vordringen und der Ausbreitung der »Torre-Kultur« naht das Ende des korsischen Megalithikums. Das einheimische, konservative Hirtenvolk meißelt sich die letzten Menhire in seinem Rückzugsgebiet im Norden Korsikas und schließt damit das Kapitel der ersten monumentalen Steinplastiken Westeuropas.

Menhire Norditaliens

200 Kilometer nördlich der Insel Korsika, in Ligurien und in der Toskana, tauchen ebenfalls steinerne Menschenstelen aus dem Dunkel der Geschichte: Es ist die Gruppe von Lunigiana nördlich von La Spezia aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. In einem Areal von etwa 1000 Quadratkilometern

wurden an die 50 Monolithen gefunden. Aus Sandstein gemeißelt, tragen sie sogenannte Gendarmenmützen und sind mit männlichen und weiblichen Merkmalen versehen. Starke Verbreitung haben Menhirstatuen in Südfrankreich von Montpellier bis an die Rhône, im Gebiet südöstlich von Avignon und der Gegend zwischen den Flüssen Tarn und Agout. Weiter in den Alpen finden sich Menhire im Aosta-Tal, in Sion in der Schweiz, in der Valcamonica und im Veltlin. Entlang des Etschtales fanden sich eine Stele in Rev, sechs in Arco, eine in Brentonico und zahlreiche in Südtirol.

mit üppiger Verzierung. Der Latscher Menhir ist der dekoriertesten und trägt neben den ikonographischen Elementen des Etschbereiches auch Abbildungen von Hirschen usw. Er nähert sich daher figurativ den Stelen aus der Valcamonica und dem Veltlin.

Vier Menhire wurden in den Jahren 1932 und 1942 von den Herren Kröß, Ladurner und Langebner in einem Weinberg in Plars bei Algund entdeckt. Diese Menhire bestehen aus dem lokalen Töller Marmor und zeigen ausgeprägte Bearbeitungen. Eine Stele trägt weibliche, die anderen besitzen männliche Merkmale. Zwei kleine Brüste innerhalb eines Streifens mit waagrechter Strichverzierung betonen die Weiblichkeit ebenso wie die runden und weichen Formen. Die Kleinheit und das Fehlen von Waffen statuieren der Dame eine Nebenrolle. Neben den drei kleineren Exemplaren entfaltet der große Menhir breitschultrig Überlegenheit und majestätische Würde. 1952 fand K. Schadlbauer am Penzlhof in St. Verena am Ritten einen neuen Figurenmenhir, den ein vorgeschichtlicher Künstler aus dem Porphyrgestein gearbeitet hatte. Schließlich wurde im Winter 1955 in Tötschling bei Brixen von H. Fink der sechste Menhir bestimmt. Bei Aushubarbeiten in Feldthurns fand man im Jahre 1983 einen

Südtirols »versteinerte Vorfahren«

Die Zahl der existenten und überlieferten Menhire in Südtirol ist seit der Entdeckung des Latscher Menhirs durch Hans Nothdurfter im Altar der Bichlkirche auf zwölf angewachsen. Nicht mehr mit korsischer Strenge und starren Augen begegnen uns diese Menhire. Feiner, vornehmer und reicher ist ihre Gestalt. Manche erinnern in ihrer plakativen Art an Gedenktafeln. Ihre Gesichter sind verschwunden, und auch der Beinbereich zeigt keine detaillierte Bearbeitung. Dafür prahlt die Brust



Der Menhir aus der Latscher Bichlkirche

»megalithischen Kultplatz«, bestehend aus einem Kranz von Steinen, in dessen Mitte das Fragment eines mit Axt, Dolch und Pfeil und Bogen (?) bebilderten Menhirs aus Phyllitgestein lag. Der Entdecker des sogenannten Traminer Menhirs ist ebenso unbekannt wie die Fundumstände. Gefunden wurde er im Weiler Rungg, der damals noch zu Kurtsch gehörte. Verziert ist diese Steinstele mit Dolchen, Äxten und einem Gürtel. Bereits eingemauert fand M. Leithe-Jasper einen mit einem Gürtel verzierten Menhir an der Südostecke des Kreiterhofes in Untervöls. Nach Auskunft des Hofeigentümers stammt der Stein aus einem Gebiet zwischen dem Oberen Völser Weiher und der Tuffalm am Fuße des Schlerns. Auf der Wiese vor dem Kobaltbühel bei Völlan soll sich ebenfalls ein Menhir befunden haben, und auch dieser dürfte beim Bau einer Scheune mit eingebaut worden sein.

Im März 1943 ließ Nicolò Rasmò dem G. Brusin folgende Meldung zukommen: »... ein Bauer aus Kortsch fand, während er Steine zur Reparatur einer Wasserleitung ausgrub, nahe der Straße eine Steinplatte aus Laaser Marmor mit der Verzierung, die Sie auf dem beiliegenden Blatt sehen.« Die ungenaue Skizze ohne Maßangabe

interpretierte und rekonstruierte man zeichnerisch zu einem Figurenmenhir. Waagrechte Rillen ohne senkrechte Unterbrechungen in der oberen Hälfte und drei mögliche vertikale Dolcheinritzungen in der unteren bringen ihn in die Nähe der gravierten Steinblöcke aus der Valcamonica und dem Veltlin.

Menhire aus der Kupferzeit

Vergleiche zwischen Grabbeigaben und Darstellungen auf den verzierten Stelen Norditaliens lassen darauf schließen, daß die Menhir-Kultur das gesamte 3. Jahrtausend v. Chr. eingenommen hat. Abbildungen der ersten Produkte der Metallurgie Norditaliens, wie Doppelspiralen-Anhänger, Ketten, Dolche, Stabdolche und kleine Beile, entsprechen dem Handwerksrepertoire der Kupferzeit und sind an fast allen Südtiroler Menhiren deutlich angebracht.

Einen besonderen Raum schenkte man den Darstellungen des dreieckigen, flachen Dolches mit Mittelrippe vom Typ Remedello (Fundort bei Brescia, erste Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.). Dieser Dolchtyp erscheint auch in den neolithischen Grabbeigaben von Spilamberto (Modena) und Rinaldone (Varese).

Auf den Terracotta-Figuren von Petsopha der kretischen Kultur fesselt die Darstellung eines übergroßen Dolches am Hüftgürtel den Betrachter. Waffen und Metallgegenstände hatten für jene Völker sicherlich nicht nur praktische und materielle, sondern auch religiöse und rituelle Bedeutung. Die Waffe könnte symbolhaft den gesellschaftlichen Status seines Besitzers ausgedrückt haben. Lediglich am Menhir von Feldthurns bezieht sich die Form des Dolches auf die Art »Ciempozuelos«, die im Zusammenhang mit den Glockenbechern steht.

Neben dem Dolch zählt auch das Beil als Waffe und Prestige-Objekt zu den Statussymbolen. Vier Kupferbeile sind aus Südtirol bekannt: Eines stammt aus Kollmann im Eisacktal, die anderen fand man in Welschnofen-Hirzelsteig, in der Gaulschlucht bei Lana und in Kastelruth.

Das Ausrüstung des »Mannes vom Hauslabjoch« (vulgo »Ötzi«) umfaßte unter anderm ein Kupferbeil mit Holzgriff und Lederriemen. Radiometrische Datierungen von Gewebeproben der Mumie stufen diesen menschlichen Fund in die Kupferzeit (vor 5300 Jahren) ein und machen ihn damit zum Zeitgenossen der in Südtirol gefundenen Menhire.

Mantel, Jacke oder Tunika und Gürtel dürften die wichtigsten Kleidungsstücke der »Menhir-Zeit« gewesen sein. Aus den Resten der Kleidung des Mannes vom Similaun rekonstruierte die Forschung Schuhwerk aus Leder, zwei lose Beinröhren, die an einem Gürtel befestigt waren, einen Lendenschurz, eine lange Jacke mit Ärmeln, ein Mäntelchen aus eng geflochtenen Moorgräsern und eine Fellmütze. Fast allen Menhiren Südtirols ist die Darstellung eines Mantels am Rücken gemeinsam. Zwei Typen sind dabei zu unterscheiden: Einer ist mit kleinen Quadraten verziert, der andere mit vertikalen Streifen. Auch hier bietet »Ötzi« eine Interpretation an. Sein Jackett war aus farblich unterschiedlichen Längsstreifen von gegerbten Gemselfellen zusammengenäht. Der weibliche Menhir von Arco trägt einen Umhang mit einer Bordüre aus kleinen Einkerbungen. An den Riemen der Gürtel dürften kupferne Röhren eingezogen gewesen sein.

Das »erste« Metall – Kupfer

Die vorangegangene Jungsteinzeit hatte als bedeutendste kulturelle Umwälzung die Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht gebracht.

Mit der Metallverarbeitung brach nun ein neues Zeitalter für die Menschheit an. Kupfer war das erste vom Menschen in großem Umfang verwendete Erz. Die ersten bearbeiteten Metallstücke aus gediegenem Kupfer stammen aus Cayönü im südöstlichen Anatolien. Diese Funde lassen sich in das 8. Jahrtausend v. Chr. datieren. Zu Beginn des 4. Jahrtausends v. Chr. tauchen Spuren einer Kupferverhüttung in Fena, im heutigen Jordanien, und in Murgul in Nordost-Anatolien auf. Aber bereits 5300–4000 v. Chr. verstanden sich die Vinca- und Gulumelmitso-Kulturen des zentralen Balkan und der südlichen Pannonischen Ebene auf die Bearbeitung dieses Erzes. Schon tausend Jahre vor der Gründung Trojas wurden Kupferäxte auf dem Balkan hergestellt. Durch archäologische Forschungen ist der Kupferabbau von Rudna Glava in Ostserbien vor 4500 v. Chr. belegt. Der Technologietransfer aus dem Goldenen Halbmond Vorderasiens, wie er z. B. in der Diffusionshypothese eines G. Childe vertreten wird, kann damit nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Sicherlich beeinflusste der Balkan aber kulturell den östlichen Alpenbereich. Die älteste Kultur der Kupferzeit in Norditalien ist die Remedello-Kultur aus der ersten

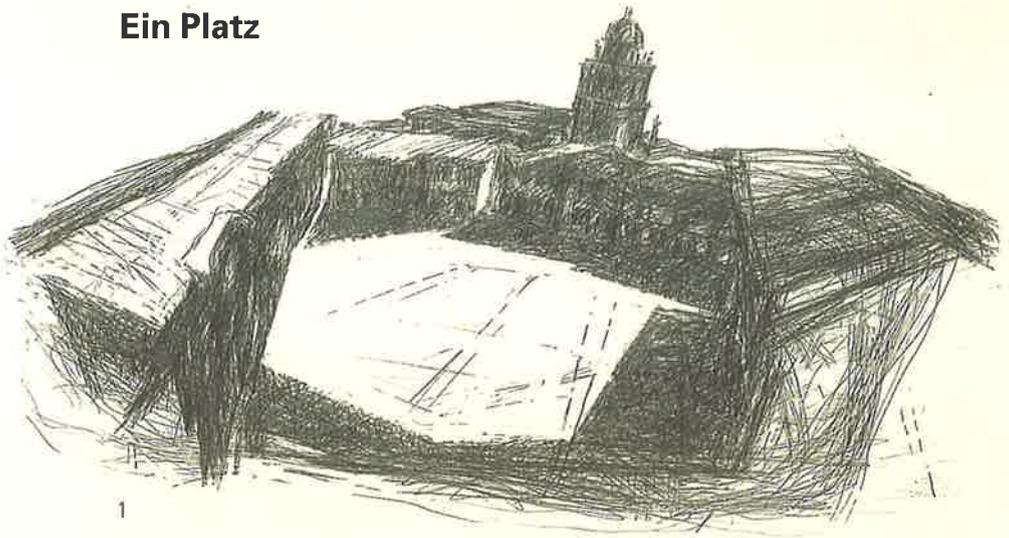
Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends.

Die herausragendsten Zeugen der Kupferzeit im Trentino-Südtirol sind Menhire. Daneben erzählen aber auch einzelne Siedlungsreste, die auf Anhöhen und Schuttkegeln liegen (Sigmundskron, St. Hippolyt bei Tisens, Thalerreit bei Magreid) von dieser Epoche. Der Keramikstil und die Steinindustrie der spätneolithischen Tradition wurden weitergeführt, und die Toten bestattete man in Gemeinschaftsgräbern in kleinen Grotten. Die Errichtung von Schmelzöfen und die Metallverarbeitung am Übergang von der Kupfer- zur frühen Bronzezeit zog sicherlich eine Veränderung des Landschaftsbildes nach sich: Mit ungefähr einer Tonne Holz konnte man aus zehn Kilogramm Erz ein Kilogramm Kupfer gewinnen. Der gewaltige Bedarf an Holzkohle für die Verhüttung wurde durch starke Rodungen gedeckt. Eine Parzellierung der Flächen war die Folge.

Was wir heute als technische Revolution bewundernd beschreiben, war mehr eine fließende Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die erst durch den systematischen Abbau der Kupferlagerstätten in den Alpen beschleunigt wurde. Immerhin führten diese Umstrukturierungen zum Untergang der Menhir-Kultur.

Reiner Schiestl

Ein Platz

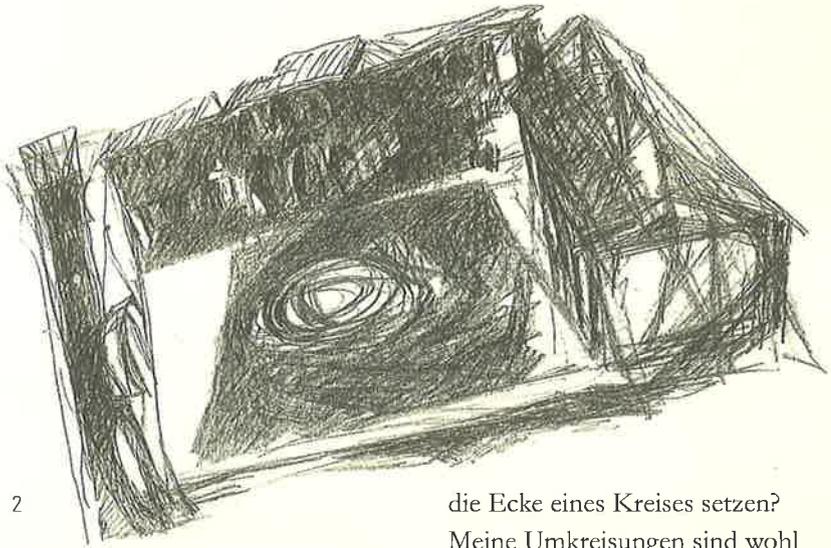


Es gibt in einer spanischen Kleinstadt eine Bar, in der man sich außerordentlich wohlfühlt. Sie wird von einer gepflegten älteren Dame geführt, die Küchen-, Bedienungspersonal und Gäste wie der diskrete Dirigent eines kulinarischen Kammerorchesters handhabt – ruhig und einfühlsam, mit viel Körpersprache und wenigen verbalen Anweisungen. Daß die kleinen Speisen, die hier serviert werden, über jeden Tadel erhaben sind, versteht sich von selbst. Das Lokal heißt »Tu y Yo«, zu deutsch also »Du und ich«, und ist so winzig, daß eigentlich nur zwei Leute bequem Platz haben. Kommen mehr Gäste, wird die Situation zwangsweise sehr intim: Vielleicht ist aber

auch das der Grund dafür, daß es mich immer wieder dorthin zurückzieht ...

Überhaupt: Wenn man von Platzwahl spricht, suggeriert man, daß es eine Wahl gibt – dabei weiß ich aus eigener Erfahrung, daß mir attraktive (!) Plätze auf eine Weise zufallen, daß keine Wahl bleibt. Ein Sonderfall war immer der »Malplatz«, der vom Unbewußten zugewiesen wird, oft ein sehr gewöhnlicher Ort, der seine Besonderheiten und Geheimnisse erst mit der Zeit preisgibt.

Möglicherweise ist er von nicht überlieferten geschichtlichen Ereignissen aufgeladen, oder außerordentliche Objekte begrenzen ihn



2

und definieren ihn in seiner Eigenart, oder, es fällt auf ihn nur der erste Sonnenstrahl des Tages. Malplätze können unbequem sein, aber man soll darauf seinen persönlichen Ruhepunkt finden wie eine Katze ihren Schlafplatz. Eine Art Harmonie mit innerer Spannung sollte da sein, um die Geister zu wecken, die man auf das Bild bannt und erst los wird, wenn das Ding »Kunstwerk« fertig ist. [1] [2]

Jedes Jahr umkreise ich vor dem »Platznehmen« die »Plaza Mayor« von Medinaceli, bleibe dann in einem Winkel stehen und zeichne. Dreihundert Schritte zähle ich für einen Umgang.

Zu einer Bildbeschreibung beugen sich die Wörter nur sehr widerspenstig: Müßte der Platz, um umkreist werden zu können, nicht rund sein? Wie kann man sich in

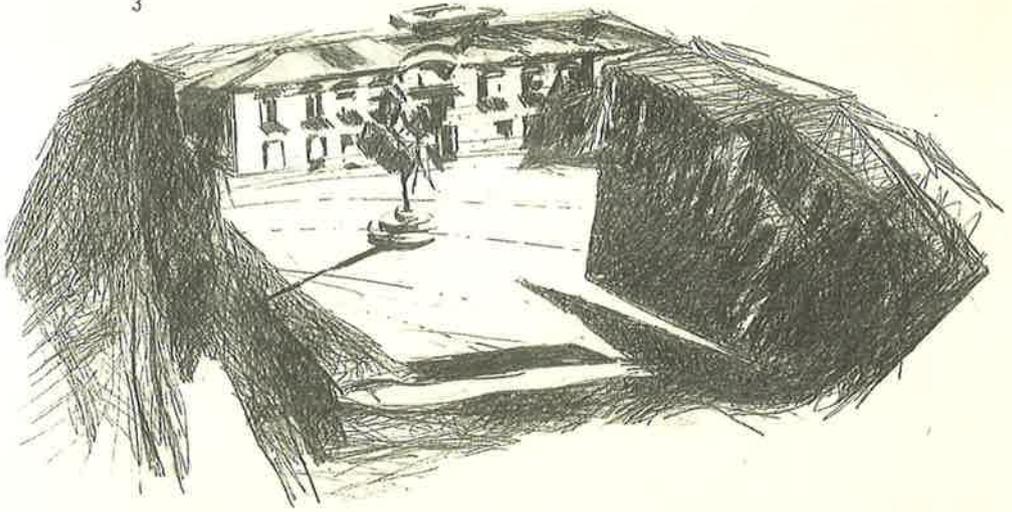
die Ecke eines Kreises setzen? Meine Umkreisungen sind wohl eher Einkreisungen, dem Quadrat eingeschriebene Zirkel, dazu angetan, das Geheimnis des Platzes mit einem unsichtbaren Lasso einzufangen. – Ein schiefes Wort, und der literarische Vergleich hinkt, während Unschärfen bei der Zeichnung diese manchmal lebendiger machen. Zeichnen ist eben leichter.

Das Erlebnis einer Begehung findet seine Analogie auf dem Zeichenpapier, wo ein dichtes Liniengeflecht die runde Sache einer geschlossenen Form umfängt.

Die »Plaza Mayor« hat Geschichte, und die Summe der Spuren, die sich in ihr Gesicht gegraben haben, machen ihre Atmosphäre aus. Noch in allerjüngster Zeit hatte sie viel zu erdulden – etwa eine Pflasterung aus Salamantinischem Granit oder einen Brunnen aus rosarotem Kunststein, der durch einen Wasserlauf mit einer postmodernen Laterne verbunden

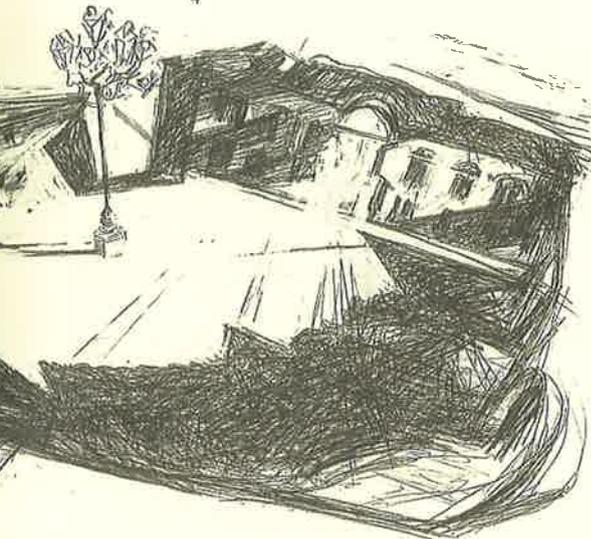


3



wurde. Und doch fällt uns das Lächeln leicht über diesen oberflächlichen Firlefanz, denn überwältigend ist die große Ruhe der Form des Platzes, seine rhythmisch gegliederte Monumentalität, seine ausufernden Schatten und das viel-tönige Pfeifen des Windes, der über die Mauerkannten Flöte spielt. [3] [4]

4



Ich mache einen weiteren Schritt zurück in die Vergangenheit: Der Platz der siebziger Jahre war wesentlich freundlicher anzuschauen: eine beiläufige Pflasterdecke durch Kalksteine ohne Regelmäßigkeit und zwei giftgrüne Rasengevierte in der Mitte. Auch das wiederum nur eine pittoreske Maske, Make-up einer Filmgesellschaft, die zudem die Hausfassaden mit bunten Fliesen verkleidete, um dem Showdown eines mexikanischen Highnoon den passenden Hintergrund zu verschaffen.

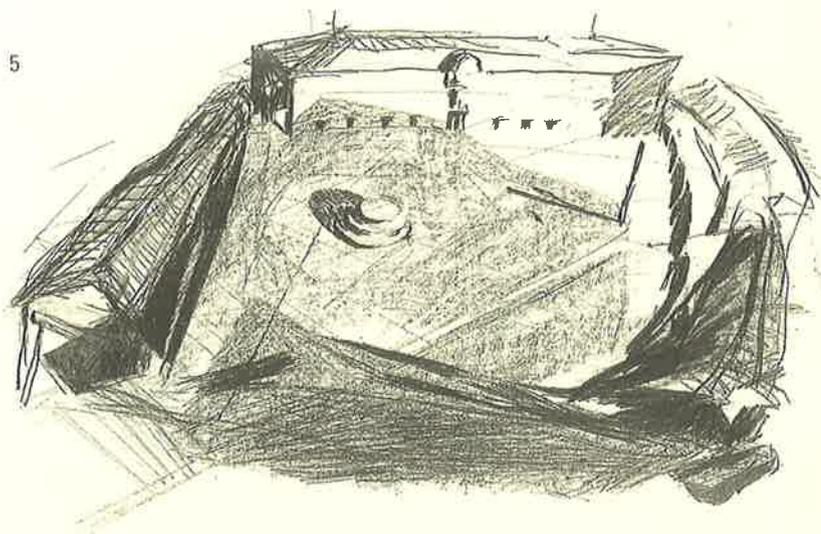
Auf einer Fotografie aus dem Jahr 1955 schaut der Platz noch einmal ganz anders aus: Er präsentiert sich nämlich mit Erdboden und einer diagonalen Allee aus Akazien.

Fast hat es den Anschein, als ob man sich in den letzten Jahrzehnten wirkliche Mühe gemacht hätte, über

einen besonders schaurigen Ort einen bombensicheren Mantel zu breiten. In der Tat liegen gleich unter dem Bodenniveau die Mosaikböden eines römischen Hauses, so nahe der Oberfläche, daß sich die durchgedrückten Spurrillen der Lastwagen quer durch die Bilder von Löwen, Fabelwesen und antiken Halbgottern ziehen. Man sieht auch die punktierten Linien

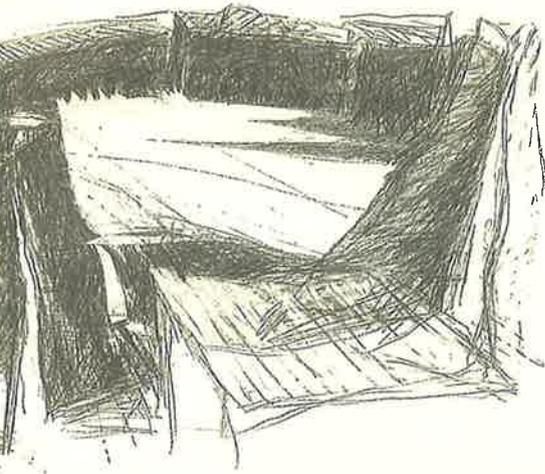
attitüde eines Herzogs eingefallen war, aus dem Winkelwerk einer maurischen Garnisonsstadt einen Vorplatz zu seinem Palastneubau herausbrechen zu lassen.

Was eine archäologische Probe-grabung herausgefunden hat, haben die Röntgenaugen des Zeichners längst vermutet: Der Platz ist ein Palimpsest aus ungezählten Schichten menschlicher Gestaltungs-



der Wurzelstöcke unserer Akazienallee und ein Labyrinth von Grundmauern kleiner mittelalterlicher Wohnhäuser. Keine dieser Schichten entspricht in irgendeiner Weise dem Layout des bestehenden Platzes, ja, mehr noch, ein Platz im Sinne von »begehbarem, eingegrenztem, freiem Raum« hat nie existiert, bevor es der Renaissance-

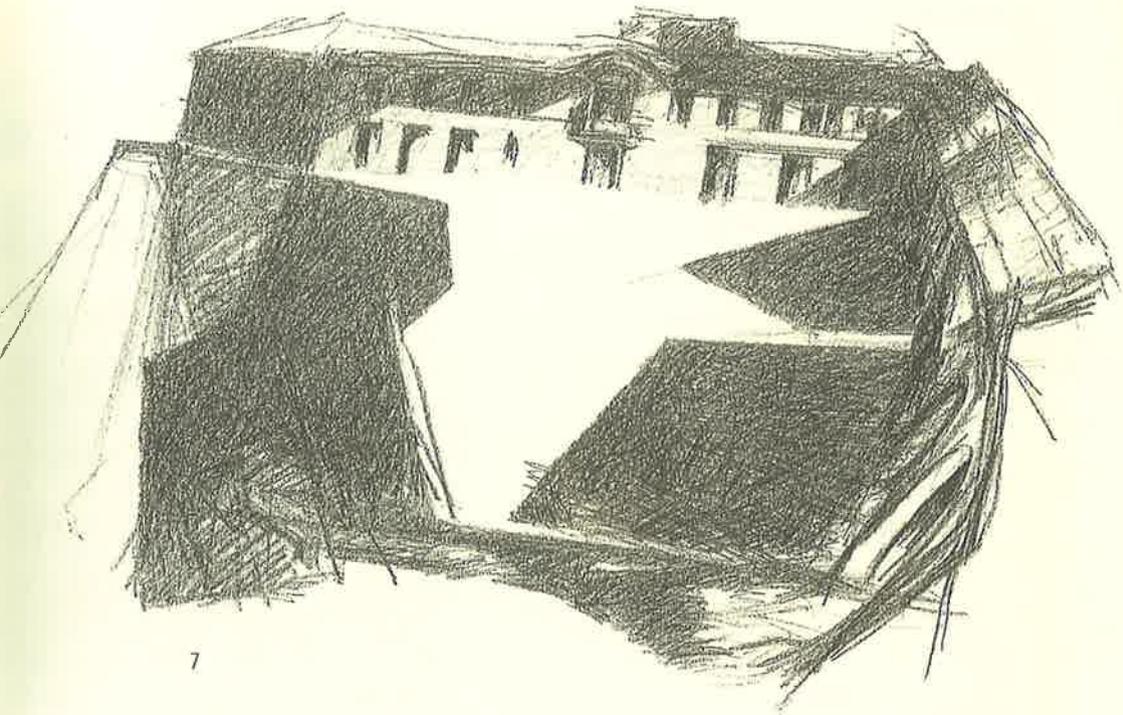
versuche. Am Boden des tiefen Brunnens der Geschichte, irgendwo in mythischer Vorzeit, endet unsere Sicht und damit unsere Einsicht in die Dinge, und es öffnet sich die Tür zur Phantasie. Gerade diese stratigraphische Vielfalt ist es aber, die dem heutigen Platz seine würdevolle Erscheinung und seine Ausstrahlung verleiht. [5]

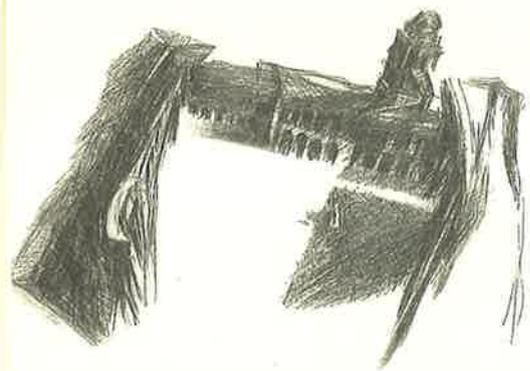


Jetzt und heute bin ich mit dem Platz des Herzogs von Medinaceli konfrontiert.

Luis de la Cerda hat sein Grundrecht auf Ellbogenfreiheit sehr weit

ausgelegt. Er hatte sein Volk im Griff, in dem er es auf beträchtliche Distanz hielt. Die Untertanen andererseits wußten ebenso, wer hinter der strengen Fassade hauste. Sie blickten auf eine überlange, schnurgerade Mauer mit streng beobachtenden Fensteraugen, als zentralen Blickfang einen kunstvollen Wappenstein, an den zwei Flügel die Wehrtürme wie erhobene Armstümpfe ... Beide Seiten wußten wohl, woran sie waren, und das labile Gleichgewicht der Kräfte ist bis zum heutigen Tag optisch spürbar. [6] [7]





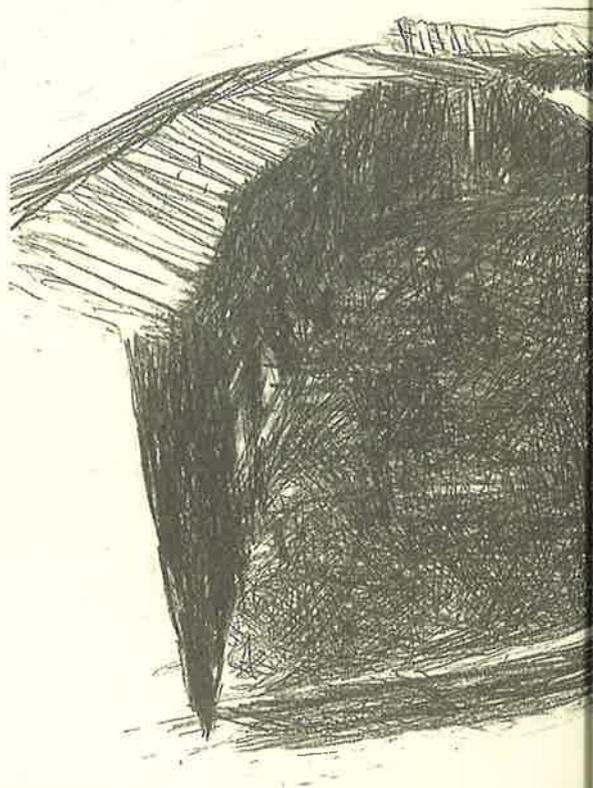
8

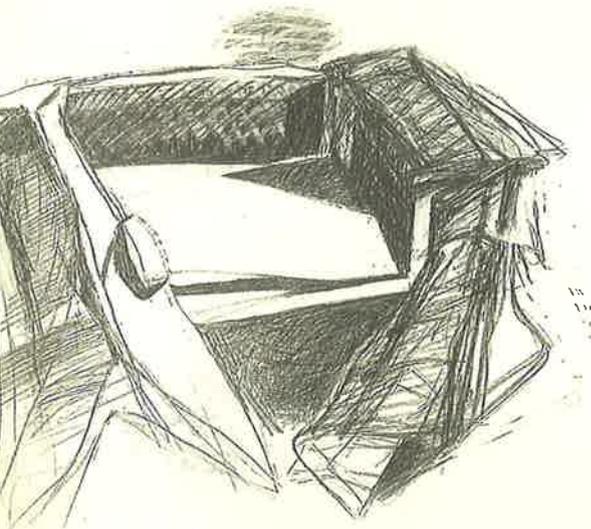
Der Abstand, der den Herzog vom gemeinen Volk trennte, war natürlich auch ein kalkulierter Sicherheitsabstand. Am Vorplatz sieht man, wer kommt, kann die Person einschätzen und mit Vorsicht überlegen, welches Ritual für die Begegnung angemessen wäre: ein pompöser Empfang, die höfliche Abweisung, eine taktische Geiselnahme oder der kurze Prozeß – Entscheidungserleichterung durch Zeitgewinn. [8]

Vom schattigen Ansitz aus erobere ich mir zeichnend die Welt. Zwischenbemerkung: Das Diktum, daß der Krieg der »Ursprung aller Dinge« sei, macht den Krieg zu einem schöpferischen Impulsgeber. Dabei habe ich ihn immer als die Summe aller Laster gesehen. Aber, wenn ein anderer Spruch meint, der Müßiggang sei die Mutter aller

Laster, das Laster dagegen der Vater aller Künste, dann verdichtet sich der Verdacht, daß das Zeichnen mit dem Kriegführen verwandt ist. Vielleicht ist der Krieg der Großvater der Kunst ...

Ich erobere also – bei der Beschreibung meiner Arbeit gleite ich automatisch in militärische Begriffskategorien ab. Obwohl ich das Papier manchmal streichle, malträtiere ich es noch öfter, denn das Gelände des Papiers zu beherrschen ist ein ernstes Spiel. So führe ich Gegensätze aufeinander zu und nehme auch einen fatalen Ausgang in Kauf. Ist das Zeichnen eine domestizierte Form des Kampfes und der »horror vacui« vor dem weißen Papier etwa die Angst vor

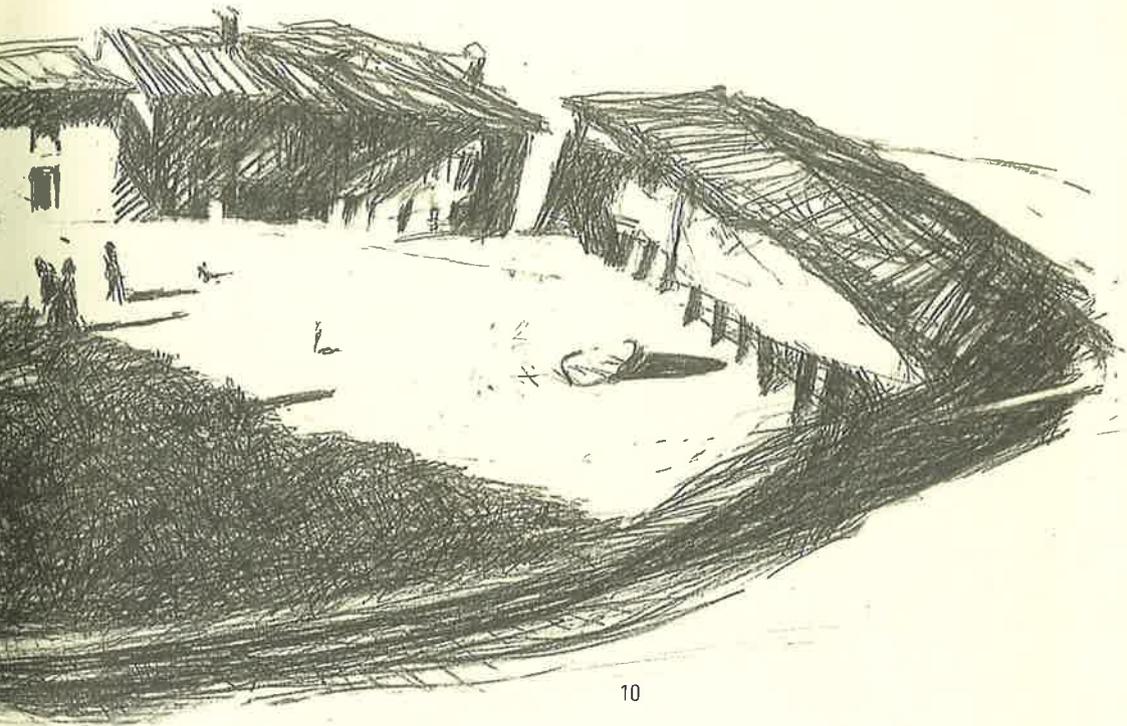




9

dem Risiko und den unvermeidlichen Verletzungen?

Thesen und Antithesen, die schöpferische Kämpfe auslösen, gibt es einige. Mich etwa provoziert das rituelle Turnier zwischen Licht und Schatten, das täglich stattfindet, wenn diese siamesischen Zwillinge gegeneinander antreten. Es fiel mir schwer, hierin ein metaphorisches Ringen zwischen Leben und Tod zu sehen, eher schon zwei Aspekte des Lebens, die sich mit- und in-einander verwandeln und verwachsen. Diese optischen Ereignisse als Metamorphose zu verstehen, erleichtert mir den Einstieg ins leere Blatt, das ich mit fließenden Chiffren in schwarzweiß fülle. [9] [10]

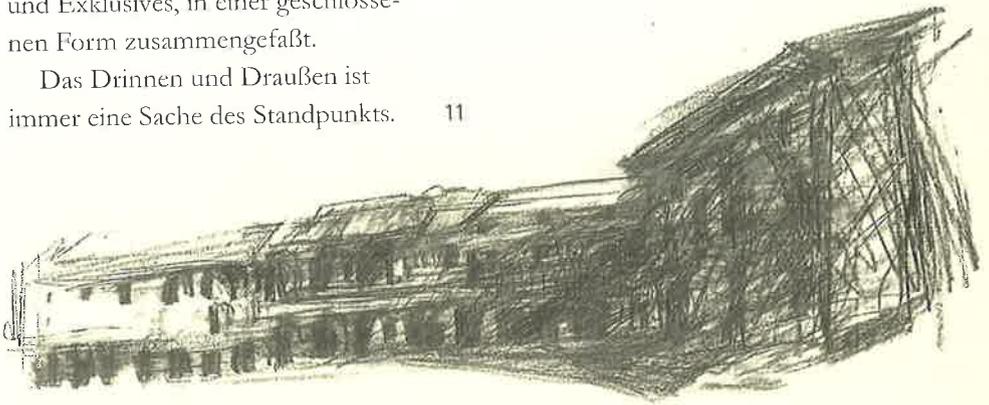


10

Das Drinnen und Draußen:
 Sonnenlicht, das sich langsam im
 Schatten verbreitet, dunkle Formen,
 die sich mit den hellen verschrän-
 ken und diese fortschreitend um-
 hüllen. Positives und Negatives,
 Figur und Hintergrund, die sich
 zum Ganzen ergänzen. Inklusives
 und Exklusives, in einer geschlosse-
 nen Form zusammengefaßt.

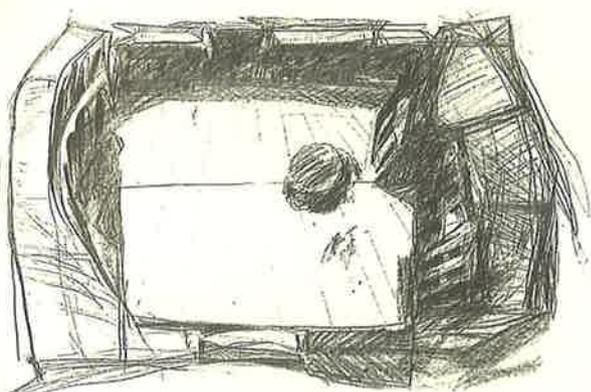
Das Drinnen und Draußen ist
 immer eine Sache des Standpunkts.

So gesehen waren seine Unter-
 tanen draußen vor der Tür stets
 »in«, verbrachten sie doch ihr
 Tagwerk wenigstens in der freien
 Natur, während ihr Herr im
 düsteren Salon und in höfischen
 Regeln gefangen blieb, um die feine
 Blässe zu kultivieren. [11]



Der Herzog durfte mit Recht an-
 nehmen, er säße in der Sonne und
 das Volk im schattigen Abseits –
 wie hätte er anders denken können
 als Mitglied seiner gesellschaftlichen
 Klasse. Ich kann aber nicht umhin,
 mir vorzustellen, daß er gelegentlich
 schlecht geträumt hat und betroffen
 war von seinem eigenen Aus-
 geschlossensein. Und dann stelle
 ich mir vor, er hätte sich, um den
 bösen Traum zu vergessen, mit
 seinen Freunden zu festlichen
 Schäferpartien verkleidet, um der
 Illusion zu frönen, wenigstens im
 Theater dabei sein zu können.

Die einfachste Kurzformel für
 meine dualistischen Weltbetrach-
 tungen ist das Yin-Yang-Zeichen,
 ein fernöstliches Symbol, das seit
 den gotischen Maßfenstern auch
 seinen europäischen Stellenwert
 hat. Ein Kreis, der zwei ineinander
 verschlungene Kleinformen
 (Samenzellen? Fische?) umringt,
 zugleich ästhetisches Spiel wie
 beispielhafte Darstellung einer
 mystisch-ganzheitlichen Idee,
 darüber hinaus das höchst erotische
 Symbol der Vereinigung zweier
 Wesen, ein befruchtetes Samenkorn



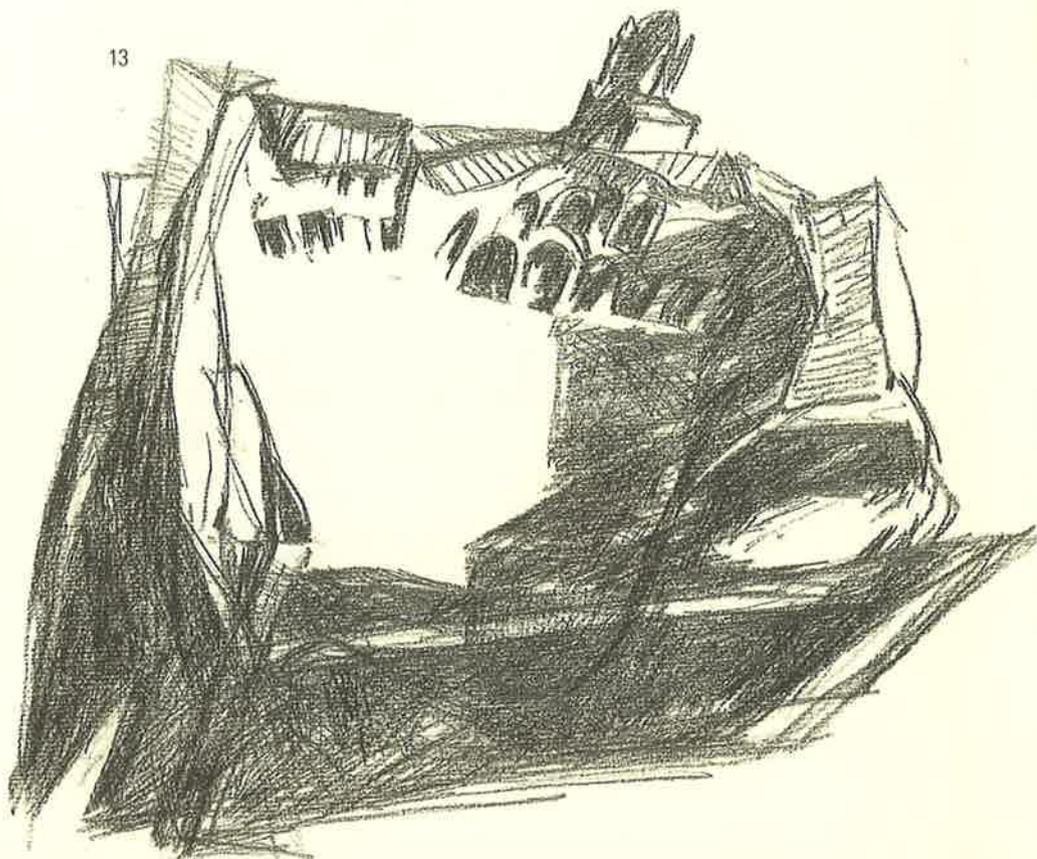
12

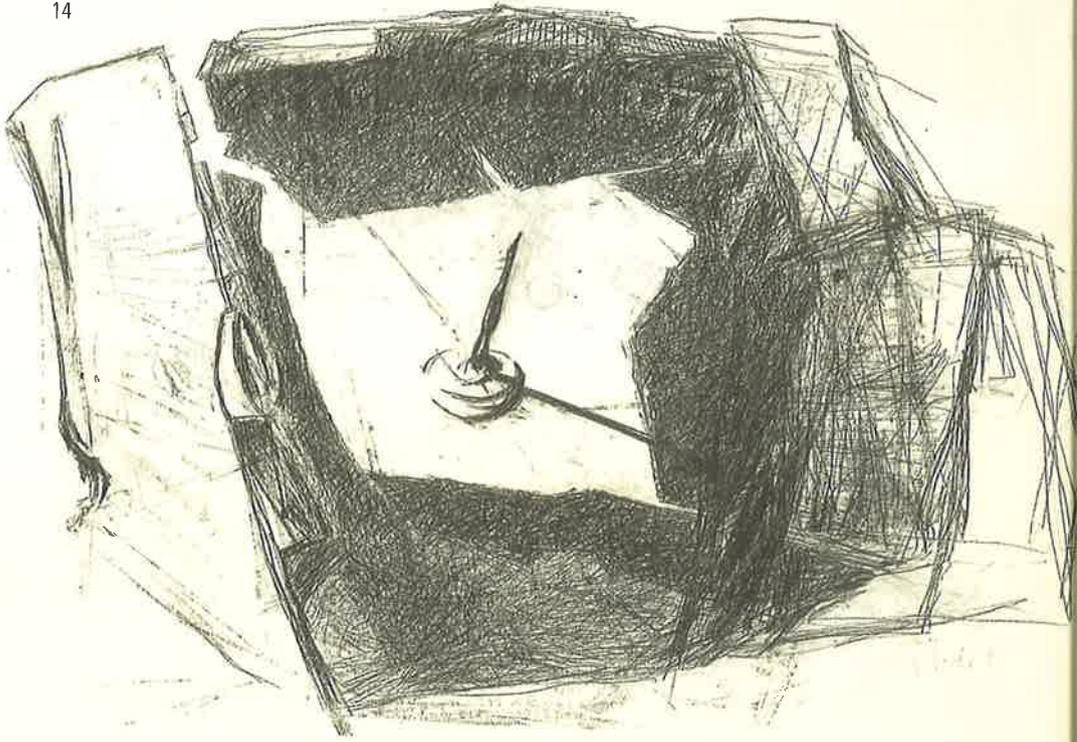
als Sinnbild der Kreativität, der
Vorform von Leben und Kunst.
[12] [13]

Meine bevorzugte Sichtweise
und persönliche Annäherung, mich
des Platzes aller Plätze zu bemächti-
gen, kommt meist von oben. Aus
der Schau des Greifvogels gewinne

ich Freiraum und Überblick, die
Attacke anzugehen und den Mini-
kosmos der »Plaza Mayor« zu
erfassen. Den Angriff von oben
erwarten weder Herr noch Unter-
tan. Nicht eine Ansammlung von
Arkaden und Fensterchen, Nischen
und Balkonen habe ich im Blickfeld,
sondern ein kantiges Monument
mit ein paar schmalen Ventilen für
seine überschüssige Kraft, Ausgang
oder Eingang, je nach Bedarf. Auf
diese Weise kann ich über den
Dingen schweben und auch den
Schwebe-Standpunkt nach Belieben
wechseln. Stören mich Details,
steige ich weiter hinauf, bis auf
Wolkenhöhe, von wo aus mein
»Motiv« auf das Ausmaß eines

13





Medaillons geschrumpft erscheint, das, von seinen Schlagschatten verformt, vielerlei Gestalten annimmt. Ich begleite die kontinuierlichen Bewegungen des Motivs und fasse die mannigfachen Inkarnationen des Platzes in einer einzigen Darstellung zusammen. Wie eine Amöbe wechselt er seinen Umriß im Verlauf des Tages – aus den Erscheinungsformen von Wappen, Schild, Tierkörper, Maschinenteil, Suppenteller oder Auge versuche ich am Ende seine Essenz zu destillieren. [14]

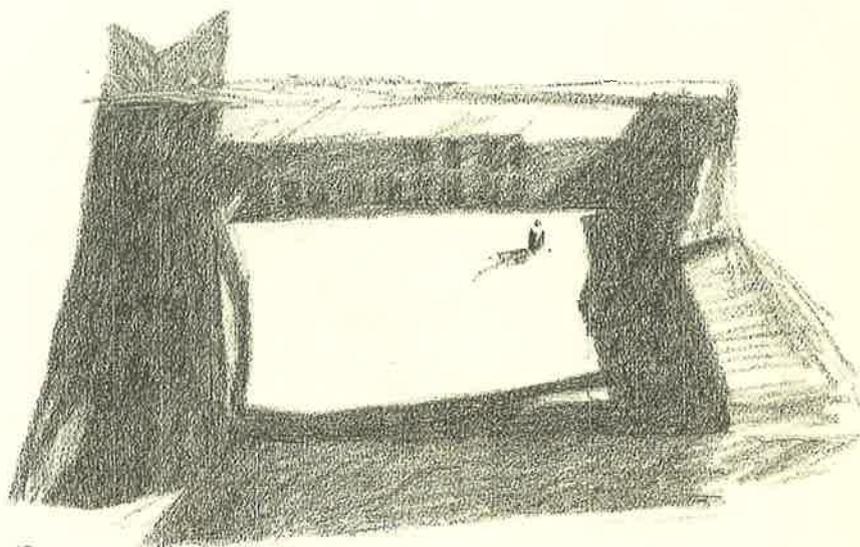
Obwohl ich gern auf meiner Wolke sitze und hinunterschaue, hebe ich doch bisweilen meinen Kopf und Blick, um der Genickstarre vorzubeugen, und erfreue mich in der Folge an den klaren Verhältnissen von Oben und Unten, sauber getrennt durch die Linie des Horizonts. Ich sehe die Welt reduziert auf zwei Tücher, ein blaues Seidentuch und ein rotes aus Wolle, die am Horizont vernäht sind. Seitdem wir Menschen aufrecht gehen, umhüllt uns und

begleitet uns dieses Gewand und bestimmt uns in unserer Dualität. Himmelblaue Seide um den Kopf, den Körper erdfarben gewandet – zwei charaktervolle und streitbare Farben, für deren Zusammenleben wir zu sorgen haben.

Als Maler mache ich laufend Modellversuche eines harmonischen Dialogs zwischen dem Oben und dem Unten, dem Weichen und dem Harten, dem Spirituellen und dem Irdischen. Ich versuche im Spannungsfeld zu vermitteln, durchschneide den Horizont, gebe der Vertikalen eine Chance und lasse in den blitzblauen Himmel Spaniens ein Zinnoberrot einfließen, was ihn schwer und schmiegsam macht wie Blei. Umgekehrt schicke ich Reflexe vom Himmel auf das rostrote Land, bis die Schatten violett zu leuchten beginnen.

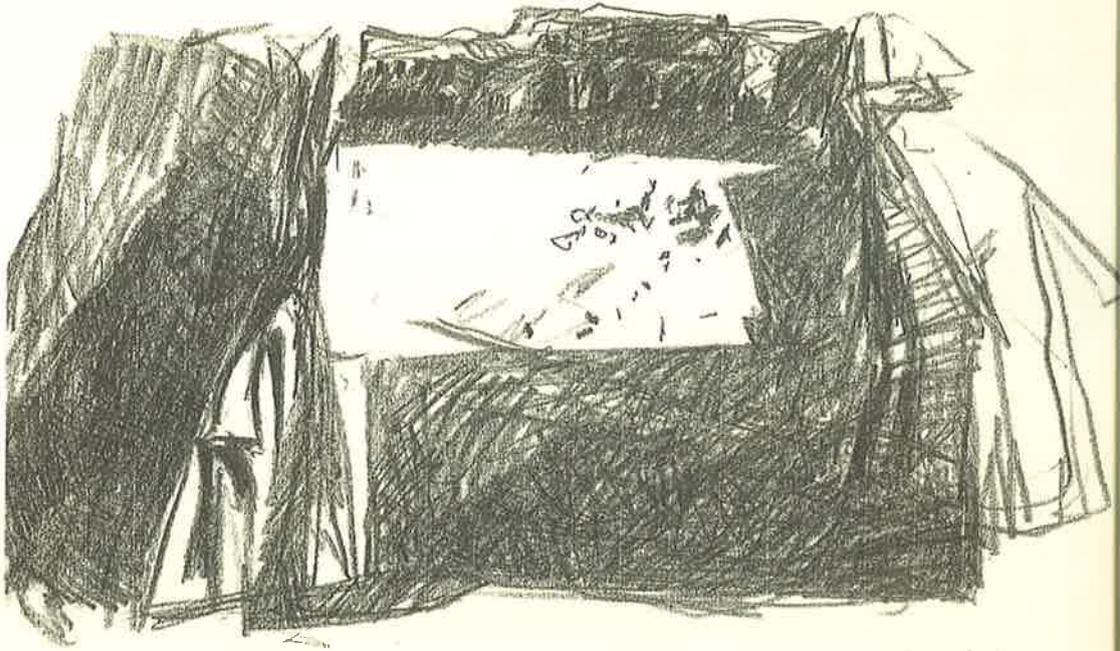
Diplomatische Einsätze dieser Art verwischen die scharfen Grenzen und machen sie durchgängiger, verständlicher, menschlicher.

Auch die »Plaza Mayor« hat ihre subtile Farbigkeit. Schließe ich die Augen, sehe ich ihr Nachbild auf der Netzhaut wie einen Teppich; einen uralten, existentiellen Teppich, der mich an bestimmte anatolische Kelims erinnert, die innerhalb der Bordüre, die den Gläubigen für kurze Zeit von der Umwelt abschirmt, ein Feld ohne eigentliches Muster haben, sozusagen ein zärtlich gestaltetes Nichts, in dem nur Webstrukturen und wolkige Unregelmäßigkeiten der Einfärbung das Rot oder Blau auflockern. Der Betende hat hier sein eigenes Stück Himmel und noch dazu ein praktisches, tragbares, worauf er sich ohne Ablenkung seinen mystischen Empfindungen hingeben kann. [15]









In der »blauen Stunde« nimmt der Platz, still und menschenleer, die Leichtigkeit eines Gebets-teppichs an, der ausgerollt wird, wenn der Muezzin ruft. Aus irgendwelchen tiefen Schichten meldet sich so der Islam zurück, möglicherweise bringen die geometrischen Arabesken der maurischen Fundamente unter dem Boden die Atmosphäre erst zum Klingen, wenn es dämmt ... Der Boden legt dann seine taubengrauen Feinstrukturen offen und wird zu einem Stück begehbareren Himmels, das man mit Vorsicht, höchstens barfuß und zur stummen Andacht, betritt.

Gewöhnlich ziehen es allerdings die Gläubigen vor, inmitten einer

Gemeinschaft zu beten, und sei es auch nur eine stilisierte Gesellschaft im Dekor der textilen Unterlage, die sich mit Grundrissen von Moscheen, Gärten und Landschaften, kleinen Menschenfiguren, Kamelen und Blumen schmückt: Das Bewußtsein, sinnvoller Teil eines Systems zu sein mit kollektiver Aktivität und Bewegung, verleiht eben zusätzliche Sicherheit.

[16] [17]

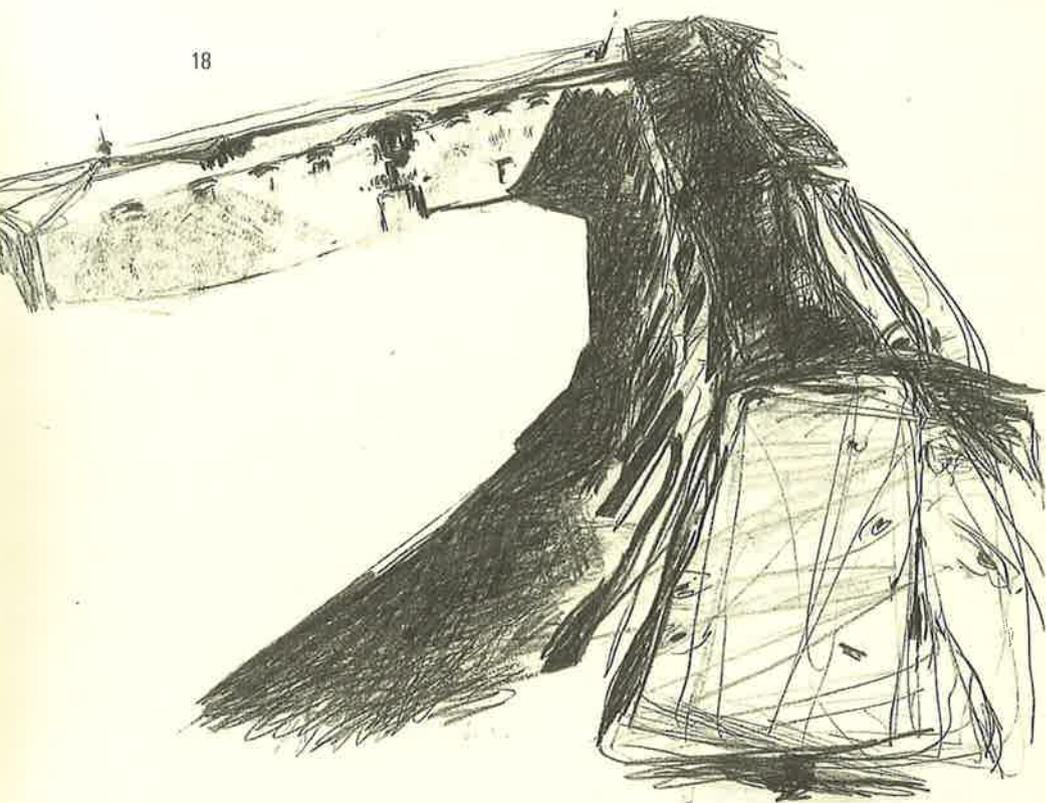
Noch vor hundert Jahren war die »Plaza Mayor« ein Marktplatz, jeden Donnerstag war Maultiermarkt, und sonst war man ebenso profan auf andere Weise geschäftig.

Heute wird die stille Mystik und die Unerträglichkeit seiner Leere

nur einmal im Jahr mit Nachdruck vertrieben. Mitte November, beim Stierfest »Toro Jubilo«, wird der Platz rituell entzaubert, seiner sanften Magie beraubt und zu wilden, ja, orgastischen Umtrieben benutzt. Ein Stier wird mit brennenden Kugeln auf den Hörnern losgelassen und rast in panischen Sprüngen über die Fläche. Pate des Festes könnte Dionisos sein, wenn die Begeisterung der Menschen in vorgerückter Stunde in Ekstase umschlägt.

In die Plaza hat man mit Hilfe von Barrikaden einen zweiten, kleineren Platz eingebaut; die neue Eingrenzung ist der eigentliche Rahmen des Spiels. Wie alle Grenzen sind auch diese willkürlich und dadurch eine Herausforderung an alle Willensstarken und Mutigen, sie zu durchbrechen. Diese sind es, die es zuerst über den Zaun drängt; um Mitternacht bricht schon das halbe Dorf über die Absperrung in den

18



inneren Kreis, selbst Kinder und Hunde stürzen sich auf Gedeih und Verderb in das Getümmel, schlagen Haken vor dem wahnsinnigen Stier und suchen notdürftigen Schutz hinter den improvisierten Scheiterhaufen ...

Am folgenden Tag erscheint der verlassene Platz um so gespenstischer – erst nach Tagen und einigen reinigenden Waschungen wächst die ganz alltägliche Melancholie langsam zurück.

In meinen Zeichnungen fülle ich dann fast zwanghaft den großen leeren Raum mit Figuren, die aus Vorstellung und Träumen auftauchen – bizarre Schattenwesen in barocken Togen, schachernde Viehhändler und um die Wette laufende Kinder und Haustiere. Oft füllt sich das Papier so schnell mit Wesen aller Art, daß es schwarz wird, zugestrichen, verschattet, nächtlich.

Der Graphitstift erzeugt eine Dunkelheit voller Vibrationen, denn die Bewegungen des Windes und des Feuers und die Rhythmik der Musik aus der nahen Disko setzen sich durch meine Hand fort. So schwingen auch die Gebäude mit, als ob sie Lebendiges wären: Schräge Fensterläden pendeln auf und zu, der Brunnen und der Kandelaber schäkern miteinander, Hauswände beugen sich und Schatten springen vor, um den

letzten Bissen von einem Lichtfleck zu ergattern.

An manchen Tagen bringe ich es nicht übers Herz, das weiße Blatt, das so schön und quasi perfekt vor mir liegt, zu bekritzeln. Nicht aus Mangel an Inspiration, sondern aus einer sonderbaren Achtung vor seiner Unversehrtheit. Das Blatt Papier, ein eingegrenzter Ort, ein Platz, der im Moment keine Invasion duldet.

Speichert das Blatt, über Stunden betrachtet und anmeditiert, meine Gedanken? Verwandelt es sich in ein Stück geheimnisvoll Konzept-Kunst? Oder wird in das leere Blatt eine Zukunft hereingespiegelt, die die Rückkehr der Natur sichtbar macht und das Nichts, das von den menschlichen Gestaltungsversuchen übriggeblieben ist? [18]

Zeno Abram

Strukturalismus. Aus Fes

Ohne Neugier geht es nicht. Wenn nichts interessiert, den treibt es nicht. Lernen kann man überall. Der Mensch baut seit 500000 Jahren. Wenn es zuerst Nester aus Blättern waren, wie bei den Gorillas, später Steinhaufen wie die Pyramiden, sind es heute die Flughäfen von Foster und Piano.

Der Schritt vom Blätternest zur Höhle war sicher größer als der von der Hütte zu den römischen Thermen. Von der Villa des Hadrian zum Kansai Airport war fast nichts mehr zu erfinden. In jeder Generation ist es ein winziges Nach-vorne-Taumeln, aber auch zur Seite und vielfach rückwärts.

Wieviele Seitenwege werden eingeschlagen, die Energie und Material kosten, ohne eine Verbesserung in irgend eine Richtung!

Wer baut, sucht. Was schon war, was an Erfahrungen da ist, wo schon Lösungen zu Problemen gefunden waren, die wieder in Vergessenheit geraten sind.

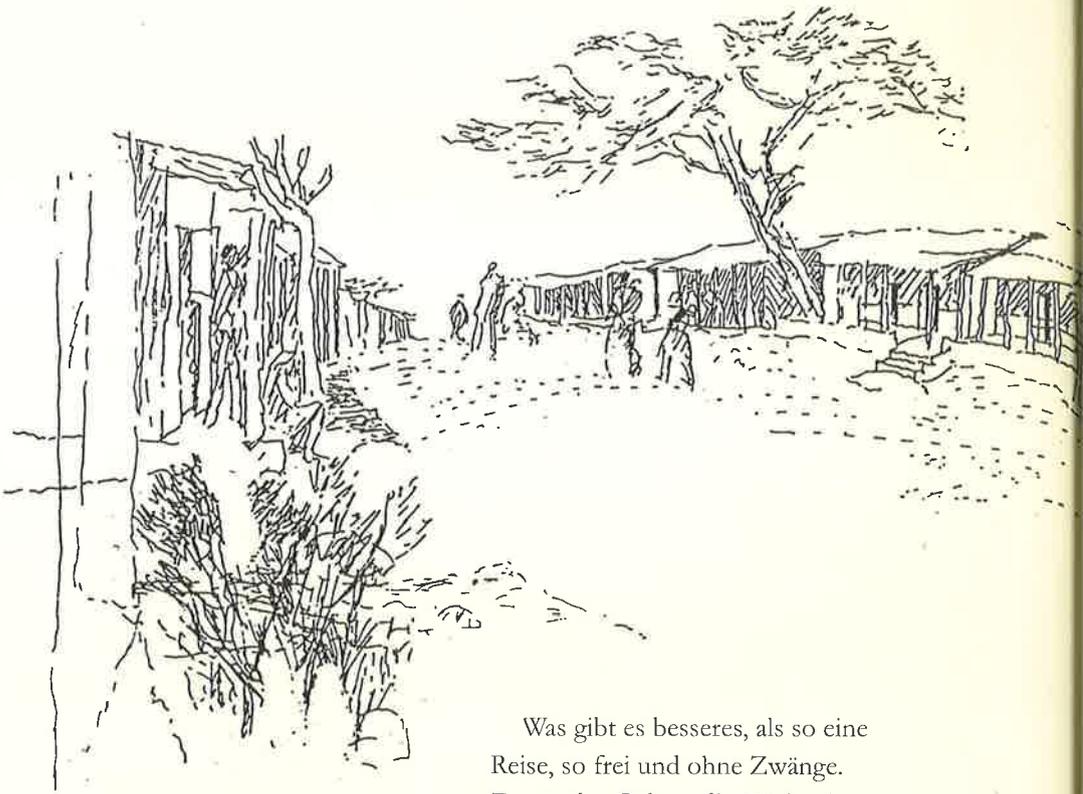
Ein Arzt kann nicht in die Bäuche der Passanten sehen. Ein Architekt aber geht durch die Straßen und lernt. Er geht etwa durch

Fes und lernt zu verstehen, daß die islamische Stadt etwas ganz anderes, ein Netz, ein Muster, eine Struktur ist. Man nimmt dieses Bild dann mit, vergißt es über Jahre. Irgendwann aber taucht es im Entwurf eines Kindergartens wieder auf: gleiche Zellen, gleiche Teile, gleiche Atrien, nieder und flach. »Aha, Strukturalismus«, meinen da die Kollegen – aber es kommt aus Fes.

Kurz, man fährt viel und gerne, schaut hier und dort, ist neugierig zu sehen, »wie sie das gemacht haben«.

Um sie zu verstehen, muß man sich die Sachen zeichnen, sie genau anschauen und untersuchen. Wie haben die das gemacht, warum sieht es so aus, ist es das Material, das die Bedingungen stellt oder die Arbeitsweise? Die Funktion oder die Form? Wollten die Pfahlbauten, weil sie ihnen gefielen, oder weil der Boden so feucht war, oder weil sie ihnen sicher schienen? Und warum hat Le Corbusier die Villa Sovoye auf Pfähle gestellt? Wollte er durch die Wiesen rudern?

Am schönsten ist der Aufbruch. Wenn die Sonne über den Rand der Wüste heraufkommt, die Kamele aufgepackt sind, ein Kaffee am Feuer – und weiter. Der Morgen noch kalt, die Stille vollkommen.



Die Grenze zwischen Zivilisation und Busch.
Hier auf diesem Wüstenboulevard
trifft die Steinzeit auf die Gegenwart.
Kampi Ya Satiaki, Main Street.

Was gibt es besseres, als so eine Reise, so frei und ohne Zwänge. Zuerst das Gehen, die Nächte im Zelt oder unter freiem Himmel, die Sterne, der Skorpion mit Antares tief im Westen. Orion, der um vier Uhr früh langsam aus dem Osten heraufzieht. Der Aufbruch am Morgen, die Mittagshitze, der Tee am Nachmittag an der Biegung des Omang. Dann die Tage in den Städten, die phantastische Architektur der Moscheen, die Gräber. Welch ein Genuß Architekt zu sein, das alles sehen zu können, sich auszudenken, wie man so eine Masjid selbst gemacht hätte! Dann im Bazar frühstücken, die *Times of India* lesen, von Überfällen, die einen nichts angehen, von Politikern und Pilgerfahrten.



Jede Reise ist die Fortsetzung einer Etappe auf einem langen Weg, der kreuz und quer in alle Richtungen geht. Ihr Grund ist die Neugier und das Bedürfnis, weite Strecken zu Fuß zurückzulegen, wochenlang zu gehen, Landschaften zu durchqueren, von den Gletschern des Karakorum in die indische Tiefebene hinunter zu gehen. Ferne Ziele zu haben, tagelang auf diese zuzugehen, das ist unglaublich beruhigend.

Schon dieses ewige Sitzen bei der Arbeit, diese ungelüfteten Büros, die Augen, die immer das Gleiche sehen, der eingespernte Blick, man kommt sich vor wie verstopft. Wie befreiend dann, zu gehen, in Bewegung, unter den Sternen schlafen, die Gedanken laufen lassen, den Kopf im Wind.

Am Bildschirm die Welt sehen ist kein Ersatz. Sie riecht nicht, man kann sie nicht greifen. Die Füße tun nicht weh, den eisigen Wind kann man nicht filmen. Es ist kein Vergleich zwischen Gehen und Fahren. Beim Gehen schaut man erst richtig hin. Man kann innehalten und rundherum gehen. Beim Gehen ist der Kopf frei, man denkt leichter, die Gedanken bleiben im Fluß. Eine Autoreise durch die Sahara ist mehr eine Sache des Steißbeins und der Lendenwirbel. Auf einem wochenlangen Fußmarsch durch

den Sand kommt man der Wüste näher. Außerdem kann man reden mit denen, die man trifft.

Es ist ja so interessant zu sehen, wie diese alten Kulturen, diese ursprünglichen Lebensführungen, mit den Bedingungen der Welt umgehen. Freunde haben, eine Familie, ein Auskommen finden – das zählt im Computerzeitalter wie in der Steinzeit.

Moussa kam aus der Steinzeit. Er ging einige Wochen mit uns. Er besaß einige Kamele, einen scharfen Dolch und ein Satellitenpeilsystem im Kopf. Er kannte kein Wort einer westlichen Sprache. Er hat uns mit traumwandlerischer Sicherheit geführt. Die wenigen Brunnen waren zugeweht, versandet, er fand sie. Mit den Wurzelstöcken, die er unterwegs ausgrub, unterhielt er den ganzen Abend ein Feuer. Er buk das Brot im Sand. Schob das Feuer weg, legte den Teig in die so entstandene Mulde, schob das Feuer wieder drüber. Nach einer Viertelstunde war der Fladen eßbar. Etwas sandig, aber gut. Ein Teppich zum Beten, eine Schüssel zum Teigmachen, ein feines Kännchen für den Tee, ein Zuckerhut für die Gäste, die man in der Endlosigkeit der Wüste traf. Man konnte Moussa pausenlos zusehen. Es war alles richtig, was er tat. Er war für seine Welt perfekt ausgebildet.

Um sechs Uhr stieg die Sonne über den Horizont. Da lag er schon am Boden, betete, richtete sich auf, warf sich wieder nieder, säuberte sich mit Sand, hob sich ab gegen die aufgehende Sonne, wie eine unwirkliche Figur. Er kannte seine Kamele einzeln, schon an den Geräuschen, die sie machten. Er kannte die Spuren. Seine Verständigung mit ihnen erfolgte fast lautlos, mit einigen Zischlauten konnten sie miteinander reden. Sie unterhielten sich über uns. Kein lautes Wort zwischen ihm und den Tieren. Sie folgten perfekt seinen Zeichen. Nur über die steilsten Dünen mußte er ihnen Mut machen.

68 Überhaupt die Kamele. Die waren unglaublich verständig. Wenn wir weit zurücklagen – die gehen im Sand sechs Stundenkilometer – drehten sie sich nach uns um, wurden unruhig und wollten, daß wir nachkämen. Von ihnen ging eine Zuversicht aus, die keinen Zweifel ließ über den guten Ausgang des Abenteuers.

Reisen fängt die Zeit ein. Unterwegs zu sein ist zeitgleich. Die Erlebnisse gehen der ablaufenden Zeit parallel. Wenn man im Büro sitzt, läuft die Zeit davon. Man selbst ist unbewegt und die Zeit spult ab. Beim Reisen holt man sie oft ein, ja überholt sie. Erlebnisse

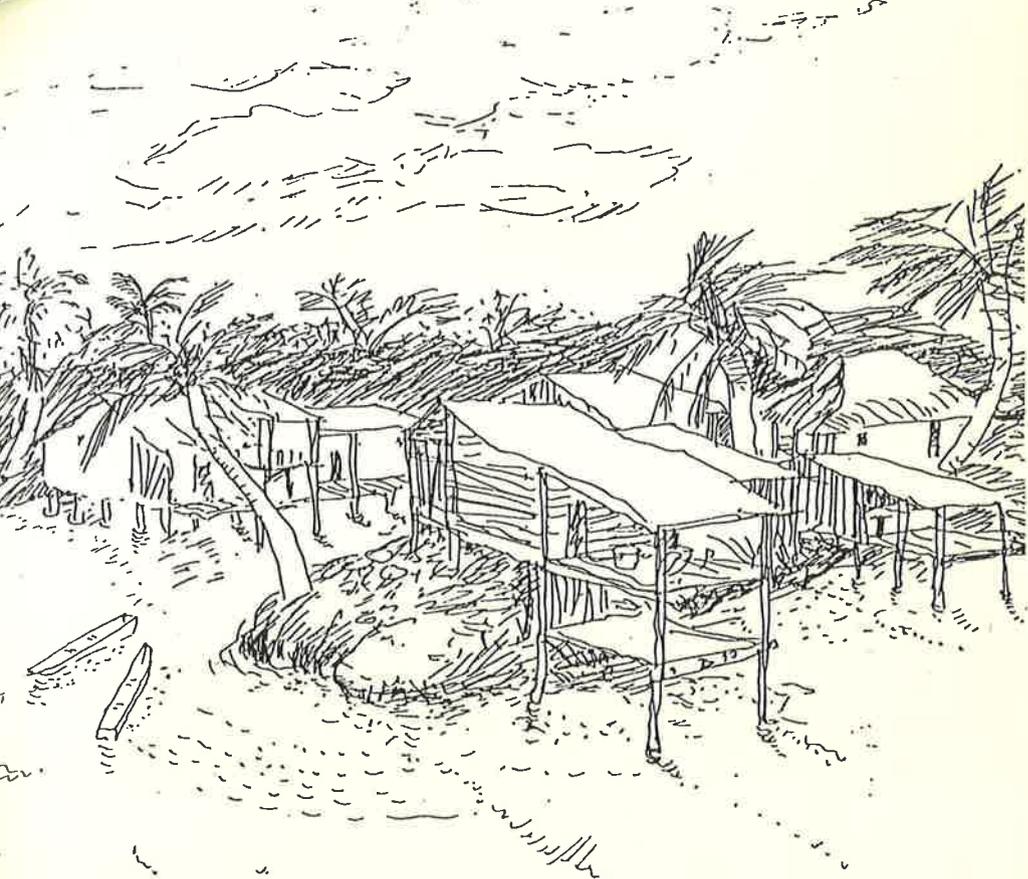
und Erfahrungen laufen innerhalb von Sekunden ab und sind intensiver als das, was man in Monaten im normalen Arbeitsalltag erlebt.

Die wenigen Stunden im Kloster Tashi-Tshöling ergeben mehr Erlebnisstoff als Monate im Büro. Diese sind zwar hektisch und angefüllt mit Aktivität, an bleibender Erfahrung jedoch, an Wirklichkeitsanhäufung, ist die Bürozeit dünn wie Zigarettenpapier.

Dagegen der Gebetsraum im Kloster, eisig kalt, die roten Zedernholzsäulen, die das magische Himmelszelt abstützen, die langen Reihen der murmelnden Mönche, das Flackern der Talglichter. Vor dem Fenster der Abgrund und jenseits die phantastisch glitzernden Eisriesen des Himalaja. Die Kälte ist weg, die Zeit steht. Hier und jetzt, die Wirklichkeit, das Wesentliche, die Sache selbst.

Die langen Reisen, die sie früher zu machen gezwungen waren! Um Cap Hoorn, um nach Indien zu kommen, die englische Kolonialverwaltung, Lutyens der Architekt, der den Vizekönigspalast in Delhi baute: Er war drei Monate auf dem Schiff, wenn er die Baustelle besuchte. Das war vielleicht fad, aber zum Teil auch wahnsinnig interessant, die ganze Reisegesellschaft bestand ja aus englischen Beamten, Gouverneuren, Direktoren der





Westindian Company, aus Leuten, die ihr Leben in den Kolonialländern verbrachten und unerhörte Abenteuer zu bestehen hatten. Die konnten etwas erzählen! Wie Somerset Maugham, der sich seine Südseegeschichten auf den Seereisen erzählen ließ. Heute trifft man kaum mehr auf Reisende, und die heutigen Touristen haben wenig zu erzählen. Sie lassen der Sache keine Zeit, lassen nichts entstehen, man reist ja pauschal und wieder ab, bevor sich etwas zusammenbraut.

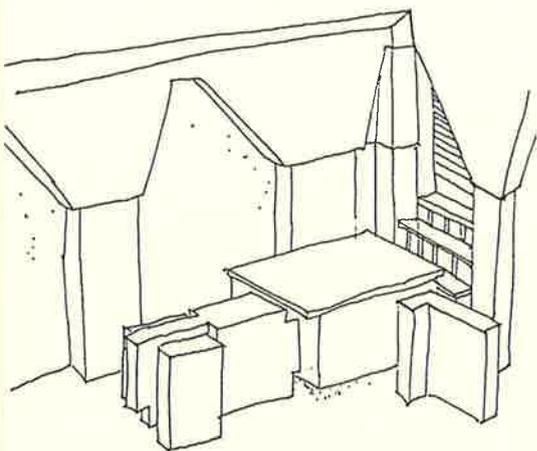
Esmeraldas. Stadt auf Pfählen.
Das ganze Schwarzenviertel aus Holz.
Pfahlbauten in der Lagune.
Jetzt alles wellblechgedeckt, bis 1960
noch alles Schilf. Wände aus Bambus,
luftdurchlässig. Aller Unrat wird in
die Lagune geworfen, wo das Wasser
mit den Gezeiten wechselt.
WC: Kleine Häusln an den Stegen,
jeweils für mehrere Familien.
Keine Fenster in den Häusern.
Licht und Luft dringt durch die Ritzen.
Im Untergeschoß leben die Schweine
und fressen, was von oben herunterfällt.

Geschichten sucht man auf Reisen, erzählte, erlebte, gezeichnete. Oft stellt sich das Gefühl ein, es hätte alles schon stattgefunden. Man besucht nur noch die Orte unerhörter Begebenheiten. Wo man hinkommt, immer war schon eine Menge Leute da, und nichts, was man sieht, ist ursprünglich oder echt. Es wird einem meist viel *vorgemacht*. Deswegen ist es gut, wenn man wochenlang in der gleichen Gegend unterwegs ist und nicht viel sieht, sondern Situationen langsam entschlüsseln lernt.

So war das am Rudolfsee, wo wir mit den Wracks der Militärjeeps täglich im Busch hängenblieben. Diese ungeplanten Stops waren das interessanteste. Es dauerte nie

länger als eine halbe Stunde, bis aus der Wildnis, in der wir stecken geblieben waren, Gruppen von speertragenden Kriegeren aus dem Nichts auftauchten, um in angemessener Entfernung einen Belagerungsring zu bilden. In muschelbesetzter Lederkleidung Frauen und Mädchen. Sie kamen zum Verhandeln und Tauschen. Erst unsere Reduktion auf den Fußgängerstatus, dank kaputter Technik, verhalf uns zum Kontakt mit den Turkanas. Die ursprünglichen Kulturen brauchen viel Zeit. Sich ihnen zu nähern muß langsam und auf unmotorisiertem Niveau erfolgen. Sonst eröffnet sich kein Einblick. Stundenlange Teezeremonien, Sitzen und gegenseitiges Begaffen sind dafür die Voraussetzung in der Wüste, wie im Urwald.

Auch wenn man nicht reden konnte, war man Gast. Nach Austausch einiger Geschenke stellte sich so ein schönes Verhältnis gegenseitiger Achtung ein. Und wenn die verschiedenen Tees getrunken waren und verschiedene Großmütter ihre Augentropfen erhalten hatten, und wenn man dann aufbrach und zuerst noch mehrere uns ein Stück in die Wüste hinaus begleiteten, dann nur mehr einzelne, im langen, im Wind wehenden Burnus, gab das Sicherheit. Man hatte Freunde im Hintergrund.



»... Aha, Strukturalismus, meinen die Kollegen, aber es kommt aus Fes ...«



71

Angelika Kampfer

Tagebuch. Marokko 1996

... »Ankunft in Souk Tleta des Akbasass. Name des Ortes bedeutet Markt am dritten Tag, also heute, Dienstag. Souad, Abdeleilah und Hanine werden von ihrem Onkel erkannt, große Begrüßungszeremonie, Pfefferminztee. Kaufen Gemüse und Fleisch. Fünfzehn Kilometer Piste, staubiger Schotterweg durch Arganbäume



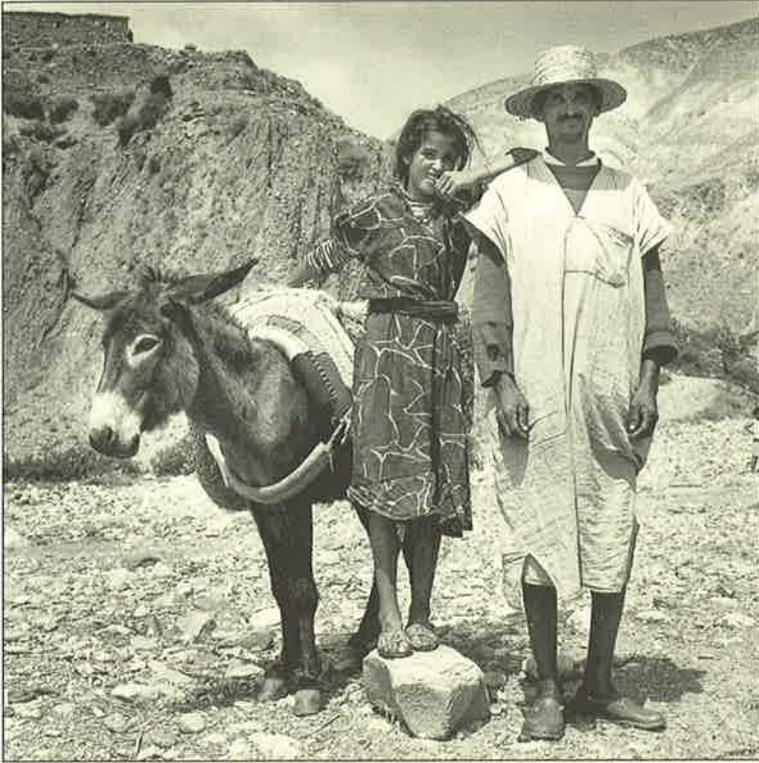
und Kakteen.« ... »Die Großmutter erwartet uns schon mit Tochter und Enkelin – jemand hat uns angekündigt. Lehmhaus mit flachem Dach (auf dem wir dann doch nicht schlafen wegen der Skorpione), innen weiß und rosa und türkis, alle Räume und Höfe ineinander verschachtelt, Wasser nur aus der Zisterne unter dem Haus.



*Fotografiere Großmutter, riesige Bernsteinkugel um den Hals, Henna auf Handflächen.
Putzen Gemüse für Tajine. Pfefferminztee. Kein Foto der Tochter, Mann verbietet es
(Mann der Großmutter schon gestorben). Alle lachen und reden durcheinander.« ...
»Keltuma, vier Jahre alt, fürchtet sich vor uns zwei Tage lang. Halsschmuck Hand der*



Fatima, Schutz vor bösem Blick. Lernt mit Vater arabisches Alphabet von Holztafel, auf zweiten Tafel Koranspruch. Wenn sie das kann, ist ihre Ausbildung beendet, Vater schickt sie nicht zur Schule. Beim Essen schlafen mir die Füße ein, bin so ungeschickt, daß ich Couscous mit Löffel essen darf. Wir lachen alle.« ... »Mimas



Schwestern kommen zu Besuch, mit Kindern und Schwiegermutter. Rührt Buttermilch drei Stunden lang. Während die Männer weg sind, darf ich fotografieren. Großer Spaß für alle. Große Freude, Wiedersehen nach drei Jahren. Großes Essen – aber nur für uns. Abdeleilab repariert den einzigen Luxus, einen Gaskühlschrank, war



zwei Jahre lang kaputt, und ein kleines krächzendes Radio.« ... »Foto von kleiner Ziegenhirtin, Vater schaut aus der Ferne zu, nimmt an, daß ich Ziegen fotografiere. Am nächsten Tag redet mich unterwegs ihre Schwester an, auch sie möchte fotografiert werden, heimlich.« ... »Piste von Taroudannt zweieinhalb Stunden ins Gebirge, Kleiner



*Sandsturm, taucht aus dem Nichts auf und verschwindet wieder, Furt durch Fluß,
Durchquerung kurz vor Flut (Gewitter im Gebirge). Im Tal dahinter grüne Maisfelder,
Palmen, Maiszeichnungen auf Lehmhäusern. Onkel begrüßt uns vor seinem Haus.
Frau ist gestorben, Neffe kam aus Stadt zurück und übernimmt Hof. Holen Wasser*



78

in Tonampforen am Bewässerungskanal, putzen Gemüse, Souad bäckt Brot am offenen Feuer. Frauen verstecken sich nicht. Kinder bis Dunkelheit wie kichernde Gespenster ums Haus. Riesengroßer Sternenhimmel.« ...

Claudia Beiler

Didgeridoo

Das Didgeridoo ist ein einzigartiges, faszinierendes Musikinstrument aus dem Norden Australiens. Es ist das Instrument der Aborigines, ein einfacher Baumstamm oder Ast des Eukalyptusbaumes, von Termiten ausgehöhlt, wird mit symbolischer Malerei dekoriert.

Das Didgeridoo oder *Yidaki*, wie es in Arnhemland heißt, ist ein Blasinstrument. Es klingt in Naturtönen durch eine vibrierende Schwingung, wobei der Spieler selbst mitschwingt. Mit Hilfe von Veränderungen des Mundraums, mit Kehlkopf, Zunge, Zwerchfell und Lippen, werden unterschiedliche Klänge erzeugt. Mit locker vibrierenden Lippen wird während der Ausatmung gespielt. Gleichzeitig wird durch die Nase kurz und heftig eingeatmet (*circular breathing*). Der Ton reißt nie ab.

Wer das Spiel erlernen will, muß seine alten Muster loslassen: Wangen und Lippen bewegen sich immer gemeinsam. Jetzt müssen die Lippen locker weiter vibrieren, während die Wangen aufgeblasen und zusammengedrückt werden. Durch die Nase atmen wir ein, während die Luft aus dem Mundraum ins Didge geblasen wird.

Vielleicht könnte man den Klang des Didgeridoos am ehesten mit einer Mischung aus Maultrommel und Alphorn vergleichen. Didge spielen ist wie ein Bumerang: Du verläßt deine alten Muster und kannst so deine Mitte finden. Du läßt dich ein auf eine sehr erdige, kraftvolle Schwingung.

Das Didgeridoo ist vielleicht das älteste Musikinstrument, das wir kennen. Archäologen schätzen seine Geschichte auf 5000 bis 2000 Jahre. Erzählungen aus der Traumzeit führen den Gebrauch des Didgeridoos bis zur Schöpfung der Welt zurück. Dieser Glaube wird heute noch von den Stammesältesten der Ureinwohner Australiens aufrecht erhalten.

Das Didgeridoo wurde gewöhnlich als »männliches« Instrument betrachtet. In manchen Gegenden war es allen Männern zugänglich, in anderen Gebieten durften nur initiierte Männer das Didge sehen und bei Zeremonien spielen, wobei es die Regenbogenschlange verkörperte. In einzelnen Stämmen aber betreuten ausschließlich Frauen das »*didgeridoo dreaming*« (ein Ritual aus der Traumzeit) und spielten das Instrument.

Das Didgeridoo wird als Heilmittel verwendet. Seine kraftvolle Schwingung hilft bei der Wiederherstellung des Energiefeldes durch



Stimulierung oder Beruhigung der Chakren und Meridiane.

Didgeridoospielen hat eine positive Auswirkung auf den Spieler selbst: Sobald du den vibrierenden Grundton und das zirkulierende Atmen beherrschst, kannst du vollkommene geistige Aktivität erleben, das heißt die Folgen spontaner Kreativität genießen.

Didgeridoozauber hat seine eigene Kraft – wenn das Instrument mit dir redet, mußt du zuhören.

Heute gibt es ein zunehmend weltweites Interesse an diesem Instrument, in Europa und Amerika genauso wie in Asien. Vielleicht

hilft es die kulturelle Kluft zwischen Schwarz und Weiß zu überbrücken. Die geheimnisvolle Musik des Didgeridoo berührt die Herzen der Menschen und bringt den Klang des Lebens auf die Erde.

Die Autorin dieses Beitrages ist Musikerin und lebt in Innsbruck. Sie spielt Flöte, Geige – und eben Didgeridoo.

Eberhard Daum

Nachts irgendwo da draußen ...

Der Südtiroler Mario Borgogno und seine präkognitiven Träume

Der gebürtige Meraner Mario Borgogno, Jahrgang 1922, ist eine außergewöhnliche Erscheinung. Außergewöhnlich machen ihn aber nicht etwa sein Auftreten, seine gesellschaftliche Position oder sein beruflicher Erfolg – ganz im Gegenteil: Mario Borgogno ist nämlich seit seinem 23. Lebensjahr Invalide, und sein sehnlicher Wunsch, Klosterbruder zu werden, ging nie in Erfüllung.

Was ihn so außergewöhnlich macht, sind vielmehr seine Träume. Denn nachts wird Mario zu einem anderen Menschen. Da bricht er aus dem Alltag aus, verläßt diese Welt, schüttelt all seine körperlichen Gebrechen, die ihn tagsüber plagten, ab und erlebt im Traum ganz und gar unglaubliche Dinge. Unglücke, Todesfälle und Katastrophen, die sich zu einem späteren Zeitpunkt zutragen, sieht er bereits in allen Einzelheiten in seinem Traum ablaufen. Die Wissenschaft bezeichnet diesen Vorgang mit dem Begriff der Präkognition.

Dieses paranormale Erscheinung, auch außersinnliche Wahrnehmung

genannt, hat Mario Borgogno schon im Alter von etwa 15 oder 16 Jahren bei sich festgestellt. Anfangs konnte er allerdings – verständlicherweise – mit derlei Traumgesichten nichts anfangen. Für ihn waren es damals einfach »seltsame Träume«.

Mit dem Papsttod beginnt's

Doch bereits mit 17 tritt die Wende ein: Mario Borgogno erlebt im Traum den Tod von Papst Pius XI. – es ist die Todesnacht des Papstes. Mario erinnert sich auch heute noch ganz genau: »In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 1939 träumte ich, in einem weiträumigen Saal zu sein. Auf der rechten Seite sehe ich ein merkwürdiges Bett mit einem Baldachin und Gardinen an den Seiten, um das Licht abzuhalten. Dann sehe ich einen Priester in diesen Raum eintreten – nein, es muß sogar ein Prälat sein, da ich die Farbe Violett in seinem Ornat erkenne. Er nähert sich diesem Bett auf der rechten Seite, und plötzlich höre ich ihn schreien: »Der Papst ist tot, der Papst ist tot!« Der Prälat stürzt hinaus. Jetzt nähere ich mich dem Bett und sehe darauf einen älteren Mann ausgestreckt liegen: Es ist Papst Ratti, Papst Pius XI. also. Sein Gesicht trägt

einen heiteren Ausdruck, als ob er nur eingeschlafen wäre ... Dann verlasse ich den Raum langsam. Mir scheint dabei, als ginge ich durch die Mauern hindurch, und tatsächlich benutze ich die Treppen nicht ...«

Doch damit nicht genug: Mario Borgogno sah im Traum auch den Nachfolger von Pius XI. Auf dem Petersplatz hörte er nämlich eine große Menschenmenge dessen Namen rufen. In seinen Aufzeichnungen hat Mario den Traum folgendermaßen festgehalten:

82 »Ich sehe alles von oben wie eine fliegende Schwalbe. Ich trage eine ganz weiße Kutte mit Gürtel und Rosenkranz. Ich bin heiter, unbesorgt und glücklich. Dann vor mir ein riesiger Platz mit einer gewaltigen Menschenmenge, davor, in Richtung Norden, eine sehr große Kirche mit vielen Statuen darauf. Direkt vor mir sehe ich dann diese Szene: Ein Mann im weißen Ornat mit goldenem Brustkreuz tritt langsam vor ..., um ihn herum Priester, und plötzlich höre ich einen Freudenschrei: »Es lebe Papa Pacelli, es lebe der neue Papst!« Dann ungeheurer Beifall. Und dann höre ich eine Stimme, die sagt: »Er ist mit dem dritten Rauch gewählt worden.««

Und schließlich erlebte Mario auch noch den Tod von Papst

Johannes Paul I., der nach nur einmonatiger Amtszeit plötzlich und völlig unerwartet am 28. September 1978 starb. Eine Woche zuvor, am 21. September, hatte Borgogno alles im Traum vorausgesehen. »Ich sehe mich in einem herrlichen großen Saal. Vor mir auf einem Thron sitzend Papst Johannes Paul I. im weißen Ornat mit goldenem Brustkreuz; ringsum viele Jugendliche ... Szenenwechsel: Ich finde mich in einem nicht allzugroßen Zimmer wieder und bin überrascht, den Papst nicht mehr in Weiß, sondern in einem talarähnlichen roten Gewand zu sehen ... ich habe ein seltsames Angstgefühl.

Nach wenigen Augenblicken bemerke ich, wie der Papst, der die ganze Zeit auf und ab ging, die rechte Hand zur Brust führt, ja sogar auf die linke Seite ans Herz, und kurz darauf sehe ich ihn zusammenbrechen und zu Boden stürzen. Noch im Traum höre ich mich sagen: »Armer Papst, er ist an Herzversagen gestorben.« Das entsprach auch der später vom Vatikan offiziell verbreiteten Version.

Eine Postkarte an Zeugen

Mario Borgogno ist vielen großen Vertretern der Parapsychologie längst kein Unbekannter mehr. Das

hat nicht nur damit zu tun, daß er zu vielen einschlägigen Kongressen fährt (soweit es seine schmale Geldtasche erlaubt), um sich dort von Fachleuten Information und Aufklärung über das Phänomen der Präkognition zu holen, sondern noch mit einem anderen Umstand: Wann immer Mario derartige Träume hat, steht er meist noch in derselben Nacht, spätestens aber am nächsten Morgen auf, um sie so detailliert wie möglich niederzuschreiben.

Eine Postkarte mit der genauen Schilderung des Traumherganges schickt er stets auch an Personen, wie etwa die bekannte italienische Journalistin und Parapsychologin Paola Giovetti aus Modena, die über jeden Verdacht erhaben sind und dadurch zu Zeugen werden. Auch Andreas Resch, der gebürtige Südtiroler und Leiter des Instituts für Grenzgebiete der Wissenschaft in Innsbruck, kennt Mario Borgogno und hat des öfteren dessen Glaubwürdigkeit hervorgehoben.

In der Parapsychologie ist genau definiert, wann ein eindeutiger Fall von Präkognition vorliegt. Demnach darf die Verwirklichung des Geträumten in keiner Weise vom Träumer selbst abhängen. Er darf auch über keinerlei Vorinformation über das zukünftige und im Traum gesehene Ereignis verfügen. Und

schließlich dürfen dem Träumenden zum Zeitpunkt des Traumes auch keinerlei Gründe bekannt sein, die in irgendeiner Weise den Eintritt des Ereignisses begünstigen könnten. Bei Borgogno sind alle diese Voraussetzungen gegeben.

Mario kommt als siebtes Kind zur Welt. Seine Gesundheit ist angegriffen, die Familienverhältnisse sind ärmlich. Als er acht ist, stirbt seine Mutter; der Vater bringt die Kinder ins Seraphische Liebeswerk in Meran. Fünf Jahre später stirbt auch er. Der frühe Verlust der Eltern, die ärmlichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, sowie die Schwierigkeiten mit seinen Angehörigen, die ihn stets als Sonderling betrachten, haben sein Leben nachhaltig geprägt.

Mario ist das, was man einen tief religiösen Menschen nennt. Sein Glaube und seine Zuversicht zu Gott sind unerschütterlich. Im Menschen, auch in jenen, die ihm nicht gut gesinnt sind, versucht er stets, das Gute zu erkennen. Seine Nächstenliebe ist sprichwörtlich, und das Zwiegespräch mit Gott gehört für ihn zum Alltag.

Marios sehnlichster Wunsch war es daher schon von früher Jugend an, Mönch zu werden. Seine Demut und bedingungslose Unterwerfung unter den Willen Gottes wären dafür die besten Voraussetzungen

gewesen. Als er seinen ersten Wahrtraum und den Tod von Papst Pius XI. voraussah, war Mario Borgogno auch tatsächlich Laienbruder im Franziskanerkloster San Rocco in Rovereto.

Doch in der Klostersgemeinschaft gibt es für ihn keine Zukunft: Marios außersinnliche Wahrnehmungen machen ihn den anderen Mitbrüdern unheimlich und suspekt. Keiner steht letzten Endes zu ihm, dem Spinner und Träumer – für Mario bricht eine Welt zusammen. Doch er fügt sich in sein Schicksal und sieht in der Entscheidung der Klosterführung einen Fingerzeig Gottes. Daß nicht wenige seiner Träume im kirchlichen Bereich angesiedelt sind und er im Traum zumeist die Mönchskutte trägt, mag als Beweis für sein inniges Verhältnis zum katholischen Glauben gewertet werden.

Unbekannt und doch vertraut

Sommer 1990. Zum ersten Mal in seinem Leben steht Mario Borgogno vor dem Friedhof in Villanders. Doch ein Kind, das hier begraben liegt, ist ihm aus einem früheren Traum vertraut wie ein lieber Freund. Vor laufender Kamera (im Auftrag der RAI Bozen entstand damals der Film über Mario

Borgogno »Im Traum durch die Wand«) geht Mario durch das Eingangstor, zehn, vielleicht 15 Meter zielstrebig geradeaus und dann nach links zu einer kleinen, etwas abgesonderten Gruppe von Gräbern. Dann steht er vor dem Grabstein mit dem Namen jenes Kindes, dessen Tod er geträumt hatte. Der Bub und seine Familie sind Mario völlig unbekannt.

Als er am Grab des Kindes steht, laufen Tränen über Marios Wangen. Die Begegnung ist ihm Bestätigung einer schrecklichen Vorahnung und Erlösung in einem: Die Erlösung nämlich von einem schweren psychischen Druck, dem Mario Borgogno ständig ausgesetzt ist, weil er mit den betreffenden Menschen – die er so gut wie nie kennt – über seine Träume nicht sprechen und sie noch weniger warnen kann. Die Ereignisse, das hat sich bisher fast immer auf tragische Weise bestätigt, sind nämlich nicht mehr aufzuhalten, auch wenn es manchmal Monate oder gar Jahre dauert, bis sie tatsächlich eintreten.

Ein ähnlicher Fall ist auch jener des Mädchens aus Regensburg, das im Alter von acht Jahren an einem Kopftumor starb und dem Mario im Traum versprochen hatte, sie zu besuchen. Von dem Mädchen weiß er nicht mehr als den Vornamen:

Martina. Als Mario fast drei Jahre später zufällig in Niederbayern ist, bittet er seinen Begleiter, ihn nach Regensburg zu bringen. Noch nie zuvor war er in dieser Stadt gewesen, doch auf dem Friedhof benötigt er nicht mehr als zehn Minuten, um »seine« Martina ausfindig zu machen und damit sein Versprechen einzulösen.

Hunderte von Ahnungen ...

Seit 1971 zeichnet Mario Borgogno seine Träume systematisch auf. An die 400 präkognitive Träume hat er bis heute gehabt, und rund drei Viertel davon sind bisher traurige Wirklichkeit geworden. Anfangs hielt sich Mario für krank und konsultierte sogar einen Arzt. Doch der kann ihm nicht helfen, und so findet sich Mario nach und nach damit ab, daß er neben den ganz normalen Träumen auch noch andere hat, die ihn in eine völlig andere Welt katapultieren, von der die allermeisten von uns ein Leben lang ausgeschlossen bleiben.

Am frühen Morgen des 4. Oktober 1977 erwacht Mario Borgogno aus einem bösen Traum, den er sofort auf eine Postkarte schreibt und an einen Kunstmaler in Diano Marina (Marios Wohnort an der

ligurischen Küste) schickt. Der Text lautet:

»Ich sehe mich in einem Gebiet, wo es dunkel ist, vielleicht Nacht, ich beobachte ganz deutlich, wie die Wagen eines Zuges vom Typ »Deutsche Bundesbahn« verunglücken. Einen Wagen sehe ich, der sich in den vor ihm fahrenden hineinbohrt, dieser wieder hebt sich und kippt rechts zur Seite. Rauch, Staub, Trümmer, jetzt sind alle Wagen zum Stillstand gekommen ... Erster Eindruck, daß es sich um einen aus der Bundesrepublik Deutschland kommenden grenzüberschreitenden Schnellzug in Richtung Süden handelt. Ich sehe keine Menschen, aber vielleicht bin ich vor Aufregung aufgewacht und habe dadurch den Traum unterbrochen.«

Genau zwei Wochen später, in der Nacht vom 18. auf den 19. Oktober 1977, kam es im süddeutschen Freiburg zu einem schweren Zugunglück. Bei dem Attentat auf den »Italia-Express« wurden 19 Personen verletzt, acht davon schwer.

Ende 1978 sieht Mario Borgogno im Traum eine ähnliche Verkehrskatastrophe voraus. Es ist der Flugzeugabsturz einer DC 9 der Alitalia beim Landeanflug auf den Flughafen von Palermo. Kurz vor der Küste stürzte die Maschine damals ins Meer. Von den 128 Insassen konnten lediglich 20 gerettet

werden. Es war der 23. Dezember. Zwei Tage zuvor hatte Mario, der selbst nie in einem Flugzeug gesessen war, diesen Traum:

»Ich sehe mich in einem Flugzeug, sehr groß, ein Passagierflugzeug. Ich habe die Franziskanerkutte an und stelle fest, daß ich über zwei intakte Hände verfüge und auch ausgezeichnet höre. Vor mir sehe ich das Cockpit und viele Armaturen. Ich stehe auf Zehenspitzen hinter einem robusten Mann, der hinter dem Steuerknüppel sitzt. Ich glaube, es ist der Kapitän, zu seiner Rechten sitzt noch ein jüngerer Pilot.

Jetzt höre ich Gesprächsfetzen, einer sagt: »Das kann nicht die Landebahn Nr. 21 sein, das kann sie nicht sein! Der andere hingegen versichert, daß alles in Ordnung sei. Aber der erste sagt noch einmal: »Nein, nein, das kann sie nicht sein ... die Bahn 21!« Er schreit fast. Dann höre ich einen schrecklichen Lärm, eine furchterliche Explosion, wir werden wie in zwei Stücke gerissen, in zwei Rumpfteile, wie wenn das Flugzeug ein Strohhalme wäre.

Ich sehe mich im Wasser, im Meer, und ich sehe viele Körper auf dem Wasser schwimmen. Ich höre Schreie, aber nur kurz, bemerke auch Kinder in der Nähe einer Frau – sicher ist es die Mutter ...

Wir sind viele, ich kann nicht sagen, wieviele; dann wird alles still ... Ich habe den Eindruck, mich in Italien zu befinden, in Sizilien, ich habe das Gefühl, daß es eine Insel ist, aber ich weiß nicht, warum ich an Sizilien gedacht habe. Ich wache weinend auf ...«

Die immer wieder gestellte Frage, ob denn Mario Borgogno den Unglücksmenschen aus seinen Träumen nicht helfen oder sie zumindest warnen könnte, verneint er. »Das einzige, was ich tun kann, ist beten. Und das tue ich viel und ausgiebig«, sagt Mario. Sein Gebet besteht aber nicht nur aus Worten, sondern auch aus Taten: Wann immer er von großen Katastrophen träumt, befindet er sich mitten unter den Betroffenen und spricht den Sterbenden Trost zu. »Einige dieser Menschen, deren Tod ich im Traum vorausgesehen hatte, sind später ebenso in meinen Träumen erschienen, um mir für die Hilfe und das Gebet zu danken. Einen schöneren Dank kann ich mir gar nicht vorstellen!«

»Ich sehe einen Blitz ...«

1945 erlebt Mario den wohl schwersten Schicksalsschlag seines noch jungen Lebens. Seit rund drei Jahren ist er eine Art Mädchen für

alles im Girlaner Jesuheim; hier hatte er nach seinem unfreiwilligen und schmerzhaften Abschied vom Kloster San Rocco in Rovereto eine Bleibe gefunden. Im Heim fühlte er sich wohl und geborgen – bis auf eine Ausnahme: Seit einiger Zeit quälten ihn schreckliche Träume. »Ich sah damals nicht genau, worum es ging, aber ich spürte«, sagt Mario, »daß ich persönlich auf eine Tragödie zutriebe.«

Im Juni 1945 erwacht er eines frühen Morgens schweißgebadet aus einem paranormalen Traum, der keinen Zweifel mehr offenließ, daß ein schrecklicher Schicksalsschlag unmittelbar bevorstand. Mario Borgogno notiert in sein Traumtagebuch:

»Ich sehe mich mit anderen Kindern in einem Wald. Wir sammeln Tannenzweige, um anläßlich des Herz-Jesu-Festes im Jesuheim den Altar zu schmücken. Plötzlich sehe ich einen Jungen, der mich nach der Uhrzeit fragt. Ich nehme meine Uhr aus der Westentasche, schaue darauf und sage: »Wir müssen uns beeilen, es ist genau 16.05 Uhr ...« Unmittelbar darauf sehe ich einen Blitz, der mich blendet, und ich spüre eine ungeheure Detonation ... Ich sehe mich schwer verletzt auf der Erde liegen, aber ich bin ganz ruhig, ich habe keine Angst, sterben zu

müssen. Gar nichts, ich bin vollkommen ruhig.«

Am nächsten Morgen kommt die Schwester Oberin (Edwina Aberham) auf Mario zu und bittet ihn, zusammen mit ein paar anderen Kindern in den Wald zu gehen und Tannenzweige für den Altar zu sammeln. Mario ist wie gelähmt: »Nein«, sagt er, »ich gehe nicht.« Er weiß, daß bald etwas Schreckliches mit ihm passieren wird, doch schließlich fügt er sich dem Wunsch der Schwester Oberin, die sich über den Widerstand des ansonsten so hilfsbereiten und zuvorkommenden jungen Mannes doch einigermaßen wundert.

Die Gruppe geht also in den Wald. Als irgendwann einer der Buben einen metallenen Gegenstand vom Boden aufhebt und ihn seinen Kameraden zeigt, greift Mario instinktiv ein. »Man kann nie wissen, was das ist«, sagt er, nimmt dem Buben das Ding aus der Hand, entfernt sich ein paar Schritte von der Gruppe und will es wegwerfen. In diesem Augenblick explodiert das Zeug in seiner Hand – eine Handgranate aus dem Krieg –, reißt ihm den rechten Unterarm weg, zerstört ein Auge und schädigt sein Gehör schwerstens. Als er schwerverletzt am Boden liegt, erinnert er sich an die Uhr aus seinem Traum und fragt seinen Freund nach der

Uhrzeit. Es war 16.07 Uhr ... Mario Borgogno ist ab diesem Tag Invalide.

1950 geht Mario aus dem Jesuheim in Girlan weg. Eine bunte Odyssee führt ihn bald dahin, bald dorthin, und irgendwann vor vielen Jahren verschlägt es ihn an die ligurische Küste, in die Gegend von San Remo. Seine Unterkunft war stets bescheiden, um nicht zu sagen ärmlich, doch Ansprüche an das Leben hat Mario nie gestellt. »Ich hab ja alles, was ich brauche«, sagt er immer wieder, und er meint es auch so. Das warme Küstenklima hat er wegen seiner körperlichen Gebrechen gewählt. In Südtirol wäre es ihm im Winter zu kalt; nur

im Sommer kommt er regelmäßig in seine Heimat, um Freunde zu besuchen – und Friedhöfe. Und um immer wieder festzustellen, daß seine nächtlichen Ausflüge in eine uns völlig fremde Welt voller Geheimnisse und Vorahnungen sehr oft mit der Wirklichkeit auf grausame Weise übereinstimmen.

Manfred Poser

In die Zukunft schauen?

Daten, Erkenntnisse, Denkmodelle

Der griechische Geograph Artemidor, der um 100 v. Chr. lebte, nennt in seinem berühmt gewordenen »Traumbuch« das Traumgesicht ein »vielgestaltiges Bilden der Seele, das die bevorstehenden guten oder bösen Dinge ankündigt«. Aus der Antike sind uns Wahrträume überliefert – es handelt sich also um ein Phänomen, das der Menschheit bekannt ist. Präkognition fällt zusammen mit Telepathie und Hellsehen die Kategorie der »außersinnlichen Wahrnehmungen« (ASW), Gegenstand einer von Naturwissenschaftlern wenig gelittenen Forschungsrichtung, der Parapsychologie. Präkognition ist die Kenntnis eines zukünftigen Ereignisses, das nicht auf normale Weise vorausgesagt oder erschlossen werden konnte: eine Informationsübertragung rückwärts durch die Zeit.

Zwei Fragen tun sich auf. Wenn es Menschen wie Borgogno gibt – müssen wir dann unser Weltbild umkrempeln? Und: Ist die Zukunft unerbittlich festgelegt? Zum einen: Bei der Präkognition handelt es sich allenfalls um »schwache Verletzungen« physikalischer Prinzipien, um

Sonderfälle also, die sozusagen genehmigt sind. Zum zweiten: Wahrträume erschließen sich erst rückwirkend in ihrem oft traurigen Gehalt; der Träumer kann sie nicht präzise genug deuten, kann sie nur erleben, sie aber weder herbeiführen noch verhindern. Das kann er deshalb nicht, weil den Eindrücken die Schärfe fehlt; der Traum verhält sich zum später eintretenden Geschehen meistens – das sagt Walter von Lucadou aus Freiburg, ein Kenner von paranormalen Erfahrungen – so, wie der Bauplan eines Hauses sich zum späteren Haus verhält. Wenn es um Menschen geht, die man liebt, oder um einen selbst, mag man durchaus »eingreifen« können.

Professor Hans Bender (1907–1991), Gründer des »Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene« in Freiburg, hat in seinem umfangreichen Material paranormaler Spontanberichte 39 Prozent als Präkognition gewertet; 40 Prozent der diesbezüglichen Träume bezogen sich auf Tod und Katastrophen, 20 Prozent auf Lebensgefahr und Krankheit. Sein bekanntester Fall drehte sich um die Schauspielerin Christine Mylius, die 2800 Träume aufschrieb; ein Dutzend davon verwies eindeutig auf einen Film, der erst ein bis zwei Jahre später (nach den Träumen)

gedreht wurde. Aber: Erst in der Rückschau wurde der paranormale Gehalt offenbar.

Wir kennen weder den wahrnehmungsphysiologischen Mechanismus noch die physikalischen Gründe dafür, daß wir zuweilen Bilder aus der Zukunft empfangen. Möglich ist es nur bei herabgesetzter Bewußtseinsschwelle – beim Lesen, beim Vor-Sich-Hindämmern, im Traum –, wobei das Gehirn anscheinend Resonanz zu einer anderen Schwingungsebene aufnimmt. In der Physik ist das Phänomen der Elementarteilchen bekannt, die sich rückwärts durch die Zeit bewegen, die Überlichtgeschwindigkeit von Teilchen beim »Untertunneln« und die »Viele-Welten-Hypothese«, nach der sich das Universum nach jeder Entscheidung aufspaltet und unendlich viele Welten entstehen.

Klar ist nur, daß bei paranormalen Erlebnissen die Kategorien Raum und Zeit sich auflösen – ähnlich wie bei Nah-Todes-Erlebnissen von Menschen in Lebensgefahr die Körpergrenzen verschwinden und das Ich fragwürdig wird. Bei den »Remote-Viewing«-Experimenten, bei denen paranormal Begabte den Ort aufzeichnen, an dem sich eine bestimmte Person aufhält, spielte es keine Rolle, ob dieser Ort 100 Meter oder

10 000 Kilometer entfernt lag; ebenso unwichtig war, ob der Aufenthalt dieser Person bereits stattgefunden hatte oder für den Tag nach der Sitzung geplant war.

Bei Borgogno verblüfft, daß er in seinen Träumen in der Rolle als Mönch – sein Lebenstraum – auftritt; als hätte ihn die Nichterfüllung seiner Passion dazu gedrängt, über die Grenzen hinauszugehen. Dazukommen mag eine seltene Gabe des Mitgeföhls, des Einföhls in menschliches Leid. Oft führt eine Behinderung erst dazu, daß ein Mensch in andere Welten einzudringen vermag; bei Borgogno war die Gabe von Beginn an vorhanden. Seine Art des Sehens – die Perspektive aus der Vogelschau und der »Besuch« im Cockpit – ist auch von anderen paranormal Begabten überliefert: Für die geistigen Reisen, die sie unternehmen, gelten eigene Gesetze.

Die Gabe des Wahrtraums ist in jedem Fall für den, der sie hat, Prüfung und Alptraum zugleich. Schon Annette von Droste Hülshoff hat gedichtet: »Oh, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt – für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.«

Der Autor ist Mitarbeiter am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg im Breisgau.

Helmut Krämer

Am Fenster

Fast hätte ich sie vergessen, diese halb verwegene, jedoch ganz den Erfordernissen eines keineswegs verwegenen Ganzen gehorchende Form dieses hinteren Volkswagen-Seitenfensters: vorn und unten gerade, darüber die schwungvolle Verbindungslinie, vorgegeben von der Krümmung des Daches, eine verschwindend nebensächliche, mir fast entschwundene Randbemerkung in der weiten Welt abendländischen Industriedesigns, eine Form, die ich nie mehr je irgendwo zitiert gefunden habe, sei's an einem Toaster oder an einem Rasenmäher, eine Form, die nirgends mehr gebraucht zu werden scheint, weil sie mit dem Fortschreiten der Evolution des Automobils vom Kasten über das Ei zum geglätteten Klumpen alle Bedeutung in der sichtbaren Welt längst verloren hat. In der unsichtbaren Welt meiner Erinnerungen und Rückträume aber ist dieses Fenster plötzlich wieder aufgetaucht: Es war klein – doch ich bemerkte das nicht, denn ich war es ja selbst noch – und es war eingefasst von einer kräftigen schwarzen Gummidichtung wie mit einem Trauerband, doch auch das bemerk-

te ich nicht, denn damals wußte ich noch nicht, daß Trauer, dieses Empfinden eines erdrückenden Nie-Wieder, sich durch schwarze Ränder sichtbar machen läßt. Kurz, ich verstand überhaupt nichts von Symbolen (und deshalb verstand ich auch nichts vom Leben der Erwachsenen), und so mußte ich das Dasein ertragen, wie es auf mich eindrang, und es aus der Perspektive sehen, die mir zugewiesen wurde. Es war natürlich keine Perspektive, die mir zugewiesen wurde, sondern nur mein Platz, etwa auf dem Rücksitz unseres Volkswagens, doch dort ergab sich der Blickwinkel sogleich von selbst, nachdem ich mir meine greifbare Umwelt untertan gemacht, mir mein Nest aus kleineren Gepäck- und griffbereiten Kleidungsstücken gebaut und mich geradezu eingemauert hatte zwischen dem Fahrersitz vor mir und dem durch all die Urlaubsutensilien unserer Kleinfamilie in seinem Arbeitsgeräusch angenehm gedämpften Motörchen hinter mir.

Kaum also war unsere komprimierte dreiköpfige Reisegesellschaft in Bewegung, genoß ich die Privilegien eines Königs in seiner Sänfte, denn solange gefahren wurde, konnte nicht gelaufen werden, und so war Bequemlichkeit um mich. Da ich zwar ein Einzel-, im übrigen

jedoch ein ganz normales Kind gewesen sein muß, entwickelten sich die Fahrten in kindgemäßer Weise weiter: Die Bequemlichkeit wurde zur Schläfrigkeit, diese wiederum zur Langeweile, und deren liebste Gefährtin ist die Sensationslust. Ich lauerte also auf Bemerkenswertes aller Art, und ich lauerte stets hinter diesem linken hinteren Seitenfenster dieses Volkswagens Baujahr 1959, auf dem rechts unten in Spiegelschrift »Sekurit« zu lesen gewesen wäre, aber ich war drei, vier, fünf Jahre alt und wußte weder, wo rechts ist, noch konnte ich lesen (Spiegelschrift bis heute nicht). Sekurit: Jahrzehnte später nun treibt dieses seltsame Wort wieder an der Oberfläche meiner Erinnerung, unter dem Lateinunterricht mit seinem *securus, -a, -um* war es unbenutzt hindurchgetaucht – wie auch das Latein sich bald wieder verabschiedete von meinen Fähigkeiten zum bewußten Sprachgebrauch und in den Schluchten meines Gehirns verschwand, in denen alles verschwindet, wenn es von den täglichen Überlegungen länger nicht benützt wird. So aber springt ein Funke schwacher Assoziation vom Sicherheitsglas über auf mein Erinnern, weist mir ein kurzes Stück Weges zurück in mein Kinder-Urlaubsversteck: Das war tatsächlich Sicherheit, die gedankenverlore-

ne, selbstverständliche Sicherheit eines ahnungslosen Kindes, die ich da empfand: die Eltern und ich da komprimiert auf kleinstem Raum, geschützt vor allen Gefahren und Störungen, die ich damals kannte.

Wie alle Kinder auf großer Fahrt fragte ich häufig nach, wie lange noch zu fahren wäre bis zu unserem Ziel – das immer in Südtirol lag. Doch dieses Ziel interessierte mich nicht wirklich, und ich hoffte nur, daß es noch weit entfernt sein möge, ja wir es vielleicht an diesem Tage überhaupt nicht mehr erreichen würden und ich hinter meiner schwarzgerahmten Glasscheibe die fremde Welt an mir vorbeiziehen lassen könnte, bis die Nacht und meine Müdigkeit diese Vorstellung beenden würden, diese Welt, die mir, der ich in der Landschaft nichts zu lesen vermochte, nur deshalb fremd vorkam, weil ich die Automarken da draußen nicht kannte.

Von Ankünften will ich nicht erzählen, auch nicht von den Aufgehalten in jenem unerklärlichen Hier, das für mich ein Überall hätte sein können, wäre ich nicht Männern begegnet, die blaue Schürzen trugen, und Lieferwägelchen mit nur drei Rädern. Darauf, daß es in diesem Land Berge gab, richtete ich keine Aufmerksamkeit, denn sie waren der Grund für unse-

re Aufenthalte – ihr Vorhandensein war dadurch hinreichend erklärt, und ich hätte mich fortan nicht mehr um sie gekümmert, wenn es nicht Wege auf ihre Gipfel gegeben hätte, die zurückzulegen man mich ermunterte und, als dies nicht die gewünschte Wirkung zeigte, man mich zwang mit der Drohung, mich auf einem dieser Südtiroler Bauernhöfe, in denen wir Quartier gefunden hatten, zurückzulassen bei der freundlichen Familie, zu der immer einige scheue Kinder, eine mütterliche Mutter und jener blau-beschürzte Vater gehörten, der mir so fremd vorkam, weil ich, wie gesagt, von Symbolen ja noch nichts verstand. Ich zog es deshalb stets vor, im Schutz familiärer Langeweile Berge zu ersteigen, deren Namen ich noch hersagen könnte (obgleich es viele wären), und, ohne je von irgendjemandem dabei beachtet zu werden, »Grüßgott« zu sagen, wenn es zu Begegnungen mit anderen kam. Wer aber hätte mir auch Beachtung schenken sollen, der ich doch offensichtlich zu klein war zu verstehen, welche Bedeutung dieser süd- und alpendeutsche Gruß, der einem Befehl zum Verwechseln ähnlich klingt, auch – und wie ich heute weiß, vor allem – hatte: Gegrüßt wurde keineswegs nur im Namen des gemeinsamen Gottes, sondern auch im Bewußt-

sein einer gemeinsamen Sprache, oder, um es deutlich genug gesagt zu haben, im Bewußtsein von Gemeinsamkeit schlechthin. Denn Gemeinsamkeit war der Name des Hungers, den die braune Geschichte hinterlassen hatte. Aber wie hätte ich das wissen sollen, der ich nicht einmal wußte, was Geschichte ist, und noch nicht spürte, daß sie einen unentrinnbar überzieht wie die eigene Haut. Der ich aufwuchs in Sichtweite der Stadt Dachau im ungetrübbten Bewußtsein, dies sei tatsächlich nur ein reizendes Städtchen vor den Toren Münchens.

Daß es so einfach nicht ging, begann ich erst zu ahnen, als ich mitbekam, wie unser Autokennzeichen, das – zufällig – aus der Kombination der Buchstaben und Ziffern M-HJ 717 bestand, Zustimmung oder Ablehnung, ja überhaupt – bei Deutschen wie Südtirolern – Interesse wecken und erwachsenen Männern (an Frauen erinnere ich mich in diesem Zusammenhang nicht) rote Köpfe und laute Stimmen herbeizaubern konnte, weil ein »HJ« immer noch den Kurzschluß »Hitlerjugend« auslöste, eineinhalb Jahrzehnte nach dem Ende des braunen Reiches. Dies war, soviel kapierte ich allemal, kein gutes Zeichen für irgendetwas, und es deutete sich an, daß etwas nicht

stimmte trotz all der Grüßgotts, von denen ich damals noch nicht wußte, daß sie nichts halfen und die erhoffte Gemeinsamkeit nicht herzustellen vermochten. Ich erfuhr, nachdem wir schon beim ersten Wetterleuchten derlei völkischen oder vaterländischen Eifers, bei den ersten Anzeichen von Kriegsgeschichten, die Stuben unserer Vermieter rasch, wenngleich geordnet verlassen hatten, daß es sich »um etwas Vergangenes« handelte, das vergangen zu bleiben hätte. Das mußte mir für's erste, das heißt für die kommenden zehn Jahre, als Erklärung genügen.

94

Heute weiß ich, daß ich in eine Zeit hineingeboren worden war, die sich anstelle von Gott nun von der Wirtschaft Wunder versprach, der, wohl nicht ganz uneigennützig von den Nutznießern deutscher Tastversuche nach außen, bestätigt zu werden schien, das Kainsmal des Völkermordes ließe sich mit Geld bleichen (wenn schon nicht tilgen). Fast hätten wir es vergessen.

Die Rolle des Königs in seiner Sänfte gab ich jahrelang, und ich nützte meinen Status dazu, mir das Land Südtirol allmählich anzueignen – keineswegs im Sinne eines Eroberers, sondern defensiv, indem ich mich an das zunächst Fremde langsam gewöhnte (ohne seine Bedeutungen zu verstehen) und

heimisch wurde. Diese spezielle Form des Heimisch-Werdens, das gekennzeichnet ist durch beinahe rituelles Wiederkehren, teile ich mit einem großen Teil meiner deutschen Altersgenossen und -genossinnen, denn Südtirol stellte unseren Eltern keine Fragen nach der Vergangenheit.

Alle waren wir fiese kleine Angeber, die sich ungefragt ständig heraushängen ließen, daß »daheim« alles besser sei als hier zwischen den Bergen, wo die Vermieter ein Moped besaßen anstelle des Autos, mit dem wir herankutschert worden waren. Die hingegen konnten besser bergsteigen und verstanden mehr vom Wetter als unsere Väter (auch in diesem Zusammenhang finden sich in meiner Erinnerung keine Frauen), die sich ihrer Autorität in diesen Dingen – war dies meine erste Begegnung mit Leutseligkeit? – scheinbar unterwarfen. Wir alle, groß und klein, erschlichen uns stückweise Heimat, doch waren wir weit davon entfernt, uns dessen bewußt zu sein. Und dabei waren wir noch nicht die einzigen, die nicht wußten, was sie taten: Auch unsere Gegenüber brillierten geradezu in ihren Rollen als *Gastgeber*, weil sie nicht zu erkennen vermochten, daß sie zu *Verkäufern* geworden waren, zu Verkäufern ihrer Stuben, ihres

Familienlebens, ihrer Gesprächsthemen. Dabei bestand – kein Widerspruch –, soweit dies auf der Grundlage einer unreflektierten Geschäftsbeziehung überhaupt möglich sein konnte, eine Art unstrapazierter Zuneigung zwischen uns und unseren Vermietern, soviel glaubte ich jedenfalls bei der Ankunft und Abfahrt durch mein hinteres VW-Seitenfenster zu spüren, auch fand ich in den Familien Spielkameraden und -kameradinnen, auf deren Wiedersehen ich mich wirklich freute – was meine Fragen nach der Zeit bis zur Ankunft, die zu stellen mir noch lange Gewohnheit war, im Lauf der Jahre mit Sinn füllte.

An der Angeberei der Besucher aus dem Norden sollte sich übrigens bis heute nichts ändern, man sieht sie ihre gewohnten Rollen des Besser-Seins wie eh und je spielen, im neu besetzten Ensemble und gefüllt mit neuen Themen, jedoch mit immer noch derselben Ignoranz, die sie nie bemerken lassen wird, daß sie es auf den großen Bühnen nie zu mehr als zu Statisten bringen würden: Sie, die ehemals die hofierten Gäste waren, sieht man nun in den Supermärkten (deren Fehlen in Südtirol einst als Beweis für dessen unterlegene Gesellschaft erhalten mußte) in Zweiergruppen von angefressenen Ehepaaren stehen –

nun endlich treten auch die Frauen auf in meiner kleinen Welt, und ich kann sie im Gestus großer Wichtigkeit verkünden lassen, daß »bei uns« dies oder das (und am liebsten alles) ja »viel billiger« sei, ich lasse dies Frauen sagen, die, durch die Wechselfälle des Urlaubs begünstigt, endlich einmal ihren Männern vorführen können, welche Genies an Preisbewußtsein sie doch sind. Ich bedaure ihre Rolle, weil ich fürchte, auch als einer von diesem Spießerschlag angesehen zu werden, weil sie zweitens den Eindruck erwecken, nördlich der Alpen sei die einzige von allen beherrschte Kunst die des Preisvergleichs, und weil sie mir, drittens, verrät, wie schnell aus der üblichen Trennung in Haushalts- und Erwerbstätigkeit der Menschen Unterhaltung werden kann.

Aber all dies habe ich natürlich nicht durch mein Autofenster beobachtet, sondern darauf wurde ich gestoßen, als ich für eine nicht allzulange Zeit (aber immerhin) in diesem Land meinen Wohnsitz genommen hatte. Anstatt beiden anzugehören, wie ich mir das erträumt hatte in meinem Europäerdusel, war ich plötzlich draußen aus beiden Welten, der bayerischen und der südtirolischen. Und der Schutzschild aus Sekuritglas, hinter dem ich meinen Empfindungen von einer heilen Welt nachträumen

konnte, war mir längst abhanden gekommen, und es blieb mir nichts anderes mehr übrig, als mir auch zu erklären, was ich sah: daß Heimat ein Privileg ist, das man durch die vertraute Umgebung, in die man geboren wird, erhält, auch ohne es gefordert zu haben, daß aber die bewußte, willentliche Aneignung von Heimat (einer »zweiten«, wie das so dahingesagt wird) ein schwieriger Prozeß ist.

Meine Heimat blieb und bleibt deshalb die landschaftlich etwas eintönige Ebene im Nordwesten Münchens, im Angesicht des Dachauer Schlosses, aber auch – im übertragenen Sinn – unter den Schatten des dortigen Konzentrationslagers.

War es Trotz, daß vier Jahrzehnte, nachdem sich das Tor des Konzentrationslagers Dachau aufgetan hatte, jenes Tor, auf dem zu lesen war »Arbeit macht frei« – und zwar für die, die es von innen sahen, in Spiegelschrift – in genau dieser Stadt unsere Tochter zur Welt kam? Sie wurde hier geboren entgegen all der Warnungen, welche Hypothek es für die künftige Erdenbürgerin bedeute, als Geburtsort lebenslang »Dachau« nennen zu müssen, jenes Dachau, das Symbol ist für eine Schande, von der jeder in der zivilisierten Welt weiß, jene Stadt auch, in der die demokratisch gewählten politischen Repräsentanten

Geschick – und wohl sich selbst – verrieten, als sie die Gedenktafel für ihre dem Rassenwahnsinn zum Opfer gefallenen jüdischen Bürger *offensichtlich unauffällig* anbrachten.

Dennoch diese Gegend! Ich habe mir vorgenommen, meiner Tochter dasselbe zu erzählen, was ich hier erzählt habe, und von der Hoffnung, in dieser Stadt sei sie, seien Kinder überhaupt das Versprechen auf eine bessere Welt – ich habe, wie ich nicht ohne Selbstironie erkenne, etwas über den Umgang mit Symbolen dazugelernt.

Aber diese Tochter wird mir vielleicht sagen, daß all dies sie nichts angehe, es sie langweile, ich überhaupt langweilig sei mit meinem Hang zu kompliziertem Erzählen, sie nicht wisse, was die jüngere deutsche Geschichte mit dem linken hinteren Seitenfenster eines Volkswagens zu tun habe – den jedoch finde sie »geil«. Und sie wird mich vielleicht mit dieser mir verbotenen Vokabel der Begeisterung zurücklassen im Bewußtsein, daß ich von der neuen Welt bald ebensowenig verstehen werde wie jenes Kind damals hinter seinem Autofenster von der seinen verstehen konnte. Und wenn sie zum Abschied nicht »tschüß« gesagt, sondern sich eines mir geläufigen Grußes bedient haben wird, werde ich von Glück reden.

Hans Wielander

Aussi, inner und auer

Hitler und Mussolini. Aufbruch und Heimkehr. »Aussi« bedeutet soviel wie hinaus, »inner« ist das Dialektwort für herein.

Aussi wollten die Südtiroler, heim ins Reich, hinaus nach Deutschland, damals in den Jahren des beginnenden Krieges. Um die Freundschaft Mussolinis zu gewinnen und zu festigen, war Hitler bereit, die Südtiroler aus- und in den neu eroberten Gebieten anzusiedeln. Nach Luxemburg? Nach Burgund? Wo ist Burgund?

Das klingt nach Nibelungen. Ich war begeistert. »Aussi«, in ein neues Land, alles ausräumen, Koffer packen. Meine Eltern waren gar nicht begeistert. Sie zögerten, besonders mein Vater. Ich aber versprach ihnen zu helfen, ich wollte die Milchkandeln tragen. Das war damals eine meiner Aufgaben in der Großfamilie.

Die Großmutter war bereits über achtzig. Sie war die rührige, tüchtige, treibend Kraft im ganzen Haus. Sie hatte es ausgebaut, das Haus, das Geschäft, hatte den etwas gemüthlichen und zum Nachdenken und Pfeifenrauchen neigenden Großvater sanft gelenkt. Sie, die in ihrem Zimmer das Bild der strah-

lenden jungen Kaiserin Elisabeth hängen hatte, sie wollte hinaus, immer noch. Weg von den überall lauernernden neuen Machthabern, den mussolinihörigen Italienern, die von irgendwoher in unser Land einsickerten, meist Besitzlose, die endlich Besitzer werden wollten.

Landgewinnung. Was Hitler im großen Stil versuchte, wollten die Faschisten durch ihre Zermürbungstaktik erreichen. Sie wollten die Südtiroler hinauskelnen. Beinahe wäre es ihnen gelungen: Es war nicht mehr auszuhalten, so daß auch alte Menschen, wie meine Großmutter, das unsichere Schicksal in der Fremde der politischen Belästigung vorzuziehen bereit waren. Oder war es etwas ganz anderes? Vielleicht war es gar nicht so schlimm, vielleicht wollte meine Großmutter den Jüngeren zeigen, wie mutig und tüchtig sie war, und wie kläglich und verzagt die Jungen?

Burgund, Nibelungen. Nibelungentreue. Wir hatten im Haus ein Buch mit den deutschen Helden sagen. Ganz in der Nähe meines Heimatortes Schlanders steht die Ruine Obermontani. Dort war im 19. Jahrhundert – die Burg war damals noch bewohnt gewesen und besaß eine große Bibliothek – eine der wichtigen Pergamenthandschriften des Nibelungenliedes gefunden worden.

Wir spielten Nibelungen. Wir spielten Treue. Der Führer hat gerufen. Wir mußten das Land verlassen, um neuen, höheren Aufgaben gewidmet zu werden. Man könnte auch sagen: geopfert. Es fließt die Zeit, es fließt das Blut. Blut ist Zeit.

Zeit ist weiß, Blut ist rot. Rot-weiß, das sind die Tiroler Landesfarben. Dazu kommt der Adler, der rote, der auffliegende. Auch Brandenburg hat dieses Wappen. Und auch Polen. Noch heute spüre ich in mir die Aufbruchstimmung, und ich bin immer noch bereit, die Milchkanzeln zu tragen.

Dieser Wahnsinn, die Aussiedlung der Südtiroler, konnte nur teilweise umgesetzt werden, vor allem auch deshalb, weil durch immer neue Eroberungen im Westen, Norden und Osten bald von der Krim gesprochen wurde, bald von der Tschechei, von Polen, von Rußland. Wo also sollten wir nun angesiedelt werden?

Die Nibelungendeutschen, als die wir uns fühlten – Treue, Opferbereitschaft, Gehorsam, Todessehnsucht –, wurden von den Großdeutschen – nein, es muß anders heißen: von den Reichsdeutschen – genauestens eingeteilt, studiert, erforscht. Also die Bergbauern, die milchproduzierenden und hartes Klima gewohnten Leute, sollten in

entsprechend rauhen Gegenden angesiedelt werden, während die Burggräfler, Bozner, Überetscher, die weingewohnten, in ein Weinland überführt werden sollten. Etwa nach Burgund. Als eine Südtiroler Delegation mit Nazifunktionären das Gelände studierte und dabei die Frage aufwarf, wohin denn die dort ansässige Bevölkerung gebracht werden sollte – es hat tatsächlich Leute gegeben mit einem letzten Funken von Maß und Verstand –, ernteten die Frager nur stille Verachtung: diese Schrupfgermanen, diese Weichlinge!

Deutsch können sie übrigens auch nicht! Abgesehen von ihrer geographisch bedingten Sprachhemmung suhlen sie sich in ihrem Dialekt wie die ...

Unsere deutschen Brüder, unsere gründlichen Brüder, schickten eine Reihe von Wissenschaftlern ins Land: Liedforscher, Volkskundler, Sprachforscher, Architekten, Fotografen. Sie überzogen das Land, machten Aufzeichnungen, brachten mitunter Unglaubliches zum Vorschein.

Ihre Ergebnisse hätten eigentlich Hitler zu der Überzeugung bringen müssen, daß es sich bei Südtirol um ein sehr deutsches Land handelt. Der aber hatte Höheres im Sinn, wollte die Freundschaft Mussolinis, seines einstigen Vorbildes. Da

Hitler von Mussolini anfangs eher mit Herablassung behandelt worden war, bestand da ein Nachholbedarf. Hitler wollte Genugtuung, wollte zeigen, wer der Stärkere war. Er wollte siegen, wie ein Ritter, oder sterben. Eigentlich wollte er Südtirol gar nie den Italienern überlassen – so hofften viele Anhänger Hitlers –, sondern das Land als Sprungbrett benutzen, um von hier aus Italien zu erobern. Um diesem Mussolini zu zeigen, wer der Herr wäre. Und um den ungerechten Frieden nach dem Ersten Weltkrieg zurechtzurücken. Gerechtigkeit und Rache.

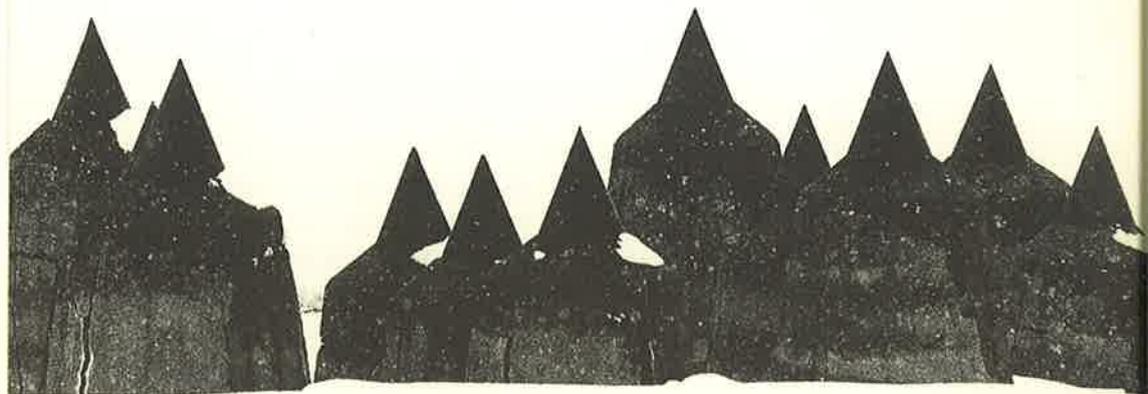
Italien, inzwischen in den Krieg eingetreten und bald wieder ausgegretet, wird von den Deutschen besetzt. Die Deutschen kommen herein, kommen »inner«. Wie es dann weitergegangen ist, wird je nach Standpunkt verschieden erzählt. Doch es dauerte nicht lange, dann zogen schon wieder endlose Militärkolonnen gegen Norden.

Ich kann mich daran noch erinnern, sowohl an den Einzug der Deutschen als auch an den Abzug. Ihr Rückzug verlief sehr geordnet; die Truppen waren keineswegs verhungert oder notleidend, nur war ihre Ausstattung sehr einseitig: Sie hatten vor allem Süßigkeiten, was uns Kinder sehr interessierte, und waren dankbar für ein Gulasch

oder tranken gierig die frische Milch.

Zuerst kamen die Italiener »auer«, dann kamen die Deutschen »inner«, dann gingen sie wieder »aussi«. Auch die Amerikaner kamen »auer«, also von Italien herauf. Mit ihnen kamen Kaugummi, Erdnüsse, Jazz und Prostitution. Sie lagerten im sogenannten Zinshaus, umschwärmt von jungen Frauen, die ganz ungeniert zu ihnen ins Feldbett krochen. Das hatten sie mit Moskitonetzen in ein Himmelbett verwandelt.

Die Gestalten bewegten sich aussi, inner und auer. Es war wie Kino oder Fernsehen. Und es war Weltgeschichte.



Durchkommen? Kein Durchkommen!
Kriegskunst? Kriegshandwerk!
Panzersperren nahe des Reschenpasses.
Foto: Martin Geier

Martin Trafoier

Endstation Erinnerung

»In Kriag inni, sell isch schnell gongen. Ausserkemman isch viel schwarer gwesen.« Oder überhaupt unmöglich. Wer mit Leuten redet, die im letzten Weltkrieg gekämpft haben, merkt sehr bald, daß die Erinnerungen an diesen Krieg nach über einem halben Jahrhundert immer noch lebendig sind. Zwar sind manche Grausamkeiten und Schrecken des Krieges im Filter der vergangenen 50 Jahre hängen-geblieben und durch lebens-bejahende und »akzeptable« Erinnerungen überlagert worden: Erinnerungen an echte Kameradschaft und Freundschaft, an Augenblicke der Gefahr, an überstandene Verwundungen, an die glücklichen Umstände, die einem auf oft unerklärliche Weise das Leben retteten. Trotzdem läßt das Reden über den Krieg immer noch Emotionen wie Zorn und Scham, Dankbarkeit und Verzweiflung wach werden.

Die Geschichte von Hans Trafoier ist eine von Millionen: Er hat im großen Krieg bloß eine kleine Statistenrolle gespielt und wurde trotzdem für sein Leben gezeichnet.

Als am 1. September 1939 die deutschen Truppen Polen über-

fielen und den Zweiten Weltkrieg auslösten, war Hans 18 Jahre alt: alt genug, um zu verstehen, daß auch er – falls der Krieg sich länger hin-zöge – einberufen und an die Front geschickt würde. Als zehntes von dreizehn Kindern am 7. März 1921 in Kortsch geboren und in armen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er wie seine Geschwister und die anderen Dorfkinder seine Kindheit und Jugend vorwiegend mit Arbeiten und Beten verbracht. Da der kleine elterliche Hof und das Schneidereinkommen des Vaters nicht ausreichten, um alle zu versorgen, verdingte sich Hans schon sehr früh als Tagewerker bei örtlichen Bauern. Im Frühjahr 1938 gelang es ihm endlich, eine fixe Anstellung bei den italienischen Wegmachern zu finden. Ihm gefiel die Arbeit, und er freute sich über das geregelte Einkommen (anfangs eine Lira pro Stunde, später eine Lira und 20 Centesimi), mit dem er für zu Hause Luxusgüter wie Weißbrot, Zucker und Öl kaufen oder dem Vater Arbeitszeug besorgen konnte.

Er war deshalb wenig begeistert, als er am 27. Mai 1942, wenige Monate nach Erreichen der Volljährigkeit, mit etwa 20 weiteren jungen Männern aus der Gemeinde Schlanders nach Meran ins Hotel Bristol zur Musterung gerufen

wurde. Bei der Musterung wurde Hans das erste Mal in seinem Leben »eingesperrt«: Da zu Hause die Haustür nur selten und Stall und Stadel nie abgesperrt wurden, staunte Hans nicht schlecht, als bei der Musterung der Saal im Hotel Bristol abgesperrt wurde. Vor dem versammelten Musterungskomitee, das aus Wehrmachtsoffizieren, Ärzten und Vertretern jener örtlichen Nazistatthalter bestand, die die jungen Leute dem Komitee namhaft gemacht hatten, mußten sich die jungen Burschen ausziehen, um auf ihre Kriegstauglichkeit hin untersucht zu werden. Fast alle bestanden diese Prüfung.

102

Nach der Musterung begann das kurze Warten auf die Einberufung zur Wehrmacht. In diesen vier Monaten nahm das Leben seinen gewohnten Gang – mit einer Ausnahme: Im Sommer unternahm Hans mit einem Freund einen zweitägigen Radausflug nach Maria Weißenstein, um dort zu beichten und um Beistand in der ungewissen, gefährlichen Zukunft zu beten.

Am 5. Oktober 1942 wurde aus dem Zivilisten schließlich ein Soldat. Acht Tage lang mußten er und seine Kameraden zuerst in Innsbruck in der Konrad-Kaserne exerzieren lernen – noch in Zivil. Danach wurden ihnen in Bludenz die Grundregeln eines Wehrmacht-

soldaten eingedrillt: Gehorsam, Ordnung, Sauberkeit. Gleichzeitig probten sie Schießen, tagelanges Marschieren mit schweren Rucksäcken sowie das Robben über reifbedeckte Felder und durch Bäche – Erfahrungen, die im Gegensatz zum Lied »Es ist so schön Soldat zu sein« standen, das sie ständig sangen. Am 23. Dezember 1942 ging es dann in das von deutschen Truppen besetzte Frankreich, wo Hans in Morez, nahe der Schweizer Grenze, zum Granatwerfer ausgebildet werden sollte. Die ersten Weihnachten fern von Kortsch verbrachte Hans aber nicht im Ausbildungslager, sondern im Krankenhaus von Besançon, da eine Verletzung am rechten Mittelfinger zu einer Blutvergiftung geführt und eine Operation nötig gemacht hatte. Den zweiwöchigen Aufenthalt im Krankenhaus bedauerte er nicht: Anders als seine Kameraden bekam er gut und genug zu essen.

Waren die Monate in Bludenz schon spartanisch gewesen, so war die nun folgende Dressur zum Granatwerfer noch unerbittlicher. Das Essen in Frankreich war schlecht (»Da haben wir in Rußland besser gegessen!«) und die Ausbildung körperlich und seelisch so aufreibend, daß manch einer versuchte, sich das Leben zu nehmen. Hans hielt durch und wurde im

April 1943 nach Bad Reichenhall bei Berchtesgaden geschickt, von wo aus er im Mai – nach 14 Tagen Heimaturlaub – mit der Bayrischen 97. Spielhahnjägerdivision an die russische Front geschickt wurde. Seine Einheit war der 5. Kompanie des Regiments 204 von General Müller eingegliedert und kam nach einer langen Zugfahrt mit Stationen in Przemysl (Polen) und Budapest (Ungarn) in Kertsch (*nicht Kortsch!*) auf der russischen Halbinsel Krim an. Von dort ging es über das Asowsche Meer zum Kuban-Brückenkopf im Vorkaukasusgebirge. Dort begegnete Hans dem Krieg.

Obwohl die Soldatenzeitung, die sie an der Front zu lesen bekamen, von den Siegen und Vormärschen der deutschen Armee berichtete, hatte die Rote Armee den deutschen Invasoren bereits verheerende Niederlagen zugefügt und sie zum Rückzug und zur Aufgabe ihrer östlichsten Stellungen gezwungen. Auch Hans sah während dieser Rückzugsgefechte mehr deutsche Soldaten sterben als russische, und die Bombardements aus der Luft und der Beschuß mit russischen Stalinorgeln hätten auch ihn das Leben kosten können. Zwar waren ihm und seinen Kameraden das Schießen – das Töten – beigebracht worden, auf das Sterben und den

Tod hatte sie niemand vorbereitet. Die schrecklichen Bilder jener Zeit – wie das vom deutschen Soldaten, der das Vaterunser betend an einem Bauchschuß zugrunde ging – wurden wahrgenommen und irgendwo im Hinterkopf gespeichert, von wo sie sich später, Jahrzehnte später, gepaart mit anderen Bildern des Elends immer wieder, vor allem nachts, zurückmeldeten und ein Vergessen unmöglich machten.

Im Oktober 1943, als seine Einheit sich auf die Krim zurückgezogen hatte, holte sich Hans die Malaria: Er war im Schützengraben eingeschlafen und von Schlechtwetter überrascht worden. Mit Schüttelfrost und Fieber wurde er mit dem Transport, der abends das Essen brachte und die Verwundeten und Kranken abtransportierte, zum Hauptverbandsplatz gebracht, an dem es wie auf einer Metzbank aussah. Von dort ging es in einem Lastwagen zur weiteren Behandlung ins zehn Tage weit entfernte Lazarett in Winniza und dann mit der Eisenbahn nach Prag. Unterwegs prallte der Transport aber gegen einen entgegenkommenden Zug, und die Verwundeten sowie Schwerverletzten mußten in Transportflugzeugen nach Prag weiter transportiert werden. Bis Anfang Dezember 1943 wurde Hans in

Prag behandelt (vorwiegend mit Wechselbädern in einem abgesperrten Raum), dann auf Genesungsurlaub nach Hause geschickt. Vor Weihnachten kehrte er zurück an die Front, diesmal nach Süd-rumänien, wo die Stille der Heiligen Nacht durch jähes russisches Trommelfeuer zerrissen wurde.

Im Jahr 1944 waren Hans und seine Einheit ständig in Rückzugskämpfe verwickelt, und mehr als einmal entwischte er dem Tod nur knapp. Am 26. September 1944 wurde er von Granatsplittern im Rücken und im linken Oberschenkel getroffen, am 30. März 1945 traf ihn ein Splitter am Ohr. Angesichts des drohenden Zusammenbruchs wurden diese »leicht« Verwundeten, nachdem man die Verletzung rasch behandelt und mit einem Verband umwickelt hatte, an die Front zurückgeschickt, damit sie – mit dem Verwundetenabzeichen in der Tasche – das Großdeutsche Reich doch noch retten konnten. Mittlerweile funktionierte der Nachschub von Essen und Munition aber auch mehr schlecht als recht. Jede Kugel, die abgefeuert wurde, mußte registriert werden, und die Soldaten wurden immer öfter dazu aufgefordert, für ihre Einheit bei der Zivilbevölkerung in der näheren Umgebung Lebensmittel zu »organisieren«.

(Der Ausdruck »stehlen« wurde tunlichst vermieden.)

Der Rückzug wurde immer mehr zu einem ungeordneten Rücklauf. Ohne Munition und ohne Nahrung, dafür mit Schmerzen im Ohr, die von seiner jüngsten Verwundung herrührten, mit Granatsplittern im Körper und beißenden Läusen unter den Achseln und zwischen den Beinen erreichten er und seine Kameraden Ende April 1945 schließlich bei Ratibor im polnisch-tschechischen Grenzgebiet die Oder. Die Flucht über die Oder zurück nach Deutschland, hinaus aus diesem Krieg, stellte sie aber vor neue, unvermutete »Feinde.« An der Brücke über die Oder saßen vier blutjunge deutsche Offiziere, wahrscheinlich frisch getränkt mit den Durchhalteparolen des Führers, die die zurückweichenden Soldaten zum Halten der Front, zum Endkampf gegen den Feind auffordern und inspirieren sollten: »Ein deutscher Soldat flieht nicht!« Doch wie sollte man ohne Munition die russischen Panzer aufhalten? Als einige im Krieg ausgezeichnete Landser diesen jungen deutschen Offizieren die Aussichtslosigkeit der Lage erklären wollten, wurden sie rücksichtslos an der Brücke niedergeschossen. Hans und seine Gefährten verstanden die Welt nicht mehr, als sie sahen, daß die

»eigenen Leute von eigenen Leuten« erschossen wurden, aber sie verstanden, daß der Weg aus diesem Krieg nicht über diese Oderbrücke führen würde.

Sie marschierten flußabwärts und trafen schließlich auf eine Gruppe Soldaten, die dabei waren, ein Boot soweit wassertauglich zu machen, um im Schutz der Dunkelheit ans andere Ufer gelangen zu können. Am Boot wurde ein Tau befestigt, damit es nach einer Überfahrt von den wartenden Soldaten wieder zurückgezogen werden konnte. Beschossen von russischen Truppen, setzte eine Gruppe nach der anderen über. Durchnäßt und müde stellte sich für die Soldaten die Frage nach dem Wohin. Ihre Kommandanten hatten sie im Durcheinander des fluchtartigen Rückzugs verloren, und sie selbst wollten bloß noch ihre Haut retten und nach Hause.

Gemeinsam mit einem Sudetendeutschen machte sich Hans auf den Weg ins Sudetenland und fälschte dazu seinen Marschbefehl, indem er an den ursprünglichen Bestimmungsort zwei Buchstaben hinzufügte, so daß eine Ortschaft im Sudetenland als neuer Bestimmungsort auf dem Marschzettel aufschien. Auf dem Marsch dorthin verließen sie sich auf einen Kompaß, den Hans in den Monaten davor

einem toten russischen Offizier abgenommen hatte. Auf einem abgelegenen tschechischen Bauernhof endete aber ihr Ausbruch aus dem Krieg. Da sie nachts in ein heftiges Gewitter geraten, erschöpft und hungrig waren, hatten sie es gewagt, frühmorgens an die Haustür jenes Bauernhofes zu klopfen und die mißtrauische Bäuerin um Aufnahme zu bitten. Die Frau machte daraufhin Feuer im Herd, ließ die zwei Soldaten in einem Bett schlafen und trocknete ihre Kleider. Gegen Mittag kam ihr Mann ins Haus, fragte die zwei Gäste nach ihrem Marschbefehl und ihrer Aufenthaltsgenehmigung und ging wieder. Als Hans und sein Begleiter abends weitermarschieren wollten, stand am Hofort ein deutscher Feldgendarm – ein »Kettenhund«, wie die Soldaten die Mitglieder Feldgendarmerie wegen der Kette nannten, die sie um den Hals trugen. Ein zweiter Kettenhund wartete vor der Haustür und nahm die beiden fest.

Hans und der sudetendeutsche Soldat wurden zuerst ins Dorfgefängnis gebracht und dann von der Gendarmerie nach Tetschen verfrachtet, einen Ort an der tschechisch-polnischen Grenze. Im Gefängnis von Tetschen warteten sie eine Woche lang auf das sogenannte Fliegende Gericht, ein SS-

Standgericht, das fahnenflüchtigen und anderen abtrünnigen Soldaten den Prozeß machte. Während dieser Zeit war es ihnen untertags verboten, sich in der öden Zelle hinzusetzen oder hinzulegen – lediglich ein Gang durch den Hof wurde den Gefangenen einmal am Tag zugestanden. Als das Fliegende Gericht eintraf, wurde Hans von einem Tiroler SS-Offizier verhört, dem er seine Lage sowie die Beweggründe für sein Abweichen vom »rechten« Weg zu schildern versuchte. Vergebens. Hans wurde zum Tod durch Erschießen, der Sudetendeutsche, weil er in Zivilkleidung angetroffen worden war, zum Tod durch Erhängen verurteilt. Ein Rittner, Josef Schweigkofler, wurde auch zum Tod durch Erhängen verurteilt, weil man in seinem Rucksack Zivilkleidung gefunden hatte. Am 4. Mai 1945 – vier Tage nach Hitlers Selbstmord und vier Tage vor der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches – sollte ihre Hinrichtung stattfinden. Am Abend davor fragte sie der Divisionspfarrer noch nach ihren letzten Wünschen – Hans' letzter Wunsch war, daß zu Hause niemand erfahren sollte, daß er als Deserteur erschossen wurde.

Die Rote Armee rettete dann Hans das Leben. Da die russischen Truppen auf Tetschen zumarschier-

ten, flüchteten die deutschen Oberen Hals über Kopf – ohne die Hinrichtungen zu vollstrecken. Bewacht von zwei Posten der eigenen Division, mußten die Verurteilten mit diesen in Richtung Deutsch Brod marschieren. Als dann wenige Tage später die Nachricht kam, »Der Krieg ist aus! Rette sich, wer kann!« ließen die Bewacher ihre Gefangenen laufen. Die Straßen und Wege füllten sich sofort mit Fahrzeugen und Menschen, die alle nur ein Ziel hatten: Raus aus dem Krieg! Weg vor den Russen und Tschechen! Heim! Zu Fuß, zu Pferd, in Bussen, Autos und Lastwagen versuchte jeder, dem Zorn der Sieger zu entkommen.

Hans war mit dem Rittner Josef Schweigkofler und einigen anderen Soldaten seiner Kompanie auf dem Weg nach Hause, als ein Motorrad mit Beiwagen neben ihm anhielt. Auf dem vollbesetzten Gefährt saßen zwei Leute, die er kannte: der Müller »Schnalser« Hans, der in Kortsch das Schusterhandwerk erlernt hatte, und Ludwig Staffler aus Schlanders, der ihm anbot, mit ihnen mitzukommen. Nach einigem Zögern lehnte Hans ab – er wollte nun, nach Beendigung des Krieges, seine Kriegskameraden nicht verlassen, sondern gemeinsam mit ihnen nach Tirol zurückkehren. »Guat, ober ban Schorsch (= Gast-

haus zum Schwarzen Adler in Kortsch) trinkn miar norr an Dopppliter!« rief ihm Ludwig noch zu und fuhr davon. Über ein Jahr lang sollte sich Hans verwünschen, weil er diese Mitfahrgelegenheit ausgeschlagen hatte – zu Unrecht, wie sich später herausstellte, denn der Staffler Ludwig und der Schnalser Hans sind nie zu Hause angekommen.

Auch für Hans verzögerte sich die Heimkehr. Hans und sein Rittner Kollege waren auf zwei Pferden unterwegs, als sie plötzlich in eine Straßenblockade gerieten und von mehreren tschechischen Burschen festgenommen wurden, die ihnen mit Handgranaten und Gewehren klar zu verstehen gaben, wer nun die Befehle erteilte. Die Rosse wurden ihnen abgenommen, sie selbst wurden durchsucht und mit anderen Soldaten auf einer Wiese zusammengetrieben, wo sich alle hinsetzen mußten. Nachdem ein Deutscher zuerst zwei tschechische Burschen und danach sich selbst erschossen hatte, griffen die tschechischen Bewacher bei den geringsten Anzeichen von Widerstand zu den Waffen. Wer aufstand, wurde niedergeschossen. Wer auf dem folgenden Marsch in die Gefangenschaft zurückblieb, wurde ebenfalls erschossen und in den Straßengraben geworfen.

Dieser Marsch durch das ehemalige Kriegsgebiet entwickelte sich zu einem kräfteraubenden Spießrutenlauf. Den Gefangenen wurden die Schuhe abgenommen, sofern diese brauchbar waren, was das tagelange Gehen über die steinigten Straßen zusätzlich erschwerte. Es gab kaum etwas zu essen, und viele litten an Ruhr. Die Bewacher prügeln die Außergehenden mit ihren Gewehrkolben, und manch einem Gefangenen wurde die Zähne eingeschlagen und die Goldzähne herausgenommen. Beim Durchmarsch durch tschechische Dörfer standen die Leute an den Fenstern und schütteten heißes Wasser auf die unter ihnen vorbeimarschierenden ehemaligen Soldaten der deutschen Wehrmacht. Nach acht bis zehn Tagen Marsch wurden Hans und die übrigen Gefangenen schließlich von den tschechischen Bewachern an die Russen übergeben.

Das Marschieren unter russischer Aufsicht war – verglichen mit den willkürlichen Mißhandlungen durch die tschechischen Bewacher – um vieles angenehmer, wenn auch nicht weniger gefährlich. Es gab zwar keine Schläge und Mißhandlungen mehr, doch starben etwa ein Viertel der Gefangenen an Hunger – auch die russischen Bewacher hatten kaum etwas zu essen. Die

erste Station auf dem Marsch nach Rußland war Auschwitz, das sie Ende Mai erreichten. Das Konzentrationslager, in dem die Nazis Millionen Juden und andere Gefangene gequält, ermordet, vergast und verbrannt hatten, war Ende Jänner 1945 von der Roten Armee befreit worden und wurde nun von den Russen als Durchgangslager für die deutschen Kriegsgefangenen genutzt. Untertags hielten diese sich im Hof auf, die Nacht verbrachten sie in den Baracken. Obwohl Hans an der Front schon gegen Kriegsende von Rückkehrern aus dem Urlaub gelegentlich von Judenvergasungen gehört hatte, wurde er in Auschwitz erstmals direkt mit der Massenvernichtungsmaschinerie der Nazis konfrontiert. Die Russen führten ihn und die Übrigen durch das Lager, zeigten ihnen das Eingangstor, die Gaskammern, die Baracken.

Wenngleich die Leichen der Naziopfer und die überlebenden Häftlinge des Konzentrationslagers aus Auschwitz weggebracht worden waren, war der Ort immer noch eine Stätte des Sterbens und des Leidens. Die gefangenen Soldaten waren entkräftet, litten an allen möglichen Krankheiten und starben wie die Fliegen, da die Russen nahezu keine Medikamente hatten, um die verschiedenen Krankheiten und

Infektionen zu behandeln und zu heilen. Im Hof war ein etwa zwei Meter breiter Graben angelegt worden, über dem Holzstangen befestigt waren, die den Gefangenen beim Verrichten der Notdurft als Sitzfläche dienten. Manche von ihnen waren aber schon so geschwächt, daß sie von der Stange fielen und im Kot und Urin krepiereten. Andere krochen nachts zu jenem der vier das Lager umgebenden Zäune, der elektrisch geladen war, um durch einen Starkstromstoß ihr Leiden zu beenden. Heute noch plagt Hans die Frage, ob er jemanden hätte retten können.

»Man war damals aber selbst schon so geschwächt, daß man nicht die Kraft gehabt hätte, jemanden aus dem tiefen Graben zu ziehen. Wenn man selbst hineingefallen wäre, wäre man wahrscheinlich auch nicht mehr herausgekommen.«

Wer sich halbwegs auf den Beinen halten konnte, wollte deshalb nur fort von hier. »Aussi. Lai aussi va dol!« Wenn ein Zug ankam, um Gefangene in Lager irgendwo in Rußland zu transportieren, liefen sie zur Verladerampe, um ja unter den Ersten zu sein, die mitgenommen wurden. Zweimal rannte Hans vergebens hin, und zweimal stand er umsonst einen halben Tag lang an. Beim dritten Mal, nach neun Tagen Auschwitz,

wurde er schließlich aufgeladen. Sein einziger Besitz war damals sein Brotbeutel, in dem sich neben einem italienischen Ausweis und etwas Eßbesteck sein Rosenkranz und eine kleine Schachtel mit Saccharinblättchen befanden. Dem Rosenkranz und den täglichen, inbrünstigen Gebeten schreibt Hans es zu, daß er die seelische Kraft fand, diese für ihn schwerste Zeit seines Lebens durchzustehen und am eigenen Elend und an der Not seiner Mitgefangenen nicht zu verzweifeln. Den Saccharinblättchen, die er in der Zeit des Zusammenbruchs in einem Haus im Sudetenland eingesteckt hatte und von denen er von Zeit zu Zeit ein kleines Stückchen aß, bestätigt Hans, daß sie seinen Körper vor der Ruhr, vor Durchfall und Auszehrung bewahrt haben.

Eingepfercht in von außen verriegelten Eisenbahnwaggons ging die Fahrt über Leningrad bis nach Murmansk. 109 Männer waren in einen Waggon gestopft worden, so viele, daß sie nie alle gleichzeitig sitzen oder liegen konnten. Beim Schlafen und Sitzen wechselte man sich deshalb ab. Die etwa 1800 Kilometer lange Fahrt von Leningrad nach Murmansk führte durch ödes, kaum besiedeltes Gebiet. Zudem blieb der Zug oft halbe Tage lang irgendwo stehen,

doch die Waggons wurden nur selten geöffnet, damit sich die Eingesperrten die Beine vertreten konnten. Zweimal am Tag wurden die Gefangenen mit einem Gewehrkolbenschlag abgezählt, und einmal am Tag gab es ein bißchen Essen. In einer Ecke des Waggons stand ein Kübel für die Notdurft, der aber verhältnismäßig wenig benutzt wurde, da der Körper wenig Eßbares zu verarbeiten bekam. Der Notdurftkübel, der die Luft im Waggon verpestete, war aber nicht der bleibendste Eindruck von dieser Bahnfahrt. Einmal wurde ihnen ein Eimer mit einer ungesalzenen Suppe und ein paar Erbsen in den Waggon gestellt. Nachdem sie aus ihren Schalen, Schüsseln oder Konservendosen ihre Suppenration zu sich genommen hatten, wurde einem Mithäftling schlecht, und er erbrach sich, worauf zwei andere sein Erbrochenes auflöffelten. Obwohl Hunger seit Kriegsende sein treuester Begleiter war und ihn im Schlaf Träume von herzhaften Mittagessen foppten, schwor sich Hans, lieber zu sterben, als sich von Erbrochenem zu ernähren.

Die Ankunft in Murmansk in der Nacht des 8. oder 9. Juli 1945 hätten die Gefangenen unter anderen, zwangsfreieren Bedingungen sicher genießen können. Zum ersten Mal in ihrem Leben erlebten

sie die Mitternachtssonne, die – obwohl 2 Uhr in der Früh – am Himmel stand und die Nacht erhellte. Der Marsch ins Arbeitslager dagegen dürfte sie an den Fußmarsch durch die Tschechei erinnern haben: die Bewohner von Murmansk, dieser 200 Kilometer nördlich des Polarkreis gelegenen und auch im Winter eisfreien Hafenstadt auf der Kola-Halbinsel, hatten mit den deutschen Gefangenen noch eine offene Rechnung zu begleichen. Während des Krieges hatten deutsche Truppen nämlich die aus Holz gebaute Stadt bombardiert und in Schutt und Asche gelegt; nur die Hafenanlage hatte die deutschen Angriffe überstanden und war in der letzten Kriegsphase von den Amerikanern dazu benutzt worden, um die russischen Truppen mit Kriegsmaterial zu beliefern. Italienische Kriegsgefangene waren dann nach Murmansk gebracht worden, um Zeltbaracken und Notunterkünfte bauen zu helfen. Hans und seine Mitgefangenen waren die ersten deutschen Kriegsgefangenen, die in Murmansk ankamen, und wurden von der aufgebrachten Zivilbevölkerung mit Schimpftiraden und Stockhieben empfangen. Die Gefangenen waren zu dieser Zeit bereits so entkräftet, daß sie einander beim Gehen stützen mußten und sich gegen die

Schläge nicht zur Wehr setzen konnten. Ihre russischen Bewacher feuerten daher Warnschüsse ab, um die erzürnten Bewohner von Murmansk zurückzudrängen.

In Murmansk gab es zwei Arbeitslager: in einem waren etwa 500 bis 600 »Spezialisten« (Maurer, Anstreicher, Zimmerleute, usw.) untergebracht, im anderen an die 1000 ungelernete Arbeiter wie Hans Trafoier, die zu Handlanger- und Grabungsarbeiten sowie zu Auf- und Abladearbeiten herangezogen wurden. In den kurzen Sommermonaten wurden die Fundamente für zwei- oder dreistöckige Holzbauten ausgehoben, Lärchenstämmen zurechtgeschnitten, Steine gebrochen. Die schwere körperliche Arbeit bei kargen Mahlzeiten führte zu einem weiteren Kräfteverlust. Wer aber die Arbeitsnorm nicht erfüllen konnte, wurde von den meist nach Murmansk strafversetzten Bewachern und Aufsehern geprügelt und mißhandelt. Das morgendliche und abendliche Abzählen der Gefangenen gestaltete sich oft zu einer stundenlangen, fast unerträglichen Tortur. Die Gefangenen mußten sich in vier Reihen aufstellen, dann begannen die Bewacher mit dem Abzählen, das kein Ende nahm, da sie sich des öfteren (absichtlich?) verzählten oder die Gefangenen, die Küchen-

dienst leisteten, hinzuzuzählen vergessen hatten. Im Winter, als die Temperaturen auch auf minus 40 °C oder gar minus 50 °C absackten und die Gefangenen kaum die Augenlider bewegen und nur mit Mühe atmen konnten, fielen immer wieder Leute um und mußten weggetragen werden. Die Toten wurden, nachdem man ihnen die Kleider ausgezogen und alle noch verbliebenen Habseligkeiten abgenommen hatte, Holzprügeln gleich in ein Totenzelt geworfen, später aus dem Lager gefahren, in Schnee eingegraben und nach der Schneeschmelze im Juni oder Juli im Boden vergraben. (Hans' Rittner Freund starb anfangs 1946 im Lager, nachdem er einmal beim Auswaggonieren von Lebensmitteln eingesurtes Fleisch gegessen und sich den Magen verdorben hatte.) Mit der Zeit gestatteten die Aufseher den Gefangenen das Abzählen, das daraufhin schneller und weniger zermürend vor sich ging.

Die Nächte verbrachten die Gefangenen in Zeltbaracken, die mit einem kleinen Ofen ausgestattet waren. Etwa 40 Männer schliefen auf den Holzbrettern der Baracke, ohne Decke, nur mit einem Mantel zugedeckt, der sie ein wenig vor der eisigen Kälte schützte. Um nicht zu erfrieren, schlief man bloß zwei Stunden hintereinander, stand dann

auf und ging etwa eine halbe Stunde lang in der Baracke hin und her, um sich dann wieder für etwa zwei Stunden schlafen zu legen. Die Schuhe wurden zum Schlafen nicht ausgezogen. Hans tat dies ein einziges Mal, mit dem Ergebnis, daß er am Morgen nicht mehr in der Lage war, in die Schuhe zu schlüpfen, und dafür vom Aufseher verprügelt wurde.

Untertags rückten die Lagerinsassen zur Arbeit aus. Dreimal täglich wurden sie mit Fischsuppe gepflegt, in der gelegentlich Augen herumschwammen, an denen sich mehr als ein Gefangener die Zähne ausbiss, die wegen des Mangels an Vitamin C ohnehin zu wackeln begonnen hatten. (Hans ließ drei Zähne im Lager in Murmansk zurück.) Die Fischknöchelchen dagegen ließen sich zerbeißen und wurden gekaut und gegessen. Außerdem bekamen die Gefangenen morgens, mittags und abends jeweils 200 Gramm Brot; wer die vorgegebene Arbeitsnorm erfüllte, was angesichts der körperlichen Ausmergelung selten vorkam, erhielt weitere 200 Gramm. Die Aufteilung des Brotes – es traf einen Laib Brot auf acht Häftlinge – blieb den Gefangenen überlassen, die sich sogleich Waagen bastelten, um die Rationen genau abzuwiegen. Zweimal im Monat wurde an die

Gefangenen eine Art Hirsebrei ausgeteilt, und dreimal wurde Hans in den siebzehn Monaten seiner Gefangenschaft ein Vitaminschub in Form von ein paar Hagebutten verabreicht. Vor dem Verhungern bewahrte ihn auch sein Freund Hans Haid aus Götzens bei Innsbruck, der wegen seines Herzfehlers in der Küche arbeitete und ihn und seinen Grazer Kollegen, Ander Schmittbauer, zusätzlich mit etwas Eßbarem versorgte. Außerdem sammelten sie die wilden Kamillen, die in der Gegend von Murmansk wuchsen, und verkochten sie zu Tee.

112

Einmal im Monat wurden die Gefangenen von einem Arzt und einer Ärztin untersucht. Die Ärztin war es schließlich, die Hans in das Spital einliefern ließ, das sich außerhalb des Lagers befand. Am Abend des 6. November 1945 war ein Wachposten, der einen russischen Nationalfeiertag gehörig mit Alkohol gefeiert hatte, auf der Suche nach Arbeitern in die Baracke gepölkert, in der sich Hans bereits zum Schlafen hingelegt hatte. Zunächst versetzte er Hans einen harten Schlag auf den Kopf und zog ihn dann am Ohr über den Boden. Erst als Hans bereits blutete und benommen zusammensackte, ließ er von ihm ab. Seit diesem Zwischenfall litt Hans an epilepti-

schen Anfällen und brach während der Arbeit immer öfter zusammen. Da sich die Anfälle häuften, wurde er für 14 Tage in das Spital gebracht, wo er sich ein wenig erholen konnte. Das Krankenhaus war äußerst dürftig ausgestattet, es fehlten Medikamente und medizinische Geräte, und als die Eisenbahnlokomotive, die im Spitalhof stand und als Heizkessel für das Krankenhaus fungierte, einmal für drei Tage ausfiel, froren die Patienten im Krankenhaus fast noch ärger als in den Lagerbaracken.

In diesen Tagen der Krankheit flüchtete sich Hans – wie schon in den Monaten davor – in das stille Gebet. Offene Glaubensbekundungen waren im kommunistischen Rußland untersagt, und Weihnachten 1945 hatten die Gefangenen heimlich in ihrer Baracke bei einem Nadelbaumzweig und einer Kerze »gefeiert,« die ihnen ein Priester, den sie bis dahin für einen Arbeiter gehalten hatten, vorbeigebracht hatte. Die vielen Gebete wurden schließlich erhört. Im Juli 1946, genau ein Jahr nach seiner Ankunft, wurde Hans, da er endgültig zu schwach und zu krank zum Arbeiten war, zum Bahnhof von Murmansk gebracht und mit anderen Kranken auf einen Zug geladen, der sie aus der Gefangenschaft in die Heimat bringen sollte.

Besitzzeugnis

Dem Gefreiten Johann T r a f o i e r
(Name, Dienstgrad)

5./ (schw.) Jäg. Rgt. 204
(Truppenteil, Dienststelle)

Ist auf Grund seiner am 26. September 1944
erlittenen ¹maligen Verwundung ~~oder Verletzung~~ das

Verwundetenabzeichen

in "Schwarz" verliehen worden.

Im Felde , den 4. Oktober 1944.



Moskauer
Obt. u. Btl. Fhr.
(Dienstgrad und Dienststelle)

5119 / 3T
A/891/2 w. Druckerel VII, München 8. 41.

Da ein Lageraufseher Hans den italienischen Ausweis abgenommen und zerrissen hatte, gab er als Deutschsprechender sich als Österreicher aus und nannte als seinen Bestimmungsort Innsbruck in Tirol, wo zwei Schwestern von ihm lebten.

Die Fahrt nach Hause dauerte drei Monate, viel zu lange für einen, der sich seit über einem Jahr nichts sehnlicher gewünscht hatte, als nach Hause zurückzukehren.

»Skorato moi!« (Bald nach Hause!) hatten ihm manche Bewacher im Lager Mut gemacht, und nun, als er endlich unterwegs nach Hause war, schien die Reise kein Ende nehmen zu wollen. Zunächst stand der Zug mehrere Tage lang in Leningrad. Die Kranken wurden auswaggoniert und untersucht. Wer halbwegs gesund war, wurde wieder an die Arbeit zurückgeschickt. Dieselbe Prozedur wiederholte sich am Bahnhof in Frankfurt an der Oder, wo Hans zu seinem Entsetzen zur Arbeit in einem Sägewerk zugeteilt wurde. Nach seinem ersten Arbeitstag erlitt er einen epileptischen Anfall und wurde wieder auf den Zug aufgeladen, der noch immer auf dem Abstellgleis am Bahnhof stand. Die nächste Station war ein internationales Entlassungslager in Südrumänien, wo Gefangene aus Italien, der Schweiz, Deutschland,

Österreich, Finnland, Norwegen bei großer Hitze und Wasserknappheit auf den Abschub in ihre Heimatländer warteten.

Für Hans ging die Reise schließlich weiter nach Wien-Hütteldorf. Waren auf der Fahrt nach Murmansk noch über hundert Männer in einen Waggön gesteckt worden, so waren auf der Fahrt nach Wien im September 1946 nur mehr eine Handvoll in einem Wagen untergebracht. In Hütteldorf wurden die Ankömmlinge und ihre Kleider gründlich entlaust und am folgenden Tag zu einem von den Wiener Besatzungsmächten bezahlten Gulaschessen in ein Wiener Hotel gefahren. Nach ein, zwei Tagen ging es mit dem Zug langsam weiter nach Innsbruck. Entlang der Strecke stiegen die ehemaligen Kriegsgefangenen nach und nach aus. Das Rote Kreuz verteilte an größeren Bahnhöfen Tee und Kekse, und viele wartende Frauen hielten den Heimkehrern Bilder von ihren Männern und Verwandten hin, um zu erfahren, ob der eine oder andere etwas von den Vermißten wußte.

Anfang Oktober traf Hans in Innsbruck ein und erfuhr im Entlassungslager in der Reichenau von anderen Südtiroler Kriegsheimkehrern, daß es ohne Papiere sehr schwierig war, nach Südtirol zu

kommen, und das Warten auf die Einreisegenehmigung auch Monate dauern konnte. So lange wollte Hans nicht mehr warten. Ausgestattet mit der eigenen Marschverpflegung (Wurst und Brot) und der seiner Nordtiroler Kameraden, machte sich Hans zu Fuß auf den Weg zu seiner Schwester, die in Amras in großer Armut in einer feuchten Wohnung lebte. Er überließ ihr und ihren Kindern seine Verpflegung und fuhr am darauffolgenden Tag mit ihrem Mann, einem Bahnarbeiter, zum Brenner. Dort kaufte ihm sein Schwager eine Fahrkarte nach Bozen, und kurz vor Abfahrt des Zuges stieg Hans in ein Abteil, immer mit der Angst, erneut festgenommen und in ein Lager abtransportiert zu werden.

Daß außer ihm lange Zeit kein weiterer Fahrgast in den Zug einstieg, trug nicht zur Minderung seiner Angst bei. Als ein Bäuerlein zustieg, wurde Hans etwas ruhiger, und als der Kartenzwicker die Fahrkarten verlangte, hielt ihn Hans wegen seiner Uniform zunächst für einen Polizeibeamten und erzählte ihm von seiner »sorella« am »Brennero,« klagte, »Ma come stanno male fuori in Austria« und lobte die Zustände in der Heimat, die er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte: »Noi, qui, s, stiamo molto bene.« In Bozen bat er einen

Mitreisenden um ein Nachtquartier, und am nächsten Tag – dem 7. Oktober 1946 – nahm Hans den Zug nach Schlanders.

Als er zu Hause ankam, war die Haustür unversperrt, aber niemand zu Hause. In der Küche fiel ihm als erstes der Schweinekübel mit Apfelschalen und faulen Apfelresten auf (»In Rußland hätten wir darum gerauft.«) Seine Heimkehr wurde freudig aufgenommen, aber nicht weiter gefeiert. Er war jetzt, Gott sei Dank, wieder da, aber der Krieg war vorbei und das Leben mußte weitergehen. Für Hans war es aber unmöglich, so zu tun, als wäre der 7. Oktober 1946 unmittelbar auf den 5. Oktober 1942 gefolgt. Er fühlte sich ständig beobachtet, verfolgt, unter Aufsicht, so daß er es lange Zeit vermied, aus dem Haus zu gehen, auch um nicht jenen Nazi-Vertrauensleuten zu begegnen, die ihn in den Krieg geschickt hatten und die er für sein Leiden verantwortlich machte. Er war im Winter 1946/47 mehr Grippe als Mann, hatte Wasser in den Füßen und unter den immer wiederkehrenden epileptischen Anfällen arg zu leiden. Der in Schlanders praktizierende Doktor Rainer verschrieb ihm Spritzen und redete – zur Erleichterung für Hans – mit ihm auch über die Erlebnisse und Erfahrungen im Krieg. Im

116
Oktober 1947 mußte er zu einer Nervenkur in den Grieser Hof nach Bozen, und im März 1948 wurde er wegen seiner epileptischen Anfälle das erste Mal in die geschlossene Nervenheilanstalt nach Pergine ins Trentino geschickt. Dort wurde ihm aus dem Rückenmark Flüssigkeit abgezogen und Luft eingespritzt. Diese Behandlung ging bei seinem dritten Aufenthalt daneben, und Hans begann zu phantasieren und durchzudrehen. Als er wieder halbwegs zu sich kam, schickte er heimlich eine Botschaft nach Hause, man möge irgendeine Ausrede erfinden – eine plötzliche Erkrankung seiner jungen Frau (Hans hatte am 24. August 1949 Frau Cäcilia Ratt aus Tannas geheiratet) – damit er dieses Krankengefängnis verlassen konnte. Das Vorhaben glückte, und Hans konnte nach drei Tagen von seinem Bruder abgeholt werden.

Die ärztliche Behandlung seiner Kriegswunden war damit aber immer noch nicht zu Ende. Da er etwa um diese Zeit um eine Kriegsinvalidenrente angesucht hatte, wurde er wiederholt nach Trient und Verona zu Invalidenmusterungen vorgeladen, und erst als er in Verona praktisch vor den Augen der Ärzte von einem Anfall geschüttelt wurde, schenkte man seinen Schilderungen Glauben.

Zwanzig Jahre nach seiner Heimkehr, im Juli 1966, wurde er in die Innsbrucker Universitätsklinik eingewiesen, wo seine Anfälle mit anderen Medikamenten behandelt wurden. Die Häufigkeit der Anfälle ließ zwar nach, doch hatten die vielen Epilepsieanfälle sein Herz angegriffen, so daß ihm am 14. November 1978 in einer mehrstündigen Operation an der Innsbrucker Klinik eine Schweinsherzklappe eingesetzt werden mußte, die 13 Jahre hielt. Seit dem 4. März 1992 arbeitet sein Herzmuskel mit einer künstlichen Herzklappe aus Amerika.

Sie weiß als einziger Körperteil nichts von Krieg und russischer Gefangenschaft.

Diese Kriegserinnerungen habe ich nach Gesprächen niedergeschrieben, die ich im Zeitraum von November 1996 bis Februar 1997 mit meinem Onkel geführt habe. M.T.



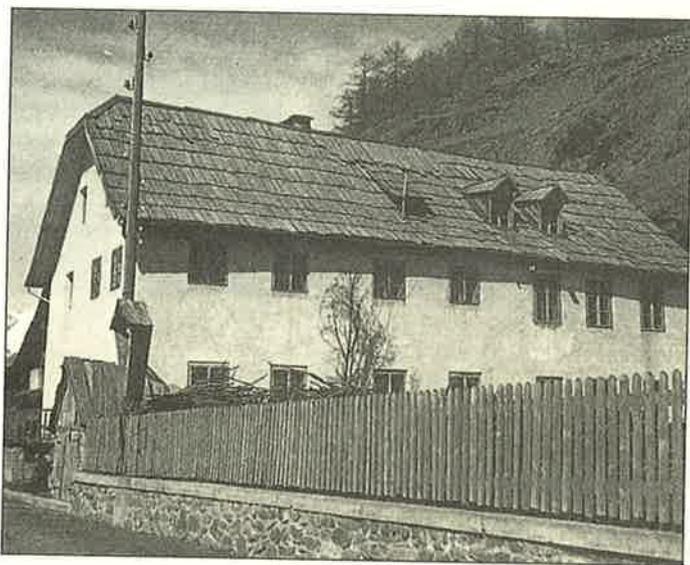
Foto: Martin Geier

Elsa Patscheider-Bernhart

Sie will nicht außi

S Schworza Trinali ischt a Köchin gwäisn. In dr Schweiz hott si in an groaßa Hotel 40 Jour long kocht. Nouch dr Saisoun ischt si ollm hoam kemman. Wenn aff Graun oudr in Oubrlond a Primiz gwäisn

hott si di Fortsetzungen flaißi austragschnittn, hott's a mit a Noudl und mit an Foudn zammagnait. Dia Biachr, dia si in dr Schweiz kaft hott, und di Zaitungsroman hott si di Lait vo Craun, vo Reschn und vo t Hoad zun Läisn gliichn. Ma hott oubr gmiaßt guat drauf schaugn. Wäir ett guat drauf gschaug hott, drsell hott koana mäa kriag. Wenn



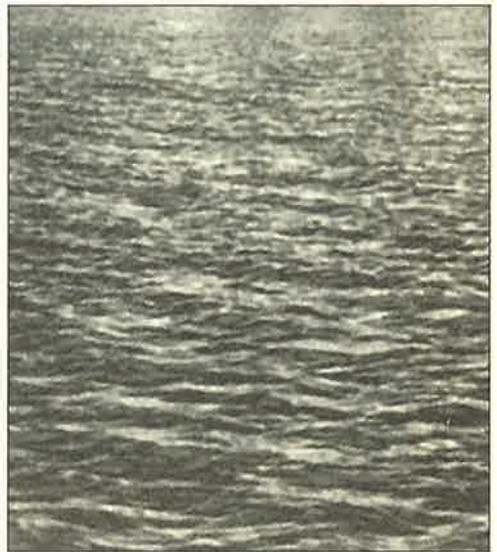
118

ischt – sell sain friar haifi gwäisn –, oudr wenn a Hoazat gwäisn ischt, hott's Schworza Trinali gmiaßt Turtn mochn und vrziarn. Miar Kindr houbm oft terft zuaschaugn. Si hott Kelch und Hoschtien, Taiblan und Ringlan, Körblan und Poppalan gmocht. Vo dr Schweiz hott si ollm Biachr und Zaitungsroman mitbrocht. Vo dr Zaitung

in an Buach eppas von Bussn drinn gwäisn ischt, norr hott si gsogg: »Denn Herr jäi«, sell ischt ollm ihr Schpruch gwäisn, »deis ischt nicht fir enk, dou sait's nou viil z jung, deis kann i enk ett gäibm.« Norr houbm miar ollm gsogg: »Dia läisn ett miar, dia läisn inzra groaßa Schweschtrn.« Obwoul mr norr erscht recht gläisn houbm, wail'mr

ett tertt hattn. Es ischt wirkla nicht Gabis drinn gwäisn. I kann mi nou guat bsinnan, wou si di Biachr kött hott. Affa groaßa Schteil hott si ollz Biachr fir di junga kött. In an broata Kamotkoschtn mit groaßa Schubloudn hott si di Roman kött, dia fir di groaßa Lait gwäisn sain. Wenn di Montekatini 1950 in Sea gschtaucht houbm und olla Lait vo drhoam

ausi gongan. Wenn dou aa s Wossr kimp, norr gäi aff Till aubi. Maina Hennan honni schun sellm doubm, hott si gsogg. Di Karbinäir houbmsa gmiaßt mit Gwolt ausrhoulan. Di Biachr hott si olla gmiaßt zrucklossn. S Trinali hott gräart und gjammrt: »Denn Herr jäi, maina gonza Biachr sain hin.« Oubr di Karbinäir ischt sell gleich gwäisn, si



houbm gäan gmiaßt, ischt's Schworza Trinali oanfoch ett ausi gongan vo ihrn Haus. »I bin Schweizerin«, hott si gsogg, »i gää ett.« Wenn untna in Haus, in Kellr und in äarschta Schtock ollz Wossr gwäisn ischt, ischt si in oubra Schtock aubi gongan. Von an Fenschtr aus hott si a longa Holzbrugg zunnan Roan oui kött und ischt dou inni und

houbmsa waitr gschtruzt, und um ihre Biachr houbmsassi nicht kümmrt. Orbatr houbm drwail di Biachr von Fenschtr ausi gworf. Wenn ihr Haus gschpreng gwäisn ischt, sain di gonza Biachr affn Wossr umrgschwumman. Assou ischas in orma Schworza Trinali gongan mit ihre Biachr.

Michael Hartmann

Erste Reise

Eine besondere Art zu reisen, die an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben sollte, ist der Umzug in die Sommerfrische.

Wer dies als Kind erlebt hat, setzt alles daran, als Elternteil, besonders als Mutter, dieses Erlebnis seinen Kindern weiterzuvermitteln. Und so geschah es und geschieht es in Südtirol seit Generationen. Wer kennt sie nicht, die Häuser, die Bauernhöfe, die Villen oder die ohne Genehmigung zu Sommerfrischhäusern umgebauten Almhütten am Ritten, in Kohlern, auf der Mendel, Vigiljoch, Hafling und sonst überall auf den Mittelgebirgsterrassen, meist in sonnigen Lagen, nicht unbedingt mit dem Auto zu erreichen.

Welcher Städter kann sich nicht daran erinnern, wie ihm zum ersten Mal der penetrante Geruch am Plumpsklo in die Nase gestiegen ist? Wer kann vergessen, wie er tags mit seiner Mutter über Wiesen gewandert ist, um Waldbeeren zu klauben, um Schwarzbeeren zu sammeln, was ohne »Kamm« leider sehr viel Mühe abverlangt.

Freundschaften ganz besonderer Art entwickeln die Kinder untereinander in der Sommerfrische.

Bubenkammern und Mädchenkammern bilden für viele, sonst in Kinderzimmern isolierte Jäger und Baumhüttenbauer, die erste Gemeinschaft, die auch nachts gelebt werden darf.

Eine Untersuchung zur deutschen Sprachkompetenz der Italiener in Südtirol hat ergeben, daß denen meist jeder Bezug zur ländlichen Umgebung, zur bäuerlichen Welt fehlt und eben darin ein Grund für die ablehnende Haltung gegenüber der deutschen Sprache liegt. Woher aber sollen die deutschsprachigen Mädchen und Buben, sofern sie Städter sind, diese Beziehung haben, wenn nicht aus der Sommerfrische. So wird uns diese »Reise« als wesentliche Bildungsreise, die jedoch als solche meist unerkannt bleibt, klar.

Blieml, Resl, Hirscha, Zara, Vicky und andere blumige Namen von Kühen nehmen im Sprachgebrauch der Kinder den Platz von Autonamen oder sonstigen technischen Gegenständen ein.

Die Milch kommt nicht mehr aus dem Geschäft, sondern von der Kuh, die Tanne ist nicht mehr nur ein Christbaum, sondern vermittelt als Wald ein eigenes Gefühl einer neu zu entdeckenden Welt, mit eigenen Gerüchen, mit der Möglichkeit auch, sich zu verirren. Und mit seinen Früchten läßt er in





»Auf in die Sommerfrische!« – Das Bild ist am 5. Juni 1920 in Bozen entstanden: Kinder fahren ins Passeiertal.

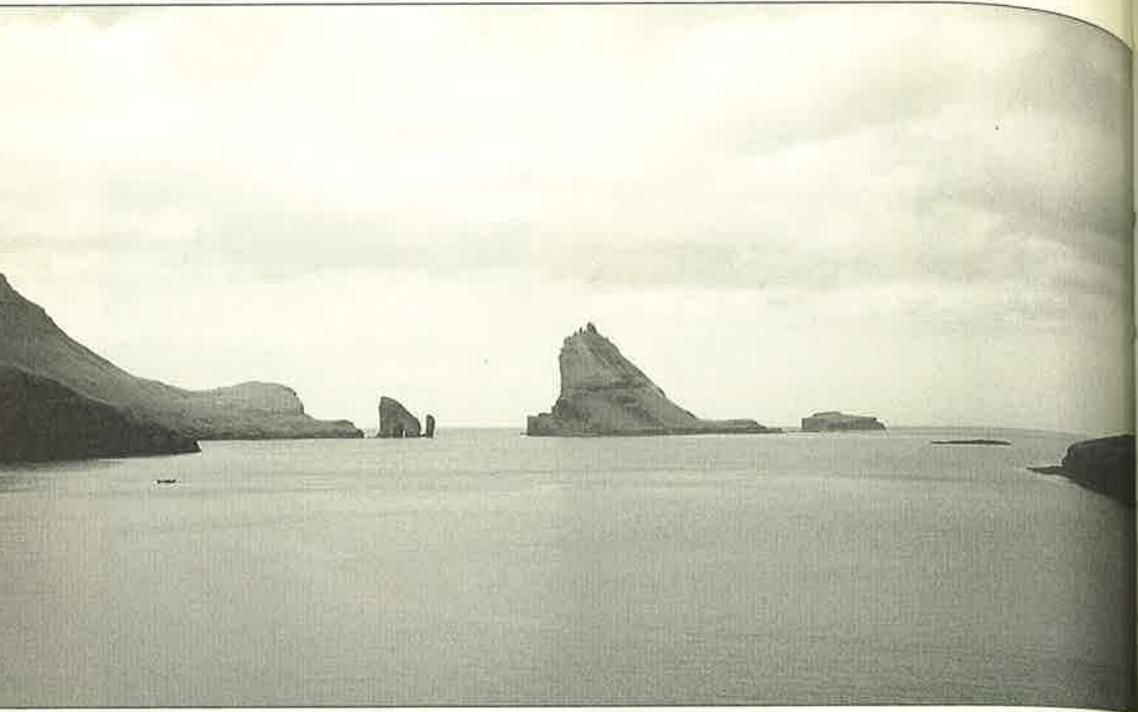
uns den Jäger und Sammler erwachen.

Die Kleidung wird ausgewechselt: 100%ige Polyfasern werden durch die Lederhose ersetzt. Und die Speisekarte? Pizzerias, Gelaterias, Mac Sowiesos werden von Knö-

deln, Brennsuppen oder vom Mus verdrängt, das Kalbfleisch im Teller hat man möglicherweise vor kurzer Zeit noch auf der Wiese grasen gesehen.

Sommerfrische, eine Reise, die man als Kind nicht versäumen sollte, denn im Alter ist dies nicht mehr nachzuvollziehen, und wer es nicht erlebt hat, kann es auch nicht weitergeben.

Auf in die Sommerfrische!



... öffnete sich mir eine unbekante,
fast märchenhafte Welt ...
Foto: Kyra Waldner

Kyra Waldner, Daniel Tappeiner

Besuche am Horizont

1. Färöer-Inseln

(von Kyra Waldner)

Wie kommt es, daß eine junge Südtirolerin zwei Mütter hat und einen Bruder aus Korea, oft stundenlang am Telefon verbringt und sehnsüchtig Briefe in den hohen Norden verschickt? – AFS, eine internationale Organisation, die seit 1945 Schüler in alle Welt verschickt, macht's möglich! Auch ich bin eine jener Abenteuerlustigen, die diese einmalige Gelegenheit genutzt und so für ein Jahr die Heimat verlassen haben, um ein fremdes Land und seine Kultur kennenzulernen. Auf diese Weise habe ich von Sommer 1996 bis Juli 1997 die Färöer-Inseln allerdings nicht nur kennen-, sondern auch lieben gelernt.

Ich habe also die Koffer gepackt, schweren Herzens von Mutter, Freunden, Knödeln und den

Der AFS, eine internationale Organisation, schickt seit 1945 Schüler in alle Welt. Über die Region Trentino-Südtirol werden Wettbewerbs-Studienbörsen verteilt. Die hier abgedruckten Berichte stammen von einer Schülerin und einem Schüler von Oberschulen, die ihren »interkulturellen« Ausflug entweder bereits hinter sich haben oder noch mitten drin sind.

Bergen Abschied genommen, und bin nach einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen gemeinsam mit drei Südamerikanern und einem Thailänder auf die Färöer gelangt.

Dort erwarteten uns unsere Gastfamilien, stürmisches Atlantikwetter und – ein wunderschönes Land: Sattgrün war die baumlose Hügelandschaft, zottige Schafegrasten friedlich da und dort. Das Meer, endlos weit und so tiefblau, wie ich es noch nie erlebt hatte, ließ mich ahnen, wie klein und verlassen dieses Land sein mußte!

Auf der Fahrt nach Tórshavn öffnete sich mir eine unbekante, fast märchenhafte Welt – winzige Weiler, bunte Häuser, auf deren Dächern Gras wächst, in Vorgärten abgestellte Fischerboote, Schafe überall verstreut. Kaum ein Geschäft war zu sehen. Fische hingen an Wäscheleinen und trockneten im salzigen Wind.

Über zahlreiche Brücken gelangten wir bald nach Streymoy, der größten der 18 Inseln, und schließlich nach Tórshavn (»Hafen des Thor«), das mit 10000 Einwohnern Haupt- und wichtigste Hafenstadt ist. Diese kleine Stadt wurde zu meiner neuen Heimat. Ich hatte mich bald eingelebt und fühlte mich dort wohl.

Ich versuchte, schnell die fremde Sprache zu lernen, erkämpfte mit

Mühe Wort für Wort. Bekannte und »Verwandte« nahmen sich geduldig meiner an, lasen mir aus Kinderbüchern vor und besorgten mir Übungshefte aus der Volksschule. Elin, meine Mutter, kam auf die Idee, sämtliche Gegenstände im Haus – vom Hundnapf bis zum Fleischwolf – zu beschriften und erleichterte mir somit das Lernen.

Bis zum Schulbeginn Ende August wußte ich nun, was in den traditionellen »Bindaclubs« leidenschaftlich erörtert wurde. Die färöischen Frauen und Mädchen treffen sich nämlich regelmäßig zum Stricken, um bei Tee und Kuchen über Gott und die Welt zu reden. Auf diese Weise erfuhr ich allerhand über Land und Leute. Zudem entwickelte ich eine ungestüme Leidenschaft für Sahnetorten, was wiederum dazu führte, daß ich zeitweise nicht mehr in meine Kleider paßte. Die färöische Küche ist in der Tat einmalig: Luftgetrockneter Stockfisch, geräucherter Wal, Lachs und sogenannte *havebestir* (Vögel, die an Klippenüberhängen nisten) wurden zu meinen Leibgerichten. Mit Schafsaugen, Blutomletten, *spike* (Walfett als Beilage zu Kartoffeln) und anderen Spezialitäten konnte ich mich weniger anfreunden. Gut schmeckten mir allerdings die färöische Milch und das einheimische Bier.

Die Färöer haben einen eigenen Fernsehsender, sind jedoch besonders stolz auf ihr »Utvarp Foroyar«, den Radiosender, der in sämtlichen Haushalten, in Schule und Büro, im Bus und sogar in der Sauna ununterbrochen zu hören ist. Daran habe ich mich erst gewöhnen müssen. Schließlich wurde ich selbst zu einer Sendung eingeladen, was dazu führte, daß mich nun fast jeder kannte. Auf der Straße wurde ich freundlich begrüßt, immer wieder angesprochen und zu allen möglichen Veranstaltungen eingeladen. Oft unternahm ich Ausflüge auf die Nachbarinseln und verbrachte viel Zeit gemeinsam mit meiner Freundin aus Kolumbien. Ich lernte, den Tagesablauf nach dem Wetter zu richten, das sich über dem Atlantik zusammenbraut: heftige Stürme, tagelang andauernder Regen, dichte Nebel, aber auch Sonne und Windstille wechseln sich in kürzester Zeit ab. Richtig kalt wird es dank des Golfstromes nicht. An Gummistiefel habe ich mich schnell gewöhnt – im Gegensatz zu den Südamerikanern, denen auch Wollmütze und Schal neu waren. Lang und düster war der Winter tatsächlich: monatelang kaum Sonne, Licht und Wärme. Dafür ständig kalte Füße, Schnupfen, Grippe ...

Doch auch in tristen Zeiten weiß sich der Färöer zu helfen: Man trifft

sich viel in der Familie, organisiert Feste und sitzt gemütlich beisammen. Langeweile verspürte ich so gut wie nie. Ich wurde Stammgast in einem kleinen Cafe am Hafen, traf dort meine Freunde und die Musiker, die regelmäßig auftraten. Zur Zeit der Helligkeit unterhielten sich nachts sogar Kinder am Strand.

Auch besserte ich als Kindermädchen mein Taschengeld auf, übersetzte im Reisebüro von Tórshavn, lernte selbst Fotos zu entwickeln, spielte die Rolle eines Vikings in einem Theaterstück.

So verflog die Zeit im Nu – schneller jedenfalls, als mir recht war. Plötzlich fand ich mich auf dem Flughafen wieder. Der Abschied fiel mir sehr schwer, so sehr war mir dieses Land ans Herz gewachsen. Der anschließende dreiwöchige Aufenthalt in Kopenhagen wurde zu meiner Brücke zum engen Festland in den Alpen.

2. Kentucky

(von Daniel Tappeiner)

Ich bin nun seit einem halben Jahr als Austauschstudent hier in Louisville, Kentucky, und muss sagen, dass die Unterschiede zwischen meinem Alltagsleben im Vinschgau und dem inzwischen auch schon all-

taeglichen* Leben in Louisville ziemlich gross sind.

Die fuer mich wichtigste neue Erfahrung ist die American Highschool. Verglichen mit meiner Schule im Vinschgau ist sie erstens um ein vielfaches groesser mit ca. 2200 Schuelern (vom neunten bis zwoelften und letzten Pflichtschuljahr). Ich bin hier als ein »Senior« eingestuft, was bedeutet, dass ich mit 450 anderen gegen Ende Mai mit einem feierlichen Tanzabend, der »Prom«, und spaeter mit den »Graduation«-Feierlichkeiten, wo jedem das Highschool-Diplom ueberreicht wird, die Highschool abgeschlossen haben werde. Die Schule allgemein nimmt aber nicht nur bei Abschlusschuelern einen hohen Stellenwert ein. In der Schule wird fuer Jugendliche all das angeboten, was in Suedtirol die Vereine, Gemeinden und Private tun.

In der Schule gibt es Clubs aller Art, wie den Franzoesisch-, Latein- und den Spanischclub, den S.a.d.d.-Club (= Schueler gegen Alkohol am Steuer), den Betaclub, dem nur Schueler mit sehr guten Noten an-

* Keine Vorgeschmack auf staatlich verordnete »Recht«schreibung, sondern ein wenig Authentizität: Berichte, mit einer Schreibmaschine in der Neuen Welt geschrieben, sehen anders aus; sie kennen keine Umlaute und kein »ß«.

gehören, und viele mehr, von denen ich nichts mitgekriegt habe. Ausserdem gibt es das »Red Cross« (= Rote Kreuz) und Kirchentreffen, die alle meistens am Nachmittag nach der Schule, 2.30 Uhr, beginnen. Die verschiedenen Clubs organisieren Lehr- oder Wochenendausflüge, sammeln Geld fuer meist wohltätige Zwecke oder arbeiten fuer kleine Auffuehrungen bei den allmonatlichen Versammlungen, die die Schule in der grossen Turnhalle hat.

Noch mehr Teilnahme finden die Sportteams der Schule, von denen die populaersten die Football-, Basketball- und Baseballteams sind, neben Fussball (»Soccer«), Volleyball, Tennis, Querfeldeinlauf, und anderen. Auch ein Schachteam stellt meine Schule. Natuerlich hat die Schule auch ihr Maskottchen, den rot-schwarzen Panther, und eine eigene Hymne, die von der Schulband bei allen wichtigen Spielen gespielt wird, bei denen Cheerleader und Tanzteam fuer Stimmung zu sorgen versuchen.

Ein grosser Teil der Schueler ist aber von all dem ausgeschlossen, da fuer die Mitgliedschaft in einem der Teams ein bestimmter Notendurchschnitt verlangt wird.

Das Leistungsniveau, das an meiner Schule angeblich relativ hoch sein soll, erwies sich, verglich-

en mit dem europaeischer Schulen, allerdings als nieder, wie die Mehrheit der Austauschstudenten aus Europa, die ich kenne, meint, und so faellt es nicht sehr schwer, den erfordernten Notendurchschnitt zu bekommen.

Neben der neuen Schule ist auch das Leben mit meiner amerikanischen Gastfamilie und meinen Freunden hier sehr neuartig. Wie ich nicht so extrem erwartete, spielen hier der Fernscher und der Computer eine grosse Rolle und sind die Aktivitaeten Nummer eins. Selten spielt sich Familienleben ausserhalb der vier Waende ab. Freunde treffen sich im Haus des einen oder anderen oder gehen zu einem der Kinos, Fastfood-Restaurants oder zum Bowlen. Es gibt kein richtiges Dorf- oder Stadtleben in Fussgaengerzonen mit Maerkten, Strassencafes und Gasthaeusern und keinen Baecker oder Schneider, sondern riesige Einkaufszentren und neben McDonalds noch fuenfzig andere Fastfood-Restaurants mehr, vom chinesischen bis zum mexikanischen.

Nebenbei erwaeht gibt es neben Coca-Cola, Sprite und Fanta noch hundert andere Softdrinks, die es einem, wenn man unter 21 ist, leicht zu machen versuchen, eine Alternative zu den verbotenen alkoholischen Geränken zu finden.

Gianni Bodini

Ein Traum aus Beton, begraben unter Papier

Ein paar Leute tun sich zusammen. Ihr Vorhaben: mit einem selbstgebautem Schiff die Antarktis zu erreichen. Was diese Menschen dazu bewegt, ist recht unterschiedlich, so eben, wie diese Menschen selbst sich voneinander unterscheiden. Abenteuerlust mag ihr Motiv sein, das Kennenlernen der eigenen Grenzen, die Aussicht aufs Berühmtwerden, vielleicht der finanzielle Erfolg oder ganz einfach der Drang zur Flucht vor dem Alltag.

Voller Begeisterung geht die Gruppe ans Werk. Die ursprünglich aus vier Gründungsmitgliedern bestehende Gruppe erweitert und verändert sich andauernd, neue Leute kommen hinzu oder geben wieder auf. Immer neue und schwierigere Probleme müssen bewältigt werden. Mehr als 18 Monate dauert es, bis es endlich so weit ist: Das Schiff ist fast fertig, die Route hundertmal durchstudiert und die Mannschaft gut trainiert und bestens vorbereitet. Doch das Schiff bleibt auf der Helling.

Verrückt! Sie müssen es wohl sein, die vier Laien, die ein 16 Meter langes Schiff bauen, um über Kap

Hoorn in eine geheimnisumwitterte Eiswelt einzudringen. Sicher nur etwas für Leute, die wirklich ein bißchen verrückt sind. Wahrscheinlich sind dabei aber nicht alle konsequent verrückt geblieben. Vielleicht mag es auch daran gelegen haben ...

Menschliche Stimme durchs Telefon, Entfernung gibt es keine mehr. Ich fahre langsam, nachdenklich, das Zischen der unzähligen Wassertropfen, die von den Reifen in die Luft geschleudert werden, rüttelt mich immer wieder wach. Es regnet, zumindest liegt kein Nebel auf der Strecke. Mein Bruder hatte mich kurz und aufgeregt angerufen. »Weißt Du noch, der Junge, den wir im Urlaub kennengelernt haben?« »Ja ... der Segler?« »Genau. Er hat mich angerufen, heute abend will er uns seinen Cousin vorstellen. Er will uns irgendetwas Interessantes vorschlagen, irgendwas mit Booten.« »Unser kleines?« »Nein, ein anderes.« Nun bin ich auf der Autobahn und es regnet. Wie es gemütlich schaukelt, unser kleines selbstgebautes Segelboot im Meerwasser. »Crosa« ist kaum sieben Meter lang, eine Tonne schwer, aus Sperrholz. Als Kinder bauten wir unser Spielzeug selber: kleine Boote, Kräne, Rennwagen.

Einige Jahre später, ich war damals vierzehn, erfuhren wir von

jenem Engländer, der eine Prämie ausgesetzt hatte für denjenigen, der aus eigener Kraft zu fliegen imstande ist. Ein paar Tage später bastelten wir bereits aus unseren Fahrrädern ein – wie wir hofften – Fluggerät. Auf dem Fußballplatz versuchte dann mein Bruder vergeblich (er war der Leichtere von uns beiden), die Maschine in die Luft zu heben. Unser zweiter Versuch fand auf einer steilen Wiese statt. Während der Pilot sich den Astronautenanzug überstriefte (meinen etwas größeren Trainingsanzug, mit sämtlichen im Haus befindlichen Kissen gepolstert), hielt ich die Maschine fest. Dann stürmte mein Bruder mit irrer Geschwindigkeit die Wiese hinunter und landete unsanft ein paar Meter tiefer in einem Weinberg.

Autobahnmautstelle. Immer dasselbe Problem mit dem Kleingeld. Noch eine halbe Stunde Fahrt liegt vor mir. Der Wasserwirbel hinter dem Auto wird wieder stärker. Woher kommen, wohin gehen all diese Wassertropfen? Ins Meer. Alles kommt vom Meer, alles geht wieder dorthin zurück.

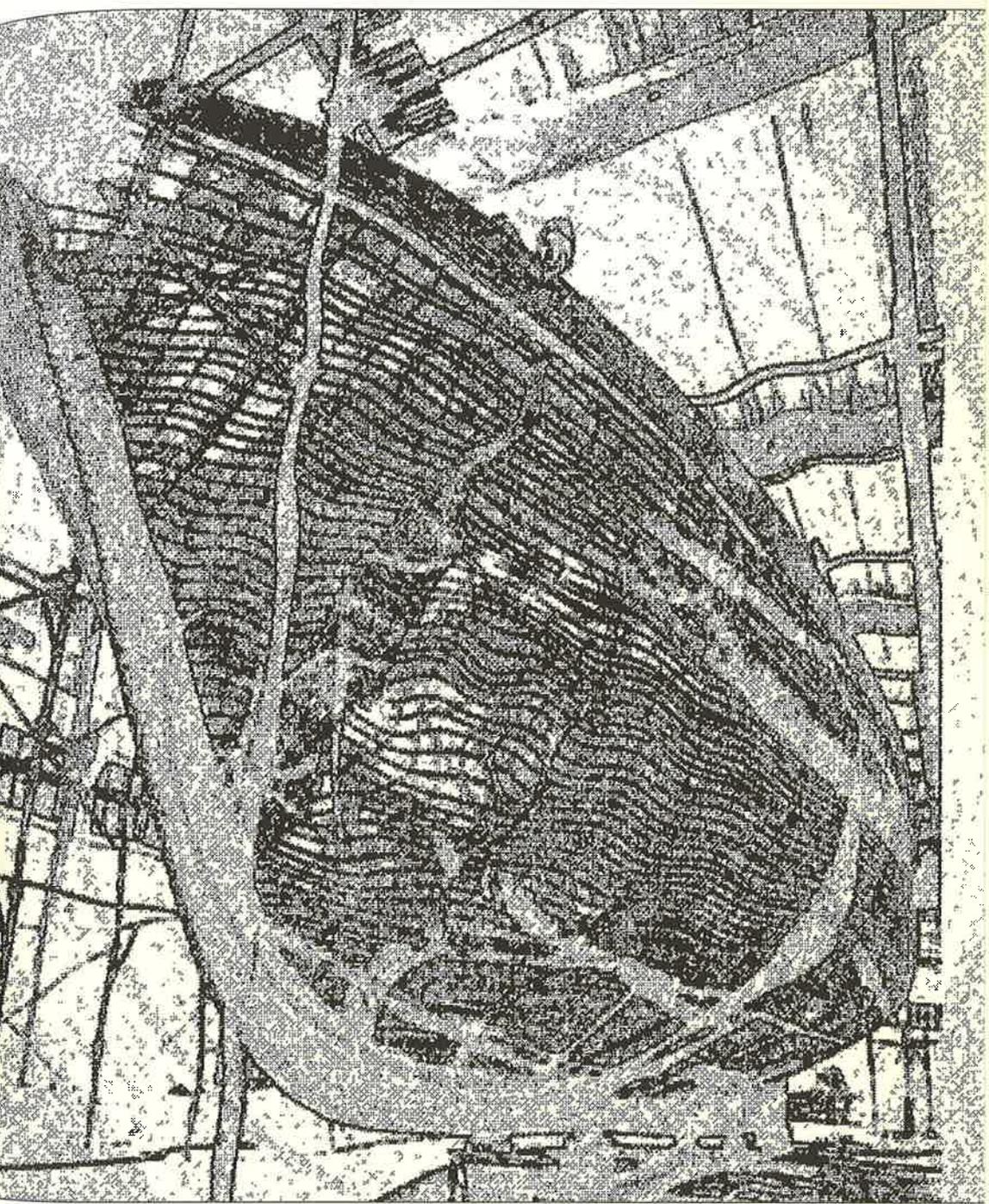
Endlich auf dem Meer! Für mich das erste Mal. Wir hatten das Boot gebaut, obwohl ich gar nicht wußte, ob mir nicht schlecht werden würde. Und so war es dann auch,

gleich am ersten Tag. Schon kurz hinter der Mole mußte ich mich aufs Deck der »Crosa« legen. Schnell kehrten wir zurück.

Das Schiff ist toll, nichts ist daran auszusetzen! Er zeigt uns noch einmal die von ihm selbst gezeichneten Skizzen und Pläne, bereits zum vierten Mal. Voller Begeisterung spricht er mit perfekt nautischen Begriffen in echter Seemannssprache. Nicht alles ist mir verständlich. Er redet wie ein Buch, wirft ununterbrochen mit technischen Daten um sich, es geht um Reichweite, Geschwindigkeit, Gewichte, Massen und noch vieles mehr. »Na, was sagt ihr dazu? Rundherum um Südamerika!« Die Idee der Antarktis kam später.

»Abgemacht!«

Sein Händedruck zum Abschied ist noch kräftiger als bei der Begrüßung. Er muß die Kraft eines Stiers besitzen. So wie er die überhaupt nicht zu ihm passende modische Herrenhandtasche in der Luft hin- und herschleudert, während er auf uns einredet, fehlt ihm eigentlich nur noch ein Löwenfell: Herkules mit seiner Keule. Ein kräftiger Handschlag zur Besiegung eines vorgenommenen großen Abenteurers. Jahrelang hatte er die Idee reifen lassen. »Habe auf die richtigen Leute gewartet.« Er will das ganze finanzieren, zumal wir



sowieso kein Geld haben. Früher war er Arzt, jetzt ist er ein Manager. Gleich von Anfang an haben wir ihn »Boss« genannt. Es ist schon spät in der Nacht, morgen treffen wir uns wieder, denn viele Einzelheiten müssen noch besprochen werden.

Claudia, 55 kg Liebe, schläft schon. Tief und ruhig wie immer. Wir sind erst ein Jahr lang verheiratet. Vorher war ich jahrelang unterwegs. »Zigeuner« nannte mich meine Mutter, die nie wußte, aus welcher Ecke sie meine nächsten Nachrichten erhalten würde. Sie freute sich riesig über unsere Hochzeit. »So wirst Du jetzt etwas ruhiger«, sagte sie, und auch Claudia meinte dies. »Macht euch keine falschen Hoffnungen – ich kann doch nicht einschlafen!«

Die Diskussionen sind zwar langwierig, aber auch fruchtbar. Eine ganze Reihe neuer interessanter Vorschläge wird aufgenommen. Alle vier sind wir stark engagiert und voll dabei. Aber warum wollen wir eigentlich weg? Abenteuerlust scheint unser gemeinsamer Nenner zu sein, seit Jahren wartete ich auf eine solche Gelegenheit, und mein Bruder spürt genau dasselbe. Der Boss meint, das Ganze könne auch ein Geschäft werden. Sein Cousin ist der jüngste von uns, er ist noch Student und

hat noch so viel Zeit vor sich. Ideen über Ideen, unzählige Worte und Ideen werden ausgetauscht. Vieles ergibt keinen Sinn und verfliegt unbrauchbar wie Seifenblasen. Viel Zeit erfordern die Proben und Versuche, alles muß getestet und ausprobiert werden. Es dauert lange, bis sich die Ideen, die schwarzen Linien auf den Entwürfen, in etwas Konkretes und Greifbares verwandeln.

Der Student bringt mich manchmal dem Wahnsinn nahe. Krämerseele bis zum letzten und zudem in ewige Streitereien mit dem Boss verwickelt, selbst über die nebensächlichsten und winzigsten Kleinigkeiten. Auch wenn es ans Lächerliche grenzt – keiner gibt nach. »Es gibt keine Kleinigkeit, alles ist gleich wichtig«, ist sein Motto.

Der Winter ist lang und kalt in der Riesenhalle, in der wir arbeiten. Es ist ein fröstiges Eisenwarenlager. Aber es ist gut so, es dient unserer Abhärtung, denn sicher werden wir noch einige harte Tage um Kap Hoorn durchstehen müssen. Und weitere harte Tage in den Anden, wo ich meinen ersten Fünftausender ersteigen will.

Jahre später war ich dann auch tatsächlich in den Anden, nur habe ich da keinen Fünftausender bezwungen.

Viel mehr interessierten mich die Menschen und deren Kultur, die sich im Laufe der Zeit im Schatten dieser Berge entwickelt hat.

Um in Form zu kommen, nutze ich die wenigen freien Tage, um mich der heimischen Gletscherwelt zu widmen: Monte Rosa, Bernina, Königspitze. Es sind Alleingänge, denn Claudia wartet in den Hütten.

In der Halle friert oft das Wasser im Kessel. Tee und Schnaps nehmen stetig zu, Tee und Schnaps, am Ende Schnaps und Tee. Ich habe noch niemanden erlebt, der so viel trinkt wie der Boss. Wenn er trinke, werde er zu aggressiv, meint mein Bruder. »Allerdings nur seinem Cousin gegenüber.« »Gut, dann laß sie halt in Ruhe, wir müssen uns ja nicht einmischen. Wenn wir zwei streiten, mischen sich andere schließlich auch nicht ein!«

Herumgeredet und herumgerechnet wird eindeutig zu viel. Dabei bin ich auch noch benachteiligt, weil ich keinen Rechner habe. Von den anderen dreien hat jeder einen Taschencomputer, allzeit griffbereit und ungesichert wie ein Gewehr. Man braucht nur eine unüberlegte Bemerkung zu machen, und schon schießen sie mit ihren Maschinen los.

Das unendliche Thema: die Reichweite. Darauf kommt es an, denn noch niemandem ist mit so

einem kleinen Motorboot ein solches Ding gelungen. Die Reichweite! Und jedesmal dasselbe: drei Köpfe, drei Rechenmaschinen, drei Resultate. Läßt sich über gewisse Dinge überhaupt streiten? Adam Riese läßt grüßen. Und die Rechenmaschinen werden manipuliert! Ich habe keine Chance. »Abenteuer ist Abenteuer und kann nicht so vorkalkuliert werden, mindestens nicht so genau«, versuche ich mich zu wehren. Die Abenteuerlust ist mir angeboren; ein entsprechendes Angebot, und ich mache mit. Der Student hängt derweil an seiner Rechenmaschine.

Die Vorbereitungen schreiten voran. In der Nachbarschaft hat man mittlerweile Wind davon bekommen, immer mehr Neugierige kommen und gehen. Sie gaffen, schütteln den Kopf, fotografieren und gehen. Ein kleiner Bericht erscheint in der Zeitung.

Und immer wieder das ewige Diskutieren. Wir sind stolz auf unser Vorhaben und reden auch gerne darüber, schwärmen kennerisch von Meeren, Seewegen und Gefahren, die keiner von uns kennt. Auf der Suche nach zwei zusätzlichen Partnern werden wir zwar fündig, doch sie arbeiten freiwillig ein paar Wochen lang mit, dann jedoch geben sie auf: »Aussichtslos, ihr seid ja verrückt!«

»Ungläubig!«

Ein weiterer kommt hinzu und bleibt dabei, bis zum Ende. Leitende Stelle in einem Großbetrieb, Freizeitsegler und Funkamateurl. Er will mit dabei sein, kommt an manchen Abenden und über die Wochenenden. Er strahlt Ruhe aus, betätigt sich als Friedensstifter zwischen den Cousins, wahrscheinlich ist er viel zu ruhig und gemächlich. Er will aber mit. Der Boss prophezeit: »Am Ende der Reise Bootsausstellung, das Schiff geht in Serienproduktion und, und ...« Mal sehen, erstmal müssen wir die Reise machen.

Der Funkamateurl ist auch organisatorisch begabt. Er übernimmt es, die Liste mit den Ausrüstungsgegenständen für unsere Reise zusammenzustellen: von den Kopfschmerztabletten über den Drehmomentschlüssel und die Notraketen bis hin zu den Ersatzsocken ... Nichts darf vergessen werden.

Neulich habe ich gelesen, daß sich unter den Vorräten einer Kreuzfahrt rund um die Welt für Millionäre außer einigen Tausenden von Sektflaschen, -zig Käsesorten und so und so vielen Filmen auch zehn Säрге befanden! Zehn Säрге für dreihundert Leute. Man muß einfach damit rechnen, daß solch eine Fahrt sich plötzlich in einen

Roman von Agatha Christie verwandelt.

Und dennoch, ja nicht zu viel auf der Vorratsliste, wir haben schließlich nur eng begrenzten Stauraum zur Verfügung. Und schon wieder wird bis zum Abwinken geredet und herumdiskutiert. Was wird nun endlich in die Kisten gepackt?

Dann taucht der Sechste im Bunde auf: ein geborener Dressman. Selbst wenn er in einem Kartoffelsack herumlaufen würde, er wäre trotzdem schön und elegant anzusehen. Handwerklich ist er unbeholfen, doch bemüht er sich redlich darum, uns nachzueifern. Er vermittelt Humor, gute Laune und Bombenstimmung, er kann aber auch explodieren. Und das ist gut so. Die Mannschaft ist nun vollzählig!

Der Frühling steht schon vor der Tür und es gibt noch so viel, viel zu viel, zu tun. Das Schiff muß bis Ende des Sommers im Wasser liegen, denn die Witterung bestimmt unseren Reiseplan, und dort, tief unten auf der südlichen Halbkugel, herrschen ganz andere Jahreszeiten vor. Die Arbeit geht zwar weiter, aber zu langsam, und so wird es notwendig, daß einer von uns vollzeitlich zur Verfügung steht. Der Student will nicht mehr alleine weitermachen, und so kündige ich meine Stelle.

Der Schiffsrumpf muß an die Küste befördert werden, und plötzlich merken wir, was für ein Glück wir haben: Tagelang haben wir die kleinsten Details abgeklärt und geradezu zerredet, und jetzt erst bemerken wir, daß der Rumpf zentimetergenau, um Haaresbreite geradezu, unter den Autobahnbrücken hindurchpaßt! Dann der bürokratische Kampf um die Genehmigungen. Behörden lieben keine Abenteuer, aber trotzdem klappt es. Mit Polizeieskorte.

Die abgerundete Form des Schiffsrumpfes paßt wie eine riesige Patrone genau in den Autobahntunnel. Wir haben das richtige Kaliber gewählt. Wir sechs, auf drei Autos aufgeteilt, begleiten den Transport mit hektischer Besorgtheit. Drei kleine Autos, die nervös mit Aufholen, Überholen, Halten und neuerlichem Aufholen beschäftigt sind: ein Hai mit seinen Lotsenfischen. Nach dem letzten Tunnel plötzlich das Meer vor uns, so unendlich weit und ruhig, wie es auch eng und gewalttätig sein kann. Die scharfen Krallen dieses Meeres hatten wir schon ein paarmal zu spüren bekommen, damals auf unserer »Crosa« vor der französischen Küste. Eines Nachmittags hatten mein Bruder, ein Freund und ich uns entschlossen, ein paar Stunden zu segeln, während unsere Frauen

beim Friseur weilten. Erst außerhalb des Hafens merkten wir, daß die vermeintlich segelträchtige Brise aus dem Norden um ein Vielfaches stärker war, als wir angenommen hatten. Eine halbe Stunde segelten wir mit kräftigem Rückenwind, die Küste verschwand langsam im Dunst. Es war ein herrlich aufregendes Wellenreiten, doch wir wollten nun zurück. Da brach plötzlich der Mast. Unser Boot hatte keinen Motor und es dämmerte schon. Ordnungsgemäß feuerten wir alle verfügbaren Notraketen ab. Die Lage wurde immer ernster, Windstärke und Seegang nahmen ständig zu, bis endlich zwei erlösende Scheinwerferlichter die Dunkelheit durchbrachen. Es war uns eine gute Lehre.

Auf den letzten Kilometern der Landstraße wirkt der Rumpf noch größer und gewaltiger. Wir sind endlich am Ziel. Aufgekratzt schlagen wir uns gegenseitig auf die Schultern.

Der Boss jubelt, und wir wissen, daß er am Abend wieder besoffen sein wird. Schon wieder einmal und immer häufiger. Warum eigentlich? Es läuft ja alles planmäßig, aus der ursprünglichen Idee ist doch schon einiges geworden. Vielleicht hat er Kummer, wer weiß, vielleicht sprechen wir auch zu wenig darüber. Seine Freundin hat ihn verlassen,

oder er hat sie verlassen. Ich habe sie nicht gekannt.

Ab jetzt soll die Arbeit schneller vorangehen, einige Facharbeiter sollen nun mitbeschäftigt werden. Der Rumpf liegt jetzt in einem alten Bootsschuppen einer kaum hundert Meter vom Strand entfernten Werft. Abends, wenn die Arbeiter fort sind, kann man sich aufs Deck legen und mit geschlossenen Augen die Gedanken in die weite Ferne schweifen lassen. Das friedliche Geräusch des Meeres im Hintergrund läßt unsere Träume gären. Der Student und ich verbringen die ganze Woche auf der Werft, ab und zu kommen auch die anderen vier, nur das Wochenende über sind wir immer alle beisammen, inklusive unsere Frauen.

Während der ersten Zeit hatten wir keine Unterkunft, und so hausten wir gerade wie es sich ergab, sogar im Auto. Daher entschlossen wir uns bald dazu, unser kleines Segelboot herüberzubringen, denn immerhin war es mit drei bequemen Liegeplätzen ausgestattet. Während der 80 Seemeilen langen Überfahrt wurde unserem Dressman zwar ein paarmal schlecht, seinen Humor behielt er jedoch unvermindert bei. So bekam auch der sechste von uns seine Seemannstaufe.

Inzwischen haben wir eine größere Wohnung gefunden, in der

alles eingelagert wird: Kleidung, Lebensmittel, Funkgeräte und Kartenmaterial. Jeden Abend werden die Seekarten ausgebreitet und es wird stundenlang darauf gelesen und geträumt. Es ist wie ein kleines Wunder: Kaum liegt die Karte auf dem Tisch, verliert der Raum seine Wände. Duft und Klang des Meeres, die Frische des Windes, die Unendlichkeit des Horizonts ... Ich befinde mich schon mitten in voller Fahrt. Mag sein, daß ich zu gefühlbetont bin, mein Bruder ist um einiges sachlicher. Auch er liebt Abenteuer, aber aus den Karten ersieht er nur nüchterne Daten. Es ist dies eine sehr schöne Zeit.

Der Boss ist immer seltener zu sehen, er ist immer unterwegs, auf Messen, Lieferantenbesuchen, Sponsorsuche, Behördengängen, bei Presseleuten und wer weiß wo überall. Wir reden zu wenig miteinander. Die Arbeit geht aber weiter.

Es regnet, und es regnet immer öfter. Der Sommer ist vorbei, der Himmel grau, und grau sind auch die Gesichter. Der sechste in unserem Bunde kommt mit dem Boss nicht mehr zurecht. Sein unkomplizierter, aufrichtiger Charakter muß viel zu oft gegen das verschlossene, berechnende und oft diplomatisch verquere Wesen des Bosses ankämpfen – auf einer Ebene zu reden und auf einer anderen zu

denken, ist eine Kunst für sich. Schließlich verläßt er die Gruppe und wir sind traurig darüber.

Von der Bank kommt eine unbezahlte Rechnung zurück!

Unser Student gibt auch auf, er glaubt nicht mehr an die Sache. Krämerseele auch im Streit: Cool und gezielt klagt er den Boss an, seine Schwächen und seine Fehler. Der Boss schreit wie verrückt und wir vermuten, daß auch familiäre Angelegenheiten mit im Spiel sind. Mein Bruder und ich erleben diese qualvolle Szene mit, wir schweigen und beginnen an allem zu zweifeln.

In meinem Kopf beginnt es zu wirbeln und ich weiß bald selber nicht mehr, was ich will. Ein schrecklicher Gedanke erfaßt mich: Es ist aus! Doch nein, es kann und darf nicht wahr sein. Es ist wie bei der Liebe: Wird man von der, die man liebt, verlassen, will und kann man es nicht glauben, selbst wenn man sehr wohl weiß, daß Liebe blind macht. Doch ein Hoffnungs-schimmer ...

Wir müssen unbedingt darüber reden. Der Funker muß auch bald da sein, und da soll er endlich auch mal was dazu sagen, denn irgendeine Meinung muß er wohl haben. Er kommt dann erst am Wochenende.

Erinnerungen tauchen bereits auf: die schöne Zeit im Hafen,

jeden Abend nach der Arbeit auf der »Crosa«. Ein Hafen, so klein er auch sein mag, ist ja nie langweilig. Dort habe ich auch allmählich den Sportsgeist unseres Studenten erfahren. Ein guter Segler und ein ausgezeichneter Taucher. Das Wasser ist sein Element. Oft halfen wir anderen Booten beim Verankern, wurden eingeladen und tauschten Ratschläge und Erfahrungen mit anderen Bootsleuten aus. Immer wieder beobachteten wir die Anlegemanöver einlaufender Boote. Auch passierte es häufig, daß beim Ablegen der geworfene Anker nicht mehr eingeholt werden konnte und demzufolge die Ankertrasse gekappt wurde. Wir wußten dann, was da unten am Grund des Hafenbeckens lag, notierten uns den entsprechenden Peilpunkt und besaßen, als der Sommer zu Ende ging, sechs schöne Anker. Daraus könnte noch ein Beruf werden.

Am Wochenende gibt es dann wieder Diskussionen und Erklärungen, Versprechungen. Der Funker schweigt. Die Gesichter entspannen sich und die Stimmung ist gut. Das Vertrauen ist allerdings weg.

Die hundert Meter bis zur Strandlinie scheinen immer länger zu werden. Der Strand selbst ist weiter und breiter geworden. Das Schiff liegt mitten im Treibsand und droht zu versinken. Es wird

immer schwieriger, es freizubekommen. Bis ins Wasser ist es immer noch weit, und bald nützt kein Schieben und kein Zerren mehr. Wir versinken quasi mit dem Schiff im Sand. Ein Alptraum!

Ein neuer Tag beginnt, eine neue Rechnung kommt unbeglichen zurück. Das Stimmungsbarometer sinkt weiter, der Sommer ist nun längst vorbei.

Ein neuer Partner kommt hinzu, gerade rechtzeitig, um unseren Zusammenbruch mitzuerleben, und auch noch rechtzeitig, um was zu verlieren. Ein Mann von Welt mit großer Weitsicht! Sein ganzes Leben ein Abenteuer. Er will in die Antarktis, da war er schon mal. Mit einer von ihm organisierten Expedition auf der Suche nach Atlantis, dem versunkenen Kontinent. Ein reizendes Ziel, eh nicht weit von unserer Route entfernt, wird also gleich akzeptiert!

Die Antarktis! Im Winter war ich einmal in Finnland. Die Fahrt mit dem Schiff dorthin war in meinen südländischen Augen ein unvergeßliches Erlebnis. Das Meer war zugefroren, viele Fischerboote waren mit Eis überkrustet, Eisbrecher hielten die Fahrrinnen frei. Ganz oben im Norden und ganz unten im Süden: ob sich Extreme ähneln?

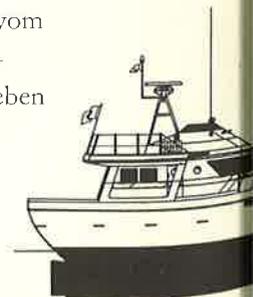
In wenigen Tagen ist Weihnachten, die letzte Sitzung wird abgehal-

ten. Fazit: die Reise fällt aus! Die Gründe dafür? Die Zeit ist zu knapp geworden, es fehlen noch einige Papiere, das Schiff muß noch getestet werden und der Boss braucht noch einige Zeit, um das nötige Geld aufzutreiben. Vielleicht im nächsten Jahr.

Es tut weh. Die Gruppe löst sich auf, ich kann nicht mehr länger warten, ein weiteres Jahr ist zu lang, auch habe ich kein Geld mehr.

Wir sind selbst an allem schuld. Es gibt eine Unzahl von Gesetzen, Vorschriften und Bestimmungen, die man wohl kritisieren kann – ich tu es ja auch –, aber es gibt sie eben. Bereits von Anfang an kümmernten wir uns nicht darum, zu sehr gingen wir in unserer Arbeit auf. »Papier ist bloß Papier«, dachten wir. »Und der Boss ist Ausländer, also werden wir schon sehen, wie es gehen wird.« Doch Papier regiert die Welt, und dies ganz besonders in unserer visuell zentrierten Welt, in der alles dokumentiert sein muß, und zwar mit Durchschlag!

Eine Schar von Behörden, Ämtern, Büros, Körperschaften, Unterkörperschaften und Federfuchsern, die allesamt selbst wiederum verwaltet werden müssen, lebt vom Durchschlagpapier. Ein Riesensystem, der alles niedergeschrieben und legalisiert haben will.



Die auditive Gesellschaft bildet sich hingegen immer mehr zurück. Das bare Wort reicht nicht mehr aus, zumindest gilt es nicht mehr als vollwertig. Ach Gott, wo bleibt die Kraft des Eides?! Die auditive Gesellschaft ist unkompliziert und gleichsam besser organisiert, es läuft alles glatter. Keine Papierverschwendung, und trotzdem läuft alles glatt.

Um unser Boot herum hat sich ein Wall aus Papier gebildet, der stärker ist als jede Festung aus Granit. Nur mit größter Mühe gelang es uns, dieser Umzingelung zu entrinnen. Dafür ging aber eine Menge kostbarer Zeit verloren.

Es begann schon beim Transport des Rumpfes. Wir hatten alles bereit, aber dann dauerte es doch noch eine Zeitlang, bis sämtliche geforderten Dokumente und Genehmigungen auf dem Schreibtisch der zuständigen Behörde lagen.

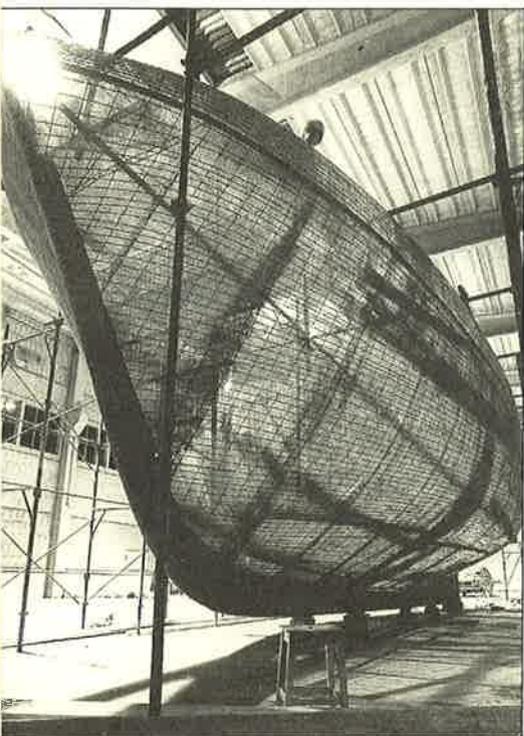
Der dienstefrigste und gewissenhafteste Beamte der Nation wartete schon auf uns im kleinen Dorf am Meer. Leider merkten wir das zu spät, erst als das Schiff schon abgeladen und nicht mehr weitertransportiert werden konnte. Wir mußten also direkt vor Ort mit der Sache fertigwerden. Es war bitter für uns, ihn in seiner tadellosen Uniform auftauchen zu sehen. Warum hatten wir uns nicht gleich

bei ihm gemeldet?! Er war dementsprechend verärgert und ordnete die sofortige Unterbrechung der Arbeiten an.

Am Abend wurden die verschiedensten Möglichkeiten diskutiert, das Schiff von hier wegzubekommen, aber es war aussichtslos, es mußte notgedrungen dableiben. Die Idee von mir, das Boot mit einem amerikanischen Hubschrauber in internationales Gewässer ausfliegen zu lassen, wurde nicht ernst genommen. Selbst eine Kontaktaufnahme mit der einschlägigen Unterwelt wurde in Betracht gezogen.

Die nautische Gesetzgebung unseres Landes stammt wahrscheinlich noch aus dem Mittelalter, sie ist genauso düster und undurchdringlich wie jene Zeit, was natürlich vielseitige Auslegungsmöglichkeiten zuläßt. Und so wird es auch gehandhabt. Ein paar Kilometer weiter in einem anderen Dorf und mit einem anderen Beamten, und schon würde die Sache anders aussehen. Unser Beamter war aber trotzdem gut zu uns, d. h. er verzichtete auf die Ausübung von Amtsgewalt, er beschränkte sich in seiner Auslegung des Gesetzes darauf, von uns nur eines zu verlangen: Papiere. Da wir keine hatten, legte er uns nahe, sie eben nachträglich zu beschaffen. Inzwischen hatten





wir aber Streit mit unserem ursprünglichen Bootsarchitekten – es ging um Geld und andere Kleinigkeiten –, und so wurde die ganze Sache immer schwieriger. Auch hatten wir ja nie vorgehabt, unseren Schiffsrumpf unter der Aufsicht irgendwelcher staatlicher Schiffsbaubehörden fertigzustellen, andererseits hatte keiner von uns eine Zulassung als Bootsbauer ... Na ja. Nach unzähligen Gesprächen, Kniefällen, Bücklingen und etlichen »*mea culpa*« klappte es dann doch irgendwie, und wir konnten die Arbeit endlich fortsetzen.

Damals hatten sich der Boss und ich derart gut eintrainiert, daß wir auf Kommando herzerweichende

Ströme von Tränen vergießen konnten. Das half natürlich weiter, auch wenn es nicht bedeuten sollte, daß irgendein Bürokrat sich herbeigelassen hätte, uns die erforderlichen Papiere auszustellen. Vielmehr wurde nach Lücken in den Bestimmungen gesucht, nach neuen Interpretationsmöglichkeiten, die seine Gewissenhaftigkeit entlasten konnten.

Am Ende reichte es trotzdem nicht, und so entschloß sich der Boss, das Schiff unter seiner Heimatflagge eintragen zu lassen. Die Schweizer Gesetzgebung erlaubt es nämlich jedem Eidgenossen, sich in seinem Garten seinen eigenen Öltanker zu bauen. Also wiederum ein neuer Papierkrieg, teure Auslandsgespräche, ja, wir mußten sogar selber hinfahren. Unter anderem wurde von uns verlangt, das Schiff zu versichern. Versichern konnten wir es aber nicht, da es nicht eingetragen war, und eintragen konnten wir es nicht, weil es nicht versichert war. Es ging aber doch.

Jetzt, durch die Last all dieser Papiere viel schwerer geworden, steht unser Boot da.

Daniel Oberegger

Der Traum der Lofotenhunde

Wer »Per Anhalter durch die Galaxis« von Douglas Adams gelesen hat, weiß, daß die krickeligen Fjorde der Küste Norwegens von Slartibartfaß entworfen worden sind.

2400 Kilometer nördlich von Südtirol, hundert Kilometer für jede Stunde des Tages, auf den spröden Felsen der Lofoten, herrscht bitterkalte Nacht. Nordlichter spielen am Himmel, das Meer klatscht hin und wieder einen Eisberg gegen die abgeschliffenen Felsen.

Die Lofotenhunde schlafen noch tief, in dicke Decken gewickelt und

überdies mit etlichen Federbetten zugedeckt.

Den runden, weichen und flackernden Formen der Nordlichter . zum Trotz träumen die schlafenden Hunde stets und ausschließlich von klar abgegrenzten, eckigen und symmetrischen Dingen, von Stühlen, Tischen, Klavieren und Stereoanlagen mit altmodischem Design – aber hauptsächlich von geometrischen Gegenständen, die im Alltagsleben eher selten verwendet werden. Diese Träume der Hunde ergänzen die runde Wirklichkeit mit eckigen Formen, aber sie ergänzen auch die eckige Wirklichkeit mit runden Formen.

*Hier zeigt ein Herr
den Körper schwer,
er kommt von den Lofoten her.*

139



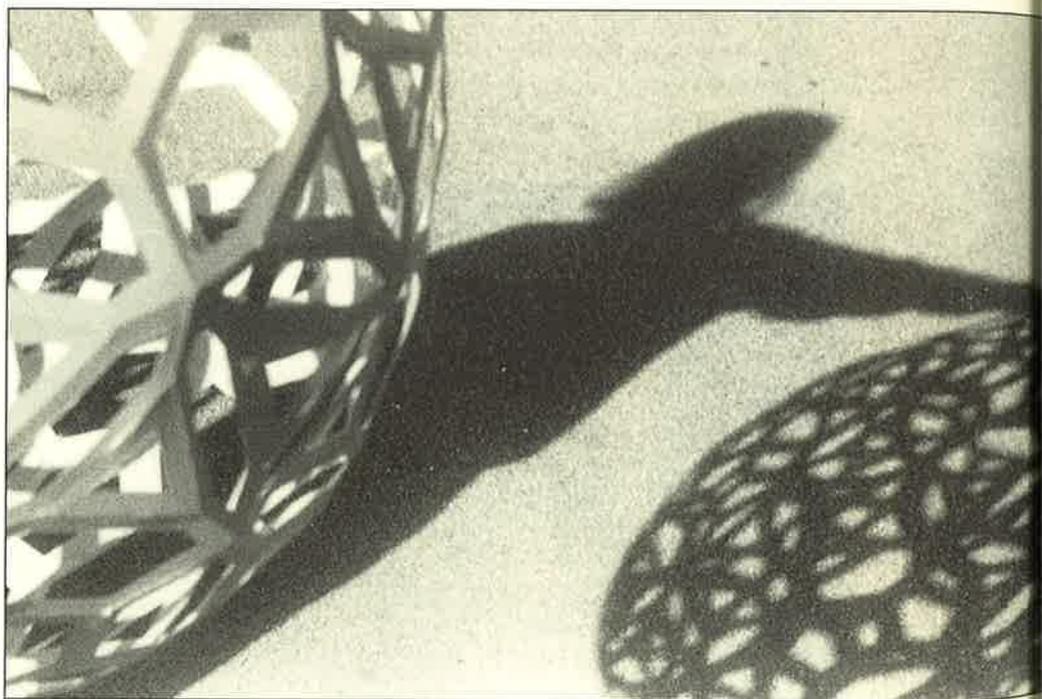
In dieser geometrischen Kugel ist Rundes und Eckiges konstruktiv vereinigt. Sie ist ein Traum von den Lofotenhunden. In Südtirol wird durchs Herzeigen der Kugeln die Existenz der Lofotenhunde (außerhalb Südtirols) bewiesen, denn dieses (der Körper) weist auf jenes (die Hunde) hin. (Wir verlassen den Boden der Tatsachen nicht, wir stellen Tatsachen und Körper fest und her.)

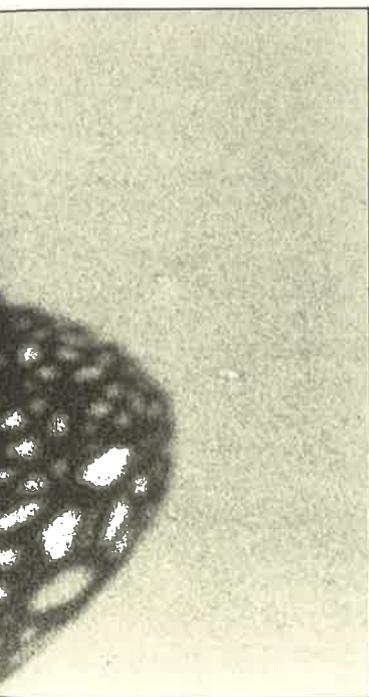
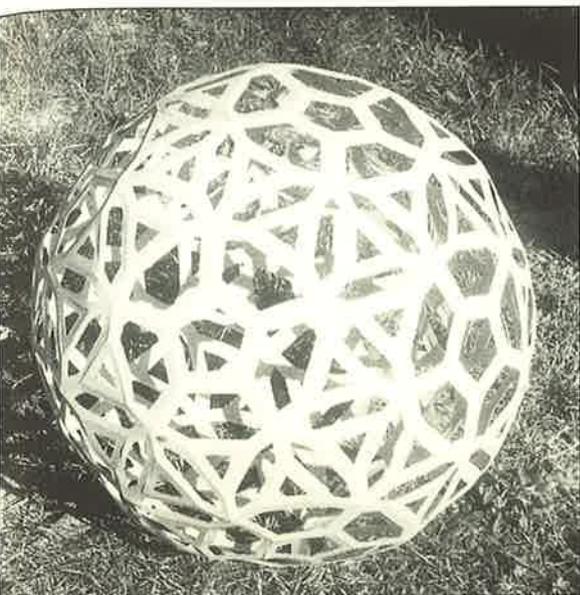
Wittgenstein sagt: »Die Welt ist alles, was der Fall ist.«

Lao Tse sagt »Aus eins wird zwei aus zwei wird drei aus drei werden

zehntausend Dinge.« (Wir sagen: »Zehntausend symbolisiert die Unsterblichkeit, deshalb sterben die Träume der Lofotenhunde nicht.«)

Der erste Tag nach der langen Polarnacht auf den Lofoten dauert nur zwei Minuten. Wenn der grolle, graue Lofotenhund des Morgens erwacht und seine treuen Augen aufschlägt, so schaut er oft lange, noch schlafestrunken, dem langsamen Drehen der geometrischen Kugel zu, die genau über seinem Bett an einem dünnen Faden von der Decke hängt. Erst wenn sich hierbei ein passender Durchblick





bietet, findet der Lofotenhund die nötige Motivation, aufzustehen.

Heute ist der Tag bereits vorbei wenn sich der rechte Durchblick bietet. Der Lofotenhund dreht sich auf die andere Seite und schläft weiter, wieder von rund-eckigen und von eckig-runden, zur Wirklichkeit jeweils komplementären Dingen zu träumen.

Die Tage auf den Lofoten sind noch kürzer als die Nächte, deshalb sind die Schatten auf dem Bild länger.

Der Lofotenhund hat den rechten Durchblick gefunden, ist aufgestanden und hat gesagt:

*»Hier setz ich einen Punkt sodann,
denn mit dem Punkt hört's auf,
fängt's an.«*

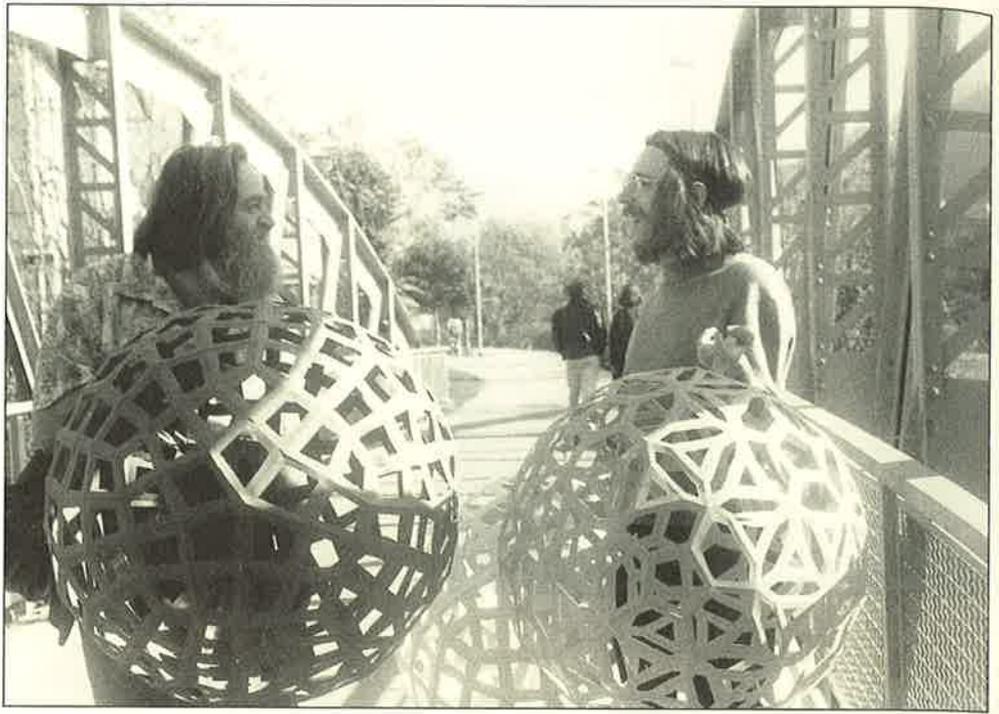
*Der Punkt ist rot, kommt nie in Not,
kennt kein Gebot.*

*Nur Hunde auf den Lofoten heben alle
ihre Pfoten und singen nach Noten.*

*Der rote Punkt wird endlich satt
und spricht: »Nur mehr Salat
will ich auf meinem Teller!«
Lofotenhunde laufen schneller.*

*Die schwarzen Punkte sind die Pfoten,
des Raumes Tiefe auszuloten.*

*Nun siehe, was sodann geschieht:
Der Mittelpunkt sich selber flieht!
»Doch bleibt zentriert das Ganze
in seinem Himmelsglanze«,
sagt die Lofotenhundenpfotenwanze.*



Tages-Nacht-Gleiche auf den Lofoten.

Kommt alle ins Eins, himmlischen Vereins!

Die Tiere verwundert schauen im Lichte badende Frauen, selbst Götter sind verzückt und über die Schöpfung beglückt.

Das Nordlicht, die Wolken, die Wellen des Meeres mit den Eisbergen, die sich an den Felsen der Lofoteninseln brechen und die Lofotenhunde selbst bewegen sich. Autos, Flugzeuge und Schiffe bewegen sich (in sich) fast gar nicht.

Vielmehr werden sie parallelverschoben. Bewegung ist Veränderung, Parallelverschiebung aber ist Transport.

Der Körper, am Faden aufgehängt, wird durch die Bewegung der Luft transportiert, während der Mensch beim Autofahren durch den Transport bewegt wird.

Deshalb: Der Mensch, an und für sich etwas Lebendiges, wird beim Autofahren unlebendig, der leblose Körper der geometrischen Kugel wird, noch eben vom Lofotenhundetraum in die 2400 Kilometer entfernte Südtiroler

Wirklichkeit hineingestellt, durch den Wind belebt.

Auf den Lofoten sind die Tage bereits länger als die Nächte. Die Hunde haben ihre Traumkugeln auf dünnen Fäden aufgehängt, jeder Körper ist nur an einem Punkt festgemacht. Kommt, geht oder spricht jemand, so dreht sich der Körper je nach Luftzug langsam oder schneller.

Der Blick auf und durch den Körper bietet daher immer neue Visionen. Durch diese poetisch-inspirierende Komponente wird das Gebilde mehr als nur eine geometrische Konstruktion.

Ein kleines Universum entsteht, alternativ zum eigenen, und der Raum wird so lebendig wie die Blätter eines Baumes, vom Winde bewegt.

*»Wer sich selber sieht, muß sterben«,
sagen Basiliskens Erben,
»doch ist alles, was es gibt,
klar, verknüpft und ungetrübt.«*

*Zwickt ich auch nur eine Sau,
muß ich alsbald schreien: »Aul*

*Willst du heiter gehen fort,
nimm zum Trost das Dichterwort:
»Beißt die Welt sich in den Schwanz,
ist sie dennoch heil und ganz.«*

Die letzte Nacht auf den Lofoten dauert nur zwei Minuten. Der Hund zieht sich das Pyjama an und

geht zu Bett. Bis zum neuen Tag kommt er fast nicht mehr zum Träumen.

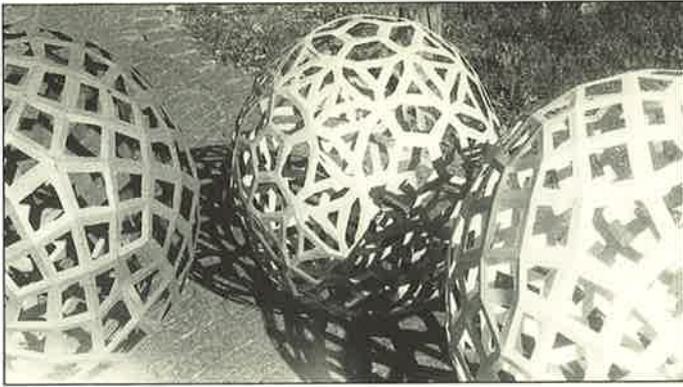
Die Länge des Traumes reichte gerade aus, um an allen Klingelknöpfen neben der Tür kurz zu drücken. Dann steht der große, graue Lofotenhund wieder auf und trifft beim Zähneputzen die Katze. Sie sagt:

»Guten Morgen! Ich habe die geometrischen Gebilde gesehen, die hier überall herumhängen. Wozu diese ganze Mühe? Ein einfaches Oktaeder oder ein Würfel täten's auch. Nicht wahr?«

*Mit Rössern durch die Hundemente
geritten,
Würfel und Oktaeder geschnitten
ergeben drei Körper mit gleich langen
Kanten,
denn Hunde und Katzen sind unsre
Verwandten.*

*Ist zufrieden die Katze,
hat sie eine Spiegelglatze,
doch sage ich zur Katze Hund,
so wird das Tier gesund.
Schau das Oktaeder an,
das im edlen Zweigespann
mit dem Würfel ist erschienen
und den ersten Hundemienen.*

*Denn sie lassen sich gern schneiden,
siebenmal, die frommen beiden,
nur die Hunde beulen laut,
weil ihnen vor Würfeln graut.*



Die Furcht vor Nutzlosigkeit trieb Passanten an, die waghalsigsten Vermutungen über Sinn und Zweck dieser eigenartigen Körper anzustellen:

144 »Was kommt hier hinein? Eine Lampe? Ein Papagei? Ein Schnitzel?«

Der Lofotenhund meinte dazu:

*»Kommt hervor, ihr lieben Hunde,
die ihr leuchtet meiner Stunde,
helft mir, daß ich bald gesunde!*

*Auch die Katze war dabei
mit der großen, hellen Glatze,
doch es war ihr einerlei.*

Gab mir ihre Tatze, ich nannte sie:

*»Hund!«,
jetzt sind wir beide gesund.«*

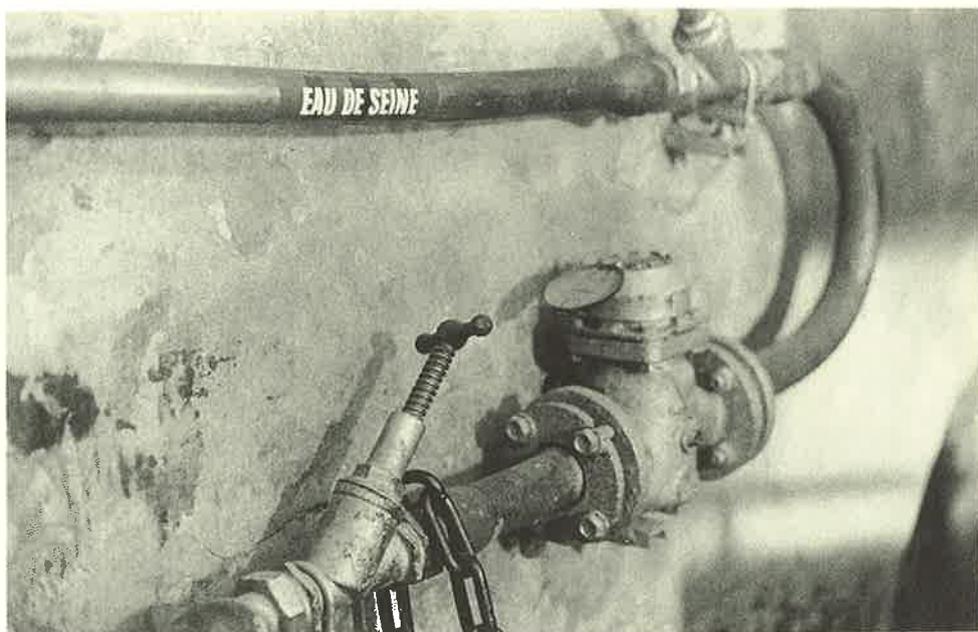
Das katedänische Faltengebirge Norwegens mit seinen metamorphen Gesteinen aus dem Präkambrium aber schweigt ausdrucksvoll, wie es das seit seiner, in den Plänen von Slartibartfaß genau eingezeichneten, Aufschichtung immer schon getan hat.

Andreas Zipperle

Darmspiegelung: Egouts de Paris

Oder: Ratten mit angenagten Ohren,
Photos von hier aufgeführten Modedefilées,
riesige Holzkugeln zur Kanalreinigung,
Angaben über die transportierten Abwassermengen.

145



Aussi und sogleich wieder eini –
denn was bleibt einem schon
anderes übrig, wenn die Metro
streikt und die halbe Stadt
lahmliegt, als in den begehbaren
Untergrund abzutauchen.

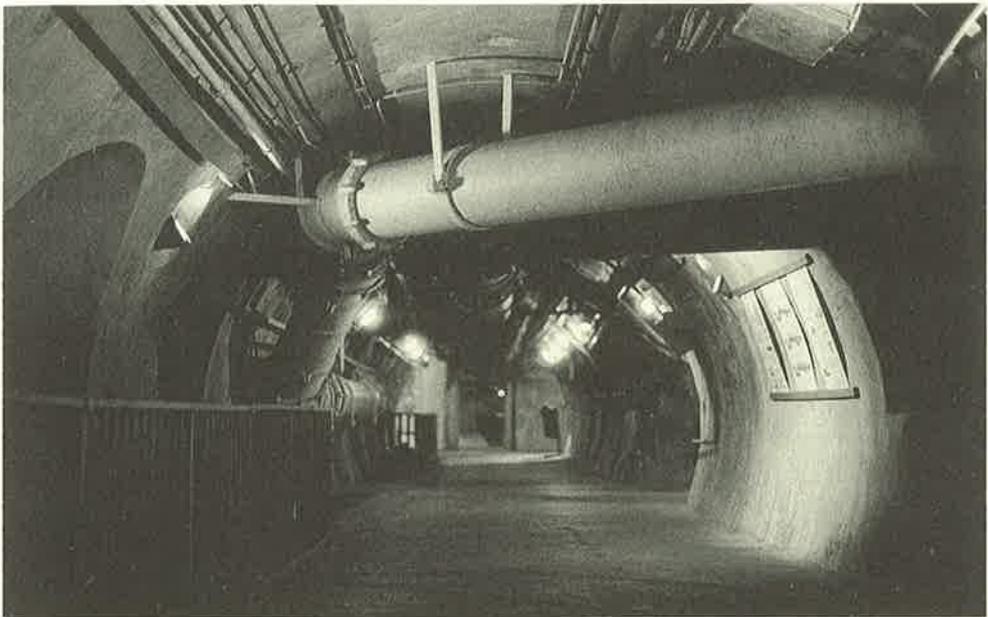
146



Die *égouts de Paris* – die Pariser Kanalisation – sind eine wahre Kuriosität dieser Stadt und für Besucher leicht zugänglich. In stinkenden Gängen mit leicht gerümpfter Nase herumzusteigen ist nicht jedermanns Sache, jedoch eine prickelnde Angelegenheit. So einiges läßt sich in diesem dunklen »Museum« erblicken:

Ratten mit angenagten Ohren, Photos von hier einstmals aufgeführten Modedefilées, riesige Holzkugeln, die zur Kanalreinigung dienten, oder Angaben über die täglich transportierten Abwassermengen.

147



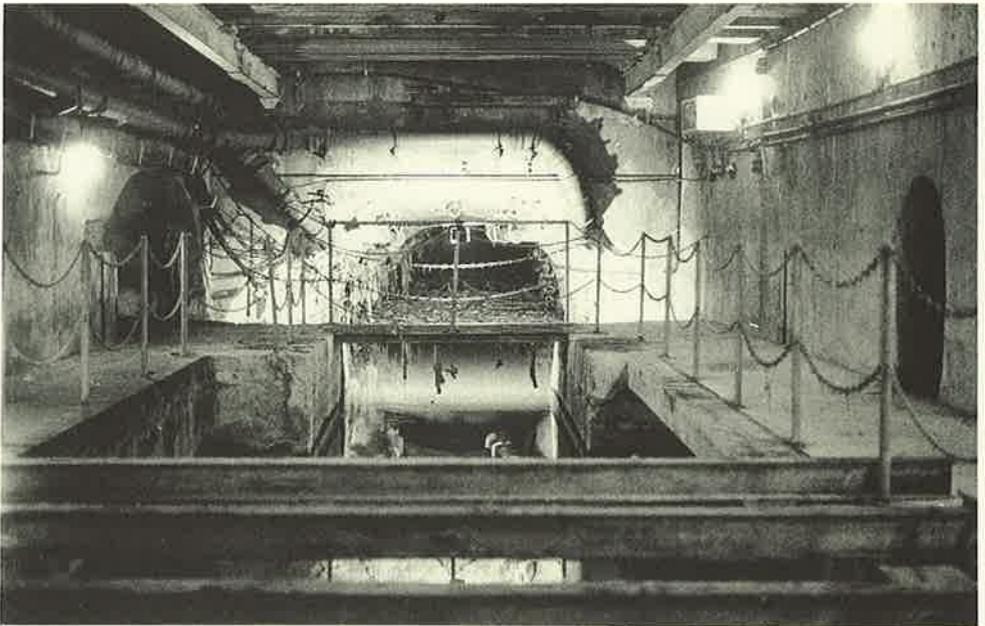
Eine unterirdische Autobahn mit mehr als 2000 Kilometern von Galerien, endlosen Verzweigungen und technischen Aufwendungen, die einen »Stau« verhindern sollen, damit das ganze Schmutzwasser zur Aufbereitungsanlage kommt und nicht ungeklärt in die Seine fließt.

148

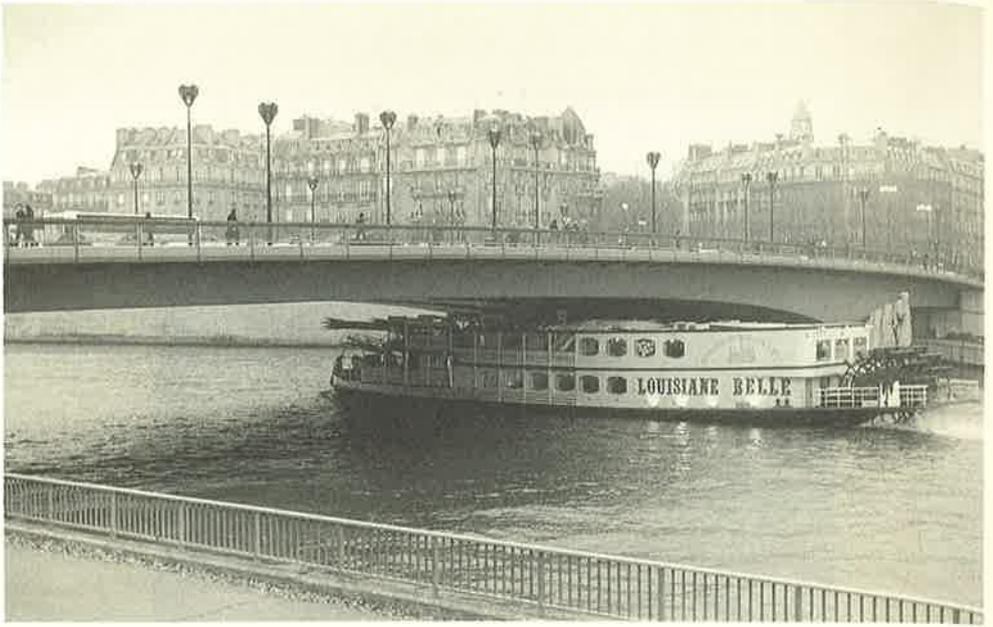
Vom Mittelalter bis – wie vorgesehen – zum Jahr 2000 werden die Methoden der Schmutzwasserführung und -aufbereitung erklärt, und Ingenieure, die eine besondere Erfindung gemacht oder ein neues Konzept in der Abwasserentsorgung entwickelt haben, werden bis hin zum Aufstellen einer Büchse geehrt.

Natürlich alles in dieser besonders düsteren, unheimlichen Atmosphäre von schmalen und breiten Kanälen und einer Vielzahl von dicken und dünnen Rohren.

Möge alles zu seinem rechten Ort fließen.







150

Das »Aussi« zieht mich wieder nach oben, und erst im zweiten Moment ist ein Ausgang zu entdecken, der mich ganz nahe an der Seine wieder zur oberirdischen Großstadt-»Frischlufte« bringt.
Aussi, eini und wieder aussi.

Donatella Trevisan

Finis terrae

Zur Einführung

[Es gab eine Mutter, die hatte vier Kinder. – Meine auch. Ich war der Winter. Man merkte es nur nicht.]

Wie Dornröschen war ich ein schönes Kind, schönes Kind, und meine Gangart, von Anfang an schon aufrecht und geschmeidig und angenehm adelig, was übrigens überhaupt nicht zum Ambiente der Sozialwohnbauten, die uns beherbergten, paßte, verführte meine Großmutter Nabresina dazu, mich stolz *principessina* zu nennen. Damals geschah noch alles unbewußt. Die Art des Gehens meine ich. Spontanes Überfließen des Gemüts in die Glieder.

Ich lernte aber auch gleich zu pfeifen, genauso spontan, zuerst mit vier Fingern, dann mit zwei, mit einer einzigen Hand, ganz ohne. Arme nonnna Nabresina! *Altro che principessina, questa è un maschiaccio!* Der Lausbub in mir freute sich sehr.

Uan, tschu, trii, so zählt man auf Englisch, sagte die Fünfjährige ihren gleichalten Mitschwimmern. Wie kansch du des wissen? Ja, weil meine Großmutter doch in Belgien lebt, und die hat's mir gesagt. (Wahrscheinlich hatte ich im Fern-

sehen, RAI, zufällig ein paar Brocken *insglese per tutti* aufgeschnappt. Eine Großmutter in Belgien! Das, wenigstens, stimmte.) Welch unanfechtbarer Beweis! Bewundernde Blicke, alle wollten es nachmachen. Mit meinem viel zu großen schwarzen Badeanzug stand ich in der Mitte des Umkleideraums und verbesserte ihre Aussprache, wenn's nicht englisch genug klang. Als dann wenige Monate später ein älteres Mädchen in unseren Schwimmkurs kam, die es wirklich wußte, und behauptete, »trii« sei ein Baum und doch keine Drei, glaubte ihr keiner.

Land, wo die Morgenduft blühh! Sonntags fuhren wir immer im vollgestopften Fiat 128 auf holprigen Feldwegen die sich seitlich ergießenden Apfelkaskaden entlang bis zum Zusammenfluß der Etsch und des Eisacks. (Der 128 war hellgrün, wie auch der viele Jahre später erworbene *Regata*, die ausgesprochene Vorliebe meines Vaters für grelle Farben begleitete unser tägliches Leben in vielerlei Weise; als wir zum Beispiel in die neue Wohnung in der Venedigerstraße einzogen, malte er selbst alle Zimmer, jede Wand anders, zitronengelbe Südwände, brokatroter Osten, elektrisch blau der Westen, nur dem Norden blieb die Farbenpracht erspart.) Unter dem Einfluß von

Karl May und Jack London, aber auch dank der ständigen Bodensenkungen, die besonders an regnerischen Tagen die Leistungskraft unseres Pkw stark beeinträchtigten, wandelte sich für mich das Flußufer in eine wilde Prärie. Manchmal blieb das Auto in einer zu tiefen Lache stecken, und wir mußten aussteigen und schieben, und ich stampfte ins schlammige Wasser, setzte mich ganz dem Regen aus, stemmte mich gegen die Stoßstange, bis mir das Herz in den Ohren schlug, und genoß den Schmutz, genoß die Nässe, genoß die Müdigkeit. Auch trockene Tage hatten ihren Charme: da konnte ich Staub atmen und Fährten deuten und mich verlieren in der grauweißen Wolke rund um mein Pferd.

Zur Ausführung

Zapping. Das Telekommando (nein, keine Fernsehterroristen, bloß Plastik und Tasten) zwischen Fingerkuppen und Handteller gepreßt, Daumenansatz etwas entfernt, um den menschlichsten aller Finger besser bewegen zu können, leicht eingeknickter Hals und starrer Blick pavlovische Druckreaktion nach jedem Bildwechsel, hastet er lustlos durch die zur Schau getragene Welt. Hält dennoch Ausschau. Denn: ein plötzlicher Rücksteue-

rungsbefehl erreicht den Daumen, bevor er selber es merkt, und erst dann weiß er, da war etwas (aber was??!) im vorletzten Schlaglicht, wonach er seit langem schon suchte – noch hat er den Gedanken nicht zuende gedacht schon taucht SENDER  wieder auf, das Bild flackert, steht – er kann es jetzt sehen, es war ihr Gesicht.

* * *

[Das Bild: Sitzungssaal. Unbekannter Redner. *Sie* gleich daneben.]
Eine Rede.

... la parola a Esther Dell'Ó.
... *das Wort an ... Esther Dell'ob*
La ringrazio.
Danke

[Simultanübersetzung. Befremdend.]

Signore e signori,
Meine Dta-men und Herren
il discorso che mi appresto a tenere
in questa primaverile giornata di
marzo coglierà forse molti di Voi
alla sprovvista,
die Reeb-de die ich in dieb-sem ...
ehm ... märzlichen Frühlingstag
halten weeer-de ... wird Sie wahr-
scheinlich ... ehm ... unun-vorbereitet
treffen ... (???)

Chiamata inaspettatamente a
sostituire il Prof. X, che purtroppo
è incappato in uno sciopero dei
controllori di volo e quindi non pu
essere presente tra noi,

*Ganzunerwartet hatmanmich ge-
beeeten ... Herrn Prof. Ikkes zu ...
ehm ... zquer-setzen ... der leider
einem Streik der ... ehm ... Flug-
kontrolleure ... ehm ... unterleee-gen
(???) ist und deswegennichtunteruns
sein kaann ...*

ho avuto poche ore per preparare la
mia relazione, cui ho dato il se-
guente titolo provvisorio: »Dall'eco
all'ego: divagazioni sulla relatività
spazio-temporale dell'anima«
*ich hatte so nurrwee-nige Stunden Za-
eit ... meinen Vortrag ehm ... voor-
zubereiten, und ich habe ihm ffolgenden
ehm provisoorischen Titel gegeben ...
ehm ... vom Eeecho zum Eego ...
Gee-dan-ken über die ... ehm zeit-
räumliche ... Relativität der ehm ...
Seee-le ... des Geistes ...*

[AUS TECHNISCHEN GRÜNDEN
MÜSSEN WIR DIE SENDUNG LEIDER
UNTERBRECHEN]

Abrupte Rückkehr zur schwarz-
weißen Stille.

* * *

Esther Dell'Ó. Der Name sagt ihm
gar nichts. Wirklich, kein Schimmer
Erinnerung.

Aber die Augen
Fixsterne nicht Grashüpfer
die Flügel der Nase
zuckend wie Pferdenüstern
die rotblassen Backen
Umriss und Einblick

die Bewegung des Mundes,
vor allem sie ...

Er tastet sich vor in seinem Ge-
dächtnis und weiß, er muß vor-
sichtig sein – nicht verlieren den
hauchdünnen Faden im Gewebe
des Kopfes, nicht abkommen vom
Pfad, den sein Ur-Ich ihm weist. Er
nähert sich an, weicht wieder ab,
klammert sich fest an die Lippen,
zeichnet sie nach, faßt sie fast an,
taucht in sie ein, nähert sich wieder
... hat es plötzlich geschafft. Nicht
sie, sondern *SIE*.

*[Die ätzende Wärme jener Tage,
die Luft, die so heiß war und stickig,
daß man sich vergewissern mußte, ein-
geatmet zu haben, denn rein physisch
merkte man nichts, nur lähmende
Erschöpfung und branddürre Kehle –
damals hatte er sie zum ersten Mal
gesehen. Sie kam die Straße entlang,
machte halt gerade neben ihm, um
weiterzublättern im Buch, das sie
schwebend vor sich hielt, löste keinen
Augenblick den Blick von den Seiten,
ging weiter bis zu den morschen Holz-
treppen einer geschlossenen Bar, setzte
sich darauf, als sei es ganz üblich, und
las fast zwei Stunden, ohne jede Unter-
brechung.]*

*Atemberaubend
auch im Atemraub der Hitze]*

Eine Ansagerin mit asiatischen
Zügen entschuldigt sich gerade bei
den Zuschauern für die Unter-

brechung der Sendung, nuschtelt etwas von Problemen mit der Satellitenverbindung und bietet gleich darauf eine exotische Ersatzkost an: ... *bringen wir den Spielfilm »Ein verstrickter Fall in Honolulu« mit Julie Madison und Tom Barnes.* Wünscht anschließend gute Unterhaltung und lächelt ihr geschminktes Lächeln noch einige Teilskunden in den Äther, bis das Rot in die Parsecferne abstrahlt.

Klick. Ende der Fernsehtour.
Nicht aber der Gratwanderung.

Zusammenführung

Was noch? Einige Tage später hatte er sie bei einer Party wieder erblickt. Er hatte sich gerade ein Glas Whiskey eingeschenket und war dabei, sich vorsichtig durch die tanzende Menschenmenge zu schlängeln, um einen Sitzplatz in der Nähe des großen Balkonfensters zu erreichen, als ein blauer Knäuel auf dem weißen Sofa rechts neben der Ficuspflanze seine Aufmerksamkeit weckte. Das Blau war ein Kleid, und wenige Schritte darauf gestattete es ihm der veränderte Blickwinkel, auch zwei Arme zu erspähen, die ein Kissen umschlangen, und, vom Kissen halb verdeckt, ein Gesicht. Ihr Gesicht. Sie schlief. Wie sie das schaffte, bei der hämmernenden Technomusik, die bis in den Bauch hinein vibrierte, blieb ihm ein Rätsel.

Ich versank in die Welt, indem ich vollkommen abglitt von ihr. Da stand ich zum Beispiel im schimmernden Schnee, und meine Sinne wurden plötzlich hellwach, saugten Eindrücke ein, bis sie fast platzten vor ungedeuteter Erregung, ich spürte ihren Hilferuf aufsteigen, und als es fast unerträglich wurde, strömte eine ungeheure Energie in mich ein, die Schleusen des Gehirns boten keinen Widerstand mehr, und so drang der Schnee, der kein Schnee mehr war, sondern eine absolute Form der Wirklichkeit, in jedes meiner Moleküle, verwischte die Grenze zwischen Innen und Außen, hob die Zeit auf und mit ihr den Raum.

Er ging doch nicht zum Balkon, sondern setzte sich auf die Couch, die schräg neben dem Sofa stand, genoss langsam seinen Whiskey und genauso langsam ihre Züge, und trunken von beidem verlor er sich in den Buchten ihrer linken Hand, die so vollkommen Hand war, daß sie ihn fast zu Tränen rührte ... Erst als sie ihn ansprach, bemerkte er, daß sie aufgewacht war. »Secondo te, il bagno è a destra o a sinistra?«

FINIS TERRAE. HIC SUNT LEONES.

Josef Pruner-Egger

Latein muß man können

oder *Wieder draußen im Leben*

Kalte Schweißperlen glänzten auf des Kandidaten Stirn, der Herr Professor Bombiero klopfte mit dem Nagel des Mittelfingers für Sekunden in die stumme Szene. Wie ein Lebensfilm wurde in Sekundenschnelle hinter den Schweißperlen ein studentisches Curriculum abgespult: über die Pandekten hatte er sich dank guter Lateinkenntnisse geschmuggelt, über das Verfassungsrecht mit logischen Argumentationen gemogelt etc. etc., es war alles gut gegangen für den jungen *cand. iur.* aber nun schien er am sprichwörtlichen Ende zu sein mit seinem Latein. Bei der Oberseminarprüfung in Kirchenrecht gestand er sich selber ein, es könne ihn nur ein heiliger Kirchenlehrer oder etwa gar nur der taubenbeflügelte Geist vor einem Durchkrach retten.

Dem Herrn Professor Bombiero, der ohnehin schon kurz vor seiner Emeritierung stand, war nicht daran gelegen, als Blutschink in die Erinnerung seiner letzten Studenten einzugehen, also unterbrach er die peinliche Stille: *Candidatus! Persona, regularis ordinata, est propositum nubere ancillam virginem. Itaque, est*

impedimentum unilaterale aut bilaterale? – Herr Kollege, wenn eine Ordensperson eine Nicht-Ordensperson heiraten will, ist das dann ein einseitiges oder ein zweiseitiges Ehehindernis? *Impedimentum unilaterale!* – Ein einseitiges Ehehindernis, stammelte der Kandidat. Der Professor Bombiero befand die Antwort als befriedigend, hielt dem Prüfling, während er den Schein ausschrieb, einen gelehrten Vortrag über primäre, sekundäre und tertiäre Ehehindernisse, über Nichtigkeit und Auflösbarkeit der Ehe; dann über das Ehegericht erster Instanz und das Ehegericht zweiter Instanz und über das *Sacra Rota Romana locuta, causa finita* etc. etc.

Wie eine *proba diabolica* prägten sich die Worte des Professors in die leere Festplatte hinter der Stirn des Kandidaten. Der hatte inzwischen zu schwitzen aufgehört. Latein muß man können, dachte sich der Bursche, verließ die Aula und war wieder draußen im Leben.

Dem jungen Kandidaten sollte es gut ergehen, er bestand noch so manche Lebensprüfung, ohne besonders viel Latein zu brauchen, auch die einer konkordatarisch geschlossenen Ehe mit einer charmanten jungen Dame. Als der Zelebrant die Worte aussprach »... bis daß der Tod euch scheidet«, fiel dem inzwischen etwas reiferen

156 *can. matr.* (*candidatus matrimonii* = Ehewilliger) der gelehrte Diskurs des Professors Bombiero erstmals wieder ein über die Nichtigkeit und die Auflösbarkeit der Ehe im Kirchenrecht über die *Termini metus, dolus, raptus, vis, paritas sexus* etc. etc., und über das Schisma der Engländer, die aus der Kirche austraten, wo doch ihr König eigentlich nur aus der Ehe hinauswollte. Während von der Orgelepore Mendelssohn tönte und taute, vom Turm eine Glocke zur Glückseligkeit mahnte, umhüllten Schwaden von Weihrauch und Kerzengeruch den *can. matr.* Am liebsten wäre er auf und davon gerannt, aber schließlich hatte er es ja selbst gewollt, das mit der Eheschließung, und wenn man etwas schließt, darf man sich dann nicht darüber wundern, wenn man eingeschlossen ist, redete er sich ein. *IIIIII ... Ite missa est*, fistelte der fromme Mann vom Altar aus, das Orgeldröhnen verklang, die Rauchschwaden verflüchtigten sich. Der Kandidat verließ am schönsten Tag des Lebens die Kirche mit seiner Angetrauten und war wieder draußen im Leben.

Wenn es dem Esel zu gut geht, begibt er sich aufs Eis und engagiert sich politisch: Die kinderlos gebliebene Ehe des nunmehr *can. pol.* (*candidatus politicarum* = vorerst politisch Interessierter) konnte

eigentlich als glücklich bezeichnet werden, trotzdem traten sie beide, Mann und Frau, energisch dafür ein, daß die Ehescheidung in jenem Land, wo die beiden lebten, nicht durch die Kirchenlobby wieder abgeschafft würde.

Es war ein heißer Wahlkampf, die politisch-ideologischen Streitereien entzweiten Clans und Sippen, ganze Klatschkreise brachen auseinander, an Stammtischen flogen die Fetzen. In einem Kultursaal ging es bei einer Forumsdiskussion besonders gehässig zu, einfach zum Aufstehen und Gehen! Unser Kandidat blieb doch und tat den Mund sogar weit auf. Dieses sein Engagement sollte einmal einschneidend auf sein Leben einwirken. Der *can. pol.* war froh, als seine Scheidungspartei gewann, war aber sonst mit seinem Latein wieder einmal am Ende, denn als Lateiner hatte er nicht verstehen können, wie sich gewisse korrupte, abgeschmierte Typen zu Kandidaten hatten mausern können (*candida* ist eine persilweiße Unterhose, nicht der Overall eines Montanisten in der Cloaca Maxima). Also erfand er den *Luridaten* (*luridus* = schmutzig, schmierig, abgeschmiert), verließ den Saal und war wieder draußen im Leben.

Das Leben jedoch hört nie auf, den Lebewesen Aufgaben aufzu-

geben, und es scheint nichts anderes zu tun zu haben als dauernd zu überprüfen, welchen Prüfungen besonderer Art man den Menschen noch unterziehen könnte: In der Ehe des *cand. lib.* (candidatus libertatis = Freiheitskandidat) wurde es immer stickiger, bis beide Partner einsahen, daß es sich in einer Gaskammer drinnen nicht gut leben läßt. Sie beschlossen, einmal gute Freunde zu werden, schlugen verschiedene Domizile auf und waren wieder draußen im Leben.

Aber was fängt man denn nun an mit so einer gescheiterten Ehe, wenn einen der Tod noch nicht geschieden hat?

Eine staatskirchenrechtliche Schlamperei ist so ein Verhältnis, die bringt Unordnung, und Unordnung bringt Konflikte, und wer lebt schon gerne mit Konflikten? Kaum jemand, höchstens die pathologischen Streithammel und Frustknochen und die politischen Spiegelfechter, die nichts als Schlagwörter wie Konfliktstärke und Streitkultur menetekeln!

Was also tut der Kandidat, der *jure utroque* (also in beiden Rechten, im kirchlichen und im staatlichen) bewandert ist? Er entsinnt sich nach 20 Jahren noch der Worte des Latein sprechenden Bombiero und sucht sich einen Rotalanwalt. Das ist ein Anwalt, der bei allen Instan-

zen der kirchlichen Ehegerichte zugelassen ist. Solch ein Rotalanwalt also nahm die Sache in die Hand und das Rad der *sacra rota* begann sich zu drehen.

Er sprach sehr geschickt und es klang sehr gelehrt, sein Tris aus lauter Fachchinesisch, Latein und Italienisch. Er sprach mit beiden Ehepartnern *separatim*, und nach etwa zwei Stunden stellte er fest, daß zwei handfeste *impedimenta* gegen das *vinculum matrimonii* ins Feld zu führen waren. Auch riet der Rotalanwalt dem Kandidaten, seinen Wohnsitz in ein fernes Bistum zu verlegen. Wahrscheinlich, um den lokalen Klerus nicht zu unnötiger, item sündhafter Schlüsselochneugierde zu veranlassen.

Und der Rotalanwalt verfaßte das sogenannte Libell, man könnte es in etwa mit einer Klageschrift vergleichen. In dem Libell wurden zwei Gründe zur Auflösung angeführt: *I. Exclusionis boni sacramenti ex parte viri* und *II. Exclusionis boni prolis ex parte mulieri, et cetera et cetera et cetera*. Na, ein bissl Latein muß man schon können auf der Welt! Um es nicht zu spannend zu machen: Der Mann war immer schon gegen die Unauflöslichkeit der Ehe bzw. für die Scheidung gewesen (das haben Ko-Demonstranten der erwähnten Forumsdiskussion als Zeugen bestätigt),

und die Frau wollte immer schon nichts vom Kinderkriegen wissen. Die Partie war sozusagen remis ausgegangen, und niemandem fiel eine Perle aus der Krone.

Während des Prozesses, der in einem großen Saal begonnen hatte und dann aus Gründen der Beheizbarkeit schließlich in ein kleines Kämmerlein verlegt worden war, drängten sich Kirchengerrichtspräsident, *defensor vinculi* (»Fang-eisenverteidiger«) und Notar gemeinsam mit den einzeln einzuvernehmenden Zeugen um einen engen Schreibtisch. Jeder der vielen Zeugen wurde mindestens drei Stunden verhört, höflich und ohne eine Spur von Inquisitionsterror. Kuriosum: unser *cand. lib.* mußte sechs Zeugen vorführen, die aus den *vincula* (Fesseln) zu entlassende Ehefrau jedoch neun Zeugen beibringen – Geheimnis der Prozeßordnung!

Der Rotalanwalt selbst konnte aus Gründen höherer Gewalt den *cand. lib.* und auch dessen Noch-Gattin nicht mehr vertreten, da er, wie man in curialen Kreisen munkelte, mit Mons. Marcinkus auf Außendienst nach Übersee abkommandiert worden war.

Unser *cand. lib.* vertraute auf das Gericht und auf das bissl Latein. Es dauerte einige Monate, dann kam das Urteil im Sinne des Libells des

Rotalanwaltes. Unser Kandidat verließ den Palast und war wieder einmal draußen im Leben.

Die Sache war aber noch lange nicht ausgestanden, wegen des Konkordates: Da mußte noch ein Schwuroberlandesgericht her und darüber befinden, ob das Kirchengericht wohl keinen Hexenprozeß in kryptischer Sprache veranstaltet und nicht gegen die Grundsätze des Staates und Rechtes verstoßen hatte.

Es hatte nicht! Und so heimatwichtig war die ganze Angelegenheit auch wieder nicht. Der Kriminalfall eines Mörders wurde immerhin an jenem Morgen kurz vertagt, um den kuriosen Fall der *vincula, exceptiones et errores* zu verhandeln.

Der Vorsitzende belehrte die nunmehr ehemaligen Eheleute, daß er umgehend seinen Kanzlisten anweisen werde, unverzüglich die Löschung der ehelichen Bindung *ex tunc* (= rückwirkend von damals her) bei den zuständigen Gemeinden in allen Registern und auf allen Papieren zu veranlassen. Er wünschte den beiden schmunzelnd einen ledigen Lebensweg und bat sie hinaus. Ein Kanzlist des Oberlandesgerichtes hielt in roter Robe die Tür auf.

Die beiden aber gingen Hand in Hand aus dem Gerichtsgebäude und waren wieder draußen im Leben.

Helmut Krämer/Werner Kreuer

Hartmann Schedel und sein Aufbruch aus dem Mittelalter

Es liegt das, wovon hier die Rede sein wird, schon einige Zeit zurück, etwa 500 Jahre. Unsere Welt war noch nicht ein Stern unter Sternen, und vor allem war sie noch keine Kugel, sondern eine flache Scheibe. Für die Menschen, die darauf lebten, war das nicht weiter von Belang, solange sie sich von hier nach dort und auf bekanntem Gebiet bewegten. Die Schwierigkeiten hätten allerdings begonnen, wenn sich in diesen Zeiten jemand dem Rand der Scheibe genähert hätte. Wäre er dann heruntergefallen? Wohin? Ins Nichts? Eine schwierige Frage, wo es doch keineswegs dasselbe war, sich dieses *Nichts* vorzustellen oder nur *nichts*. Und wem wäre er vor diesem Nichts begegnet?

Mit der Vorstellung von den unbekanntem Gegenden am Rand der Welt hatten die Menschen früherer Zeiten ihre liebe Not. Eines der schönsten Beispiele für diese Not begegnet uns in einem Buch aus dem Jahr 1493, erschienen in Nürnberg in lateinischer und deutscher Ausgabe (»Liber chronicarum«/ »Das buch der croniken«). Es ist dies ein monumentales Werk, im

heutigen Sprachgebrauch kurz die »Schedelsche Weltchronik« genannt nach dem Frühhumanisten Hartmann Schedel, der den Haupttext verfaßt hatte, eine Gemeinschaftsarbeit führender Autoren, Geographen und Stempelschneider (für die Holzschnitte) jener Zeit, und als solches ist es Vorbote einer neuen Epoche.

Besonders die Figur des Verlegers, Anton Koberger (1445–1513), verdient in diesem Zusammenhang Beachtung. Er, der Nürnberger Patrizier, war Herr über ein »kapitalistisches« Buchunternehmen, das Druckerei, Verlag und den nahezu europaweiten Vertrieb umfaßte und in dem er, wie berichtet wird, zeitweise mehr als 100 Setzer, Korrektoren, Drucker, Illuminatoren und Buchbinder beschäftigte.

Das waren enorme Dimensionen, und dieser Verbindung von neuer Vervielfältigungstechnik und unternehmerischem Einsatz konnte der Eifer kopierender Mönche nicht gewachsen sein – plötzlich wurde Wissen, dieses Beinahe-Monopol der Klöster bis dahin, verbreitbar. Darauf waren die Patrizier stolz, und dieser Stolz wirkte als Triebfeder auch für die »Weltchronik«, dieses beispiellos ehrgeizige Buchprojekt, das ausgestattet war mit mehr als 1800 Holzschnitten – eine Zahl, die selbst bei den heutigen

technischen Möglichkeiten und gegenwärtigen Vertriebsformen Ehrfurcht einflößt. In wirtschaftlicher Hinsicht war der Band wohl auch ein Fehlschlag, doch er ist dessen ungeachtet eines der imposantesten Dokumente des großen Aufbruchs aus der Welt des Mittelalters, ihrer dogmatischen Enge, der mit der Erfindung des Buchdrucks um 1450 in Gang gekommen war und die Welt umwälzen sollte wie nichts zuvor.

Natürlich, der Text muß dem heutigen Leser – wenn es den überhaupt gäbe – kurios erscheinen; er ist eine Geschichte der Welt, beginnend mit dem Schöpfungsbericht, sieben »Weltalter« darstellend von der Erschaffung Evas bis zum jüngsten Gericht. Ergänzt wird das Opus durch einen umfangreichen Anhang, der sich aus einem Nebeneinander von Länderbeschreibungen, oftmals fiktiven Veduten und zeitgeschichtlichen Notizen zusammensetzt.

Schedels Chronik gibt sich als Summe der bekannten Welt. Das ist sie nicht und konnte sie auch nicht sein, doch sie muß als ein früher Triumph der wissenschaftlichen Literatur gelten: Hartmann Schedel war zweifellos ein umfassend gebildeter Mann, Arzt von Beruf, und zugleich ein Büchersammler, der über eine Bibliothek von 400 handgeschriebenen (es geht, wie gesagt,

hier um den *Aufbruch* aus dem Mittelalter) und bereits 200 gedruckten Bänden verfügte. Dieser Schatz war die Basis seiner »Weltchronik«. Was uns heute an deren Text fasziniert und zugleich befremdet, ist das selbstverständliche Nebeneinander von biblischer Geschichte und aktueller, beinahe dokumentarischer Darstellung – es ist die Momentaufnahme der Geburt unseres heutigen Weltbildes: Noch verfolgen wir Noah beim Bau seiner Arche, sehen zu beim Turmbau zu Babel, noch tanzen Skelette zur Illustration des Weltenendes, doch schon sind wir auch Zeugen – Journalismus kündigt sich da vage an – einer Ketzerverbrennung und haben mit den Holzschnittabbildungen der großen Städte jener Epoche Zeitdokumente von großem Wert vor uns: Die Welt wird *begreifbar*.

Doch kehren wir zurück zur eingangs erwähnten Weltkarte und der Not mit der *terra incognita* an deren Rand: Gezeigt wird die Welt, wie sie bis dahin im Abendland bekannt war. Länder, Flüsse, namenlose Gebirge und die Meere sind zu sehen – dies ist bereits der Ansatz exakter Wissenschaft in der Tradition der »Geographia« des von den Humanisten wiederentdeckten alexandrinischen Mathematikers Claudius Ptolemaeus (100–178) –, daneben bemerken wir aber auch,

in Anlehnung an die Berichte des Alten Testaments, die Söhne des Noah, und – eben am Rand der Darstellung – die zwölf Windrichtungen in personifizierter Form.

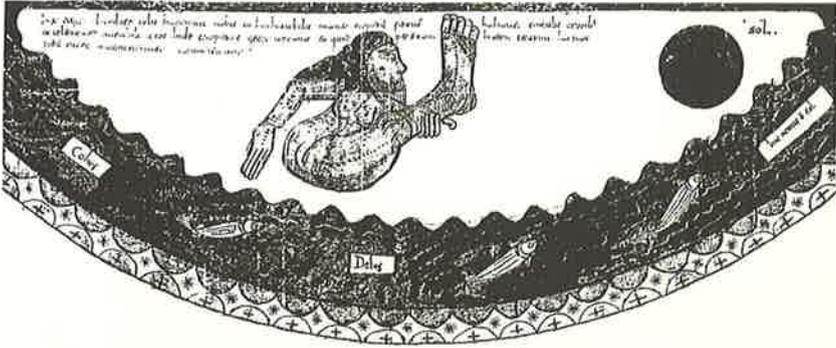
Zudem hat Schedel dieser seiner Weltkarte eine Galerie menschenähnlicher Wesen beigegeben – wolfsköpfig oder kopflos, einäugig oder nasenlos, mit langen Eselsohren, behörnt oder mit verdrehten Füßen, scheinen sie auferstanden aus mittelalterlichen Phantasien. Was hat all dies zu bedeuten?*

Die nach Ptolemäus' Vorbild gezeichnete Weltkarte ordnet der Verfasser der Weltchronik noch ganz in das biblische Geschehen und in seinen heilsgeschichtlichen Textzusammenhang ein. Er läßt offen, ob die Erde eine Scheibe ist oder Kugelgestalt hat. Die Schedelsche Darstellung der Söhne Noahs auf der Weltkarte als konkrete, individuell gezeichnete Personendarstellungen ist ohne Vorbild und zeigt Schedels Bemühen um Anschaulichkeit. Die ausdrückliche Erwähnung der Quellen zur entsprechenden Textaussage und die zugehörige bildhafte Umsetzung entspricht voll seiner

persönlichen Überzeugung vom heilsgeschichtlich fundierten Bild der Welt, in das er auch formal das ptolemäische Konzept integriert. So behält er formal die Umrahmung der Weltkarte nach ihrem Vorbild, der Pomponius-Mela-Weltkarte bei.

Schedel übernimmt von der Vorbildkarte andeutungsweise die zeitgenössischen Entdeckungen der Portugiesen im Bereich des Golfes von Guinea mit der zurückweichenden Westküste Ukas (bis ca. 1470). Die vor der Westküste Afrikas liegende unbezeichnete große Insel mit ihrer merkwürdigen Form ist eine Zutat Schedels wiederum. Die sieben halb menschlichen Kreaturen auf dem linken Rand des Blattes XII^o werden auf der Vorderseite erklärt. Dort sind noch 14 weitere dieser seltsamen Kreaturen abgebildet. Zu den Figuren am Rand der Weltkarte sagt er (Blatt XII^o), daß man in der Geschichte von Alexander dem Großen liest, daß in Indien Menschen mit sechs Händen seien. Andere seien nackt und ganz behaart und wohnten in den Flüssen. Wieder andere haben an Händen und Füßen sechs Finger. Andere wohnten in Gewässern und hätten halb Menschen-, halb Pferdegestalt. Frauen gebe es dort, die Bärte und Kopfhaar bis auf die Brust hätten. Ebenso hätten gegen Westen in Äthiopien etliche vier Augen. In Eriopia gebe es Leute mit Kranichhälsen und -schnäbeln.

*) Die in kursiver Schrift gesetzten Ausführungen stammen von Prof. Werner Kreuzer. Sie erläutern Detailspekte der »Weltchronik« Schedels und Zusammenhänge aus der Rezeptionsgeschichte des ptolemäischen Werks.

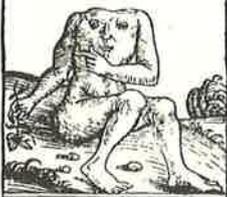


Der Rahmenrand der Karte macht die fixierte Begrenzung der Welt, ihren Randsaum, deutlich. Hier sind mit individuell unterschiedlichen Gesichtern und Haartrachten die zwölf Winde als Himmelsrichtungen untergebracht. Es sind die noch als Raum zu begreifenden Enden der Erde, deren Hauptwinde Schedel im linken unteren Kartenzwickel benennt und erklärt: »Ventorum quatuor cardinales sunt – es gibt vier Haupt-(Kardinal)-Winde«. Sie werden schon im Alten Testament der Bibel erwähnt (Ezechiel 7,2) und waren in der Antike allen Mittelmeeranrainern geläufig. Richtungsweisend war die sogenannte Windrose des Timosthenes. Der Mittelpunkt dieses Zwölf-Winde-Systems, das die damali-

Zu den Abbildungen auf dieser Doppelseite:

»Sciapode« der Weltkarte des Beatus von Liebana, 1086, Burgo de Osma, Archivo de la Catedral (oben). – Menschenähnliche Wesen aus fremden Ländern, darunter »Breitfüßler« (rechts, linke Reihe, 4. Bild von oben) und »Antipoden« (rechts, linke Reihe, 6. Bild von oben), des Hartmann Schedel, Weltchronik, Blatt XII^v, Privatbesitz (rechts).

Die abgebildeten Monster sind antikes Überlieferungsgut, das im Mittelalter zur Weltbeschreibung gehörte. Während bei Beatus der »Sciapode« seinen großen Fuß als schatten spendendes Organ verwendet (= »Schattenfüßler«), werden das Monster mit dem »pythen fuss« und die »Antipoden« zu Wesen einer verkehrten Welt.

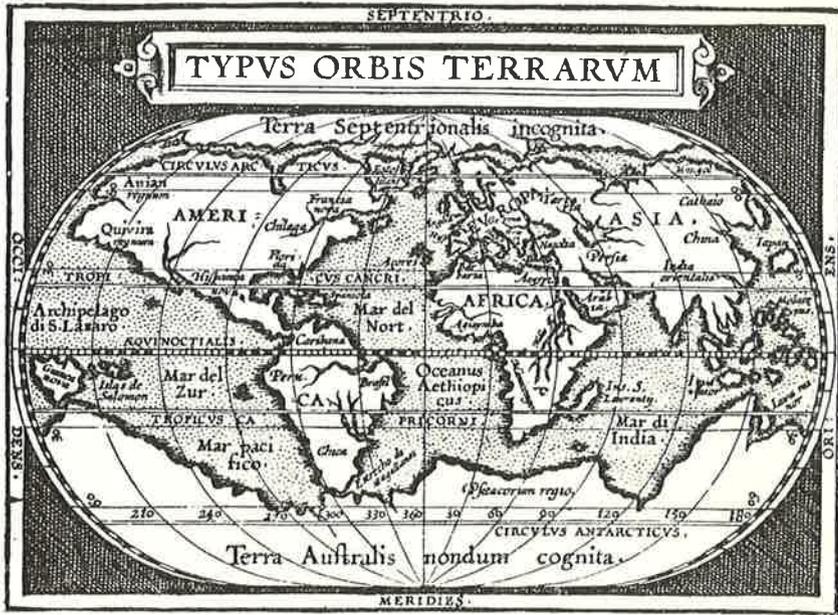


ge Welt erschloß, lag auf Rhodos. Im Mittelmeerraum als primär nautisches Orientierungssystem gedacht, wurde es im Mittelalter weiterentwickelt und als grundlegendes Orientierungskonzept in die Kartographie, von ihren ersten Anfängen an, eingebracht. Je nach Herstellungsort der Karten und dem damit fixierten Mittelpunkt des Windsystems erhielten die Winde unter Berücksichtigung der Weltgegenden, aus denen sie wehten, lokale Landesnamen.

Die heilsgeschichtliche Verknüpfung der von Schedel konzipierten Weltkarte wird – trotz neuer Erfahrungen und dem Beginn systematischer geographischer Forschung – in der Fixierung und Bezeichnung von »Hierusalem« in der Mitte der Karte deutlich.

Zweifellos sind damals in Nürnberg die Neuigkeiten der Erderkundung diskutiert worden. Eng mit Schedel verbunden waren der weitgereiste Arzt und Humanist Hieronymus Münzer und Martin Behaim, der an einer Entdeckungsreise von Portugiesen 1485 an die Küste Guineas teilgenommen haben soll. Er war offenbar von der Kugelgestalt der Erde bereits voll überzeugt, konstruierte er doch 1492 seinen berühmten »Erdapfel« in Nürnberg. Jedoch ist bei Schedel die bekannte Welt nur in drei Erdteilen mit der über Jahrhunderte unveränderten Zentrierung auf die Mitte des Heilsgeschehens, dem »Nabel der Welt«, Jerusalem, erfaßt. Jerusalem, mit dem

ORBIS TERRARVM.



Grab des Erlösers Jesus Christus, ist während des gesamten Mittelalters Mitte und Ziel aller Wege. Dreimal bildet Schedel in seiner Weltchronik die Stadt ab und setzt sie als topographischen Mittelpunkt und Idealziel mit transzendentalen Aspekten den Menschen in seiner Karte vor.

War die Welt zufrieden mit Schedels Werk, war er selbst es? Bereits vor dem Erscheinen der deutschen Ausgabe des Buches im Dezember 1493 lagen Verträge für eine vollständige Textrevision vor – mit Conrad Celtis, nicht mit Schedel als Autor. Überholte diesen die Entwicklung? Noch hatte er in seinem riesenhaften Panorama die Ver-

Die Welt, nun ohne Rand, weil eine Kugel – das Mittelalter ist Vergangenheit: Weltkarte des Christoph Plantin, Antwerpen 1589.

klammerung von Mittelalter und Neuzeit versucht. Aber letztlich ist er mit diesem Vorhaben gescheitert: Die Entdeckungen der nächsten Jahre suchten bereits nach einem realen El Dorado – von Antipoden war fortan nicht mehr die Rede. Und bald sollte auch deutlich werden, daß die Welt gar keinen Rand hat. Die Monster der Weltchronik waren heimatlos geworden, das Wissen verdrängte die Phantasie – und bis heute ist dies so geblieben.

Daniel Oberegger

Das Rätsel von der roten und der blauen Kiste

Claudia: Als ich den Conte zum dritten Mal dabei beobachtete, wie er lustlos die Katzen von Venedig fütterte, da hat er mich so unbeholfen und schüchtern angelächelt, daß ich mich gezwungen sah, mit ihm zu sprechen. Jeden Pizzaiolo mit so einem Lächeln hätte ich sofort geheiratet, allein schon, um meinen reichen Onkel zu ärgern und um meine noch reichere Tante zu schockieren. Diesem noblen Herrn aber wollte ich es nicht so leicht machen. So gab ich ihm das Rätsel auf, das mir einst jener alte Trunkenbold stellte. Er war auf mich zugewankt und hatte mir sein seltsames Rätsel gesagt, ohne eine Antwort abzuwarten, und war gleich weitergewankt. Das war so sonderbar, daß ich es nicht mehr vergessen habe. Ich selbst habe natürlich nie über das Rätsel nachgedacht, aber neugierig auf die Lösung wäre ich schon. Vielleicht wird dieses Rätsel immer weitergegeben, Generation um Generation, und niemand zerbricht sich selbst den Kopf, um eine Lösung zu finden.

Dem Conte habe ich das Rätsel nun gestellt. Er ist sicher so reich

und gelangweilt wie ich. Nun soll er denken, hat er doch nichts Besseres zu tun, als Katzen zu füttern. Löst er das Rätsel, so erfahre ich die Antwort. Andernfalls soll mich der Conte nicht mehr wiedersehen, wie ich jenen alten Trunkenbold auch nie mehr gesehen habe.

Manfred: Ich befinde mich auf dem Schiff von Venedig nach Amsterdam. Diese Kreuzfahrt ist besonders billig, und der bescheidene Preis hat mich schließlich zu dieser Reise bewogen. Ich will hier in Ruhe eine wichtige Entscheidung treffen, aber bis jetzt habe ich mich nur gelangweilt. Die langsamen Wellen machen mich schläfrig, die Durchfahrt zwischen Reggio und Messina habe ich verschlafen. Die Inspiration zu neuen Ideen wollte auch zwischen Sardinien und Korsika nicht kommen.

Die Leute hier sind nicht gerade anregend. Sie reden nur über weltfremde Themen, die mich nicht interessieren. Die ältere englische Dame am Tisch hinter mir scheint sich nur für astronomische Fragen zu interessieren. Dauernd redet sie von Weltraumflügen, Außerirdischen, UFOs, von unserem Sonnensystem und von der Lichtgeschwindigkeit. Muß ich von Venedig nach Amsterdam fahren,

um etwas von der etwaigen, weit in der Zukunft liegenden Besiedelung fremder Planeten zu hören? Übrigens kann ich die englische Sprache nicht mehr hören. Alles ist heutzutage englisch und international.

Was für eine schreckliche Aussprache dieser Italiener hat, wenn er deutsch auf die englischen Fragen der Dame antwortet! Er ist sicher so ein neureicher Yuppie, der nur in der gehobenen Gesellschaft verkehrt und der sich ungeheuer wichtig nimmt.

Conte Isidoro: Meiner Ansicht nach ist Uranus der erstaunlichste aller Planeten unseres Sonnensystems, der, von der Sonne her gezählt, siebte Planet. Uranus liegt ungefähr in einem 90-Grad-Winkel zur Sonne, so daß einer seiner Pole während der Rotation ununterbrochen praktisch direkt auf die Sonne gerichtet ist. Um so mehr erstaunt es, daß die Temperatur an beiden Polen fast gleich hoch ist.

Die englische alte Dame: Uranus is a nonterrestrial planet whose surface is a superheated ocean of water.

Conte Isidoro: Das jedoch erklärt diese theoretisch viel zu geringen Temperaturunterschiede nicht in befriedigender Weise.

Die englische alte Dame: The dense atmosphere of mostly hydrogen and helium provides the pres-

sure that both heats the water to thousands of degrees and prevents it from boiling away. The high temperatures in return prevent the pressure from solidifying the water.«

Conte Isidoro: Sie kennen sich erstaunlich gut aus, mein Kompliment!

Die englische alte Dame: 15 moons are surrounding Uranus. Until Voyager 2 began sending information back to Earth about Uranus in January 1986, only five moons were known – Oberon, Titania, Umbriel, Ariel, and Miranda.

Conte Isidoro: Wie der Saturn, so ist auch der Uranus von Ringen umgeben. Astronomen entdeckten sie im Jahre 1977, als sie eine Eklipse eines Sterns durch einen Planeten beobachteten. Sie bemerkten, daß das Licht des Sterns während 35 Minuten flackerte, bevor die Okkultation durch Uranus eintrat. Danach, nachdem Uranus vor dem Stern durchgewandert war, setzte das Flackern des Lichtes wieder ein, um dann wieder vollständig sichtbar zu werden. Es muß für die Astronauten der Zukunft ein faszinierendes Abenteuer sein, den Uranus zu erforschen.

Manfred: Die Raumfahrt ist zu teuer. Selbst zum Mars zu fliegen rentiert sich nicht. Die Kosten

werden immer höher, so endet die Raumfahrt mit den paar mühsamen und unsinnigen Ausflügen zum Mond, mit denen sie begonnen hat.

Conte Isidoro: Wer an der Zukunft und am Fortschritt zweifelt, der ist ein Pessimist, der auch den Glauben an den Menschen selbst verloren hat.

Manfred: Das Konzept des Fortschritts bereitet uns nur auf die Schrecken der Zukunft vor.

Conte Isidoro: Eines Tages werden wir alle die Fesseln der Erde sprengen und den Rest des Universums bevölkern.

Manfred: Aus dem Universum aber kann man nicht hinaus.«

Manfred: Es ist schon so: Als Rechtsanwalt in einer Anwaltskanzlei kann man sich keine Fehler in den Umgangsformen leisten. Zumindest nach außen hin muß der Anschein des gut gekleideten und kühl rationalen Materialisten gewahrt bleiben, sonst verliert man sofort an Glaubwürdigkeit bei den Kollegen und bei den Klienten.

Was hier zählt, ist das Leben, das man nach außen hin führt. Wer aber nach außen lebt, der tendiert zur Oberflächlichkeit und er vernachlässigt dadurch sein Leben nach innen hin.

Conte Isidoro: Glauben Sie, daß man das in dieser überspitzten

Form sagen kann? Schließlich ist das, was Sie als »Äußerlichkeit« abtun, ein Zeichen für kultivierte Menschen in einer hoch entwickelten Zivilisation. Leute, die aus sich hinaus gehen, leben in einem rauschartigen, unkontrollierten Zustand.

Wer in der Zivilisation lebt, ihre Regeln aber nicht anerkennt, der ist außerhalb der Welt, ein Traumtänzer.

Manfred: Von außen gesehen mögen Sie recht haben.

Conte Isidoro: Wer die Dinge von außen betrachtet, der hat einen objektiveren Standpunkt. Der objektive Standpunkt sagt immer mehr über die wahre Natur der Dinge aus.

Manfred: Die Dinge sind nicht immer das, wofür man sie hält. Ich habe auch immer geglaubt, meine Arbeit, meine Familie und das alles wirklich zu mögen, ich glaubte für lange Zeit, mich in Beruf und Familie, mit Verantwortung und Kapital zu verwirklichen. Jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher. Bis jetzt habe ich es noch gar niemandem gesagt, aber gedacht habe ich es mir schon oft: Ich möchte einfach plötzlich verschwinden; vielleicht sage ich: »Ich gehe nur kurz die Zeitung kaufen«, dann nehme ich ein Taxi zum Flughafen, kauf mir ein Flugbillet und fliege in

ein exotisches, fremdes Land, um dort ganz ein neues Leben zu führen, frei von Zivilisationsstreß und von Gesellschaftssystemen.

Conte Isidoro: In unzivilisierten Ländern hat man kein fließendes Wasser in den Häusern, oft nicht einmal Strom ... kein Licht, keinen Elektroherd, keine Heizung, kein Fernsehen ... wie ungemütlich!

Manfred: Diese sogenannten Ungemütlichkeiten sind lange nicht so unbequem, wie sie erscheinen, und viele Bequemlichkeiten des modernen Lebens in der Großstadt sind lange nicht so vorteilhaft, wie sie erscheinen.

Conte Isidoro: Warum dürfen die Dinge nicht auch einmal so sein, wie sie uns erscheinen?

Manfred: Ich würde auch kein Geld mitnehmen, kein Gepäck. Meine Frau würde mich mit der Polizei suchen lassen, aber niemand würde mich finden. Schließlich würden sich alle damit abfinden müssen, daß ich verschollen bin.

Conte Isidoro: Ich hingegen möchte endlich Karriere machen. Wo Sie versuchen, hinauszukommen, da möchte ich gewissermaßen hineinkommen. Aber zurück zu ihrer Flucht in die Wildnis: Sie beschrieben zuerst, wie Sie erwogen hatten, erst ein Taxi, dann das Flugzeug zu nehmen. Wie kommt es, daß ich die Ehre habe, Sie hier auf

einer Kreuzfahrt nach Amsterdam zu treffen?

Manfred: Das hat mit einer »Flucht in die Wildnis« natürlich nichts zu tun, aber fast hätte ich meinen Plan ausgeführt, schon oft war ich nahe daran, aus der Zivilisation zu flüchten und das Weite zu suchen.

Conte Isidoro: In Wirklichkeit wußten Sie natürlich, daß Sie ihren Status in der zivilen, modernen Gesellschaft doch nicht so leichtfertig aufgeben könnten. Die fremden und ungewissen Strapazen in der Fremde hielten Sie logischerweise zurück.

Manfred: Ersteres trifft eher zu als das Zweite. Die ungewissen Strapazen bereiten mir keine Schwierigkeiten, sind sie doch Teil des ersehnten Lebens, das ich mir in der Fremde erhoffe. Was mich hindert hinauszukommen, ist die Gewohnheit. Die Gewohnheit ist es, die mich zwingt, die Zeitung tatsächlich zu kaufen, nachdem ich gesagt habe: »Ich gehe nur kurz die Zeitung kaufen.«

Oft scheint mir, daß ich keine Schwierigkeit hätte, das Taxi zum Flughafen zu nehmen, wenn ich erst einmal die Zeitung *nicht* kaufen würde, nachdem ich gesagt hätte, daß ich sie kaufen würde. Dann das erste Flugzeug zu nehmen, das in ein unzivilisiertes, weit entferntes

Land fliegt, wäre überhaupt nicht mehr der Rede wert. Am Flughafen hätte ich keine Skrupel mehr, den ersten Flug zu nehmen, ins erste »unzivilisierte« Land, in das eben zufällig der erste Flug gehen soll.

Conte Isidoro: Soso.

Manfred: Diese Reise hingegen mache ich, weil sie so billig ist. Andere Kreuzfahrten kosten ja heutzutage ein Vermögen ...

Conte Isidoro: ... wie auch die Flugzeugreisen.

Manfred: Ja, schon. Aber wenn ich tatsächlich einmal in ein fremdes Land fliege, dann spielt Geld sowie so keine Rolle mehr.

Conte Isidoro: Sie meinen, Geld spiele für Sie erst dann keine Rolle mehr, wenn Sie, sagen wir, nach Äthiopien fliegen? Vorher aber müßten Sie auf jeden Groschen aufpassen?

Manfred: Sie haben schon recht. Meine Gedanken, meine Seele, sogar mein Verstand weiß, daß Geld keine Rolle spielt, sonst wäre ja der Wunsch, aus dem System auszuweichen, nicht so groß. Es ist wiederum nur die Gewohnheit, die mich bei dieser Reise aufs Geld achten ließ. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie determinierend Gewohnheiten wirken können, wenn sie erst einmal gut verankert sind, eben echte, solide Gewohnheiten.

Conte Isidoro: Und Sie machen diese Fahrt nur, weil Sie sie, wie Sie sagen, aus Gewohnheit, billig finden?

Manfred: Natürlich wollte ich auch eine Reise machen. Ich wollte mich von der Arbeit erholen, Ferien machen, aber auch Distanz gewinnen. Ich will mich auf dieser Reise unter anderem entscheiden, ob ich den Schritt ins wilde Leben endlich wagen soll, oder ob ich ihn für immer aus meinem Leben streiche.

Conte Isidoro: Soso.

Manfred: Und wieso haben Sie diese Schiffsreise gemacht?

Conte Isidoro: »In der Tat war auch bei mir der niedrige Preis dieser Kreuzfahrt nicht der einzige Grund. Auch ich wollte nachdenken und Ferien machen. In Venedig arbeite ich als Pizzaiolo. Ich kaufe mir die nobelsten Kleider und gehe auf die exklusivsten Abende, aber niemand beachtet mich. Ich gebe ein Vermögen für teures Katzenfutter aus, um den Eindruck vom reichen Conte aufrecht zu erhalten, der Arbeit nicht nötig hat. Bis jetzt ist mir der Einstieg in die gehobene Gesellschaft trotz allem nicht geglückt. Sehen Sie, meine Armbanduhr: Es ist eine echte Rolex, sie hat mich ein Vermögen gekostet, die Raten sind noch lange nicht abgezahlt. Obwohl

ich sie nur gekauft habe, um Eindruck zu schinden, würde ich nie beachtet.

Wie Sie sehen: Der äußere Anschein, um den ich mich so bemühe, genügt überhaupt nicht. Man müßte gewissermaßen schon sehr reich sein, um reich werden zu können, aber dann will man es nicht mehr werden, weil man es schon ist. Der Einstieg in die Gesellschaft der Reichen erweist sich immer viel schwieriger, als man gedacht hat. Am besten wäre, ich würde Claudia heiraten. Sie hat ein schönes Gesicht und spricht so sonderbar und nobel. Außerdem hat sie einen reichen Onkel und eine unglaublich reiche Tante. Sie hat mich angelächelt, und statt mit mir das Übliche zu reden, hat sie mir ein Rätsel gestellt und ist dann gleich fortgegangen. Es ist ein durchaus sonderbares Rätsel, das keine Lösung zu haben scheint. Finde ich aber keine Lösung, so wird Claudia wohl kaum noch einmal mit mir sprechen. Sie ahnt sicher schon, daß ich nicht so reich bin, wie ich mich gebe, und daß ich ein einfacher Pizzaiolo bin, der die Raten seiner Rolex mühsam abzahlen muß.»

Manfred: Wie ist denn dieses Rätsel?

Conte Isidoro: Claudia sagte zu mir: »Stellen Sie sich zwei Kisten vor, eine rote und eine blaue. Beide

Kisten sind verschlossen. In der roten Kiste befindet sich der Schlüssel für die blaue Kiste. In der blauen Kiste befindet sich der Schlüssel für die rote Kiste. Um eine der beiden Kisten zu öffnen, bräuchte man den Schlüssel in der anderen Kiste und umgekehrt. Die Kisten zu öffnen scheint unmöglich, doch wenn Sie das Problem genauer betrachten, indem Sie sozusagen ins Problem hineingelangen, dann kommen Sie aus ihm heraus. Beachten Sie, daß die Kisten nicht zerstört werden sollen.«

Bevor ich noch etwas sagen konnte, war Claudia schon weggegangen.

Manfred: Es handelt sich sicher um irgend eine Scherzfrage, aber ich werde darüber nachdenken, um mir die Langeweile hier zu vertreiben.

Conte Isidoro: Denken Sie nur so lange Sie wollen. Diese Kisten sind nicht zu öffnen, die Lösung gibt es nicht, und für eine Scherzfrage war Claudia zu konzentriert und zu ernst, als sie mir das Rätsel stellte. Ich genieße den Anblick der Balearen. Dort machen nur reiche Leute Urlaub.

Manfred: Ist es keine Scherzfrage, so gibt es sicher eine Lösung. Rätsel ohne Lösungen werden nicht gestellt, das wäre unhöflich.

Manfred: Die Straße von Gibraltar ist so eng, daß man auf beiden Seiten gut das Land sehen kann. Links ist Afrika, rechts Europa. Zwei Kontinente treffen hier aufeinander. Ein erhebender Augenblick. Mein lieber Herr Conte, angesichts dieses Höhepunkts unserer Schiffsreise will ich Ihnen die Lösung zum Rätsel sagen, das Sie mir bei Mallorca stellten: Die rote Kiste ist größer als die blaue Kiste. Wer die Kisten öffnen will, befindet sich samt der blauen Kiste in der roten, verschlossenen Kiste, wo sich per Definition auch der Schlüssel zur blauen Kiste befindet. So kann er die blaue Kiste öffnen. Er nimmt den roten Schlüssel heraus und sperrt die rote Kiste von innen auf, um sich aus der roten Kiste zu befreien.

Conte Isidoro: Unglaublich! Sie haben eine Lösung gefunden, Sie sind ein Genie!

Manfred: Vielleicht fallen uns noch weitere Lösungen ein. Mir scheint, daß dieses Rätsel etwas anderes ist, als was es auf den ersten Blick zu sein scheint. Finden Sie nicht auch?

Conte Isidoro: Wenn die rote Kiste das Universum ist, und die blaue Kiste ist unsere Welt, so müssen wir in den Weltraum fliegen, um den Schlüssel zum Verständnis unserer Erde zu bekommen.

Verstehen wir die Erde besser, so eröffnet uns das wiederum den Weltraum.

Manfred: Wer sich in einer problematischen Situation befindet, muß aus ihr heraustreten. Im größeren Kontext findet er den Schlüssel zum Problem, in welchem das Verständnis zum größeren Kontext wiederum enthalten ist.

Conte Isidoro: Vielleicht sollte ich zu den Wilden gehen. Nach einigen Jahren komme ich zurück, schreibe ein paar Bestseller, die von meinen Abenteuern handeln, und schon bin ich reich und berühmt.

Manfred: Gehen Sie zuerst lieber mit unserer Lösung zu Claudia. Vielleicht haben Sie Erfolg.

Manfred: Im Golf von Biskaya ist mir noch eine Lösung eingefallen: Die rote Kiste hat hauchdünne Wände und die Form des Schlüssels für die blaue Kiste, der in ihr eingeschlossen ist. So kann man mit der roten Kiste selbst die blaue Kiste aufsperrern. Dort ist der Schlüssel für die rote Kiste. Öffnet man sie, so befindet sich darin der eigentliche Schlüssel für die bereits offene blaue Kiste.

Conte Isidoro: Bei idealen Kisten paßt der Schlüssel so genau, daß kein Raum für auch noch so dünne Kistenwände zwischen Schlüssel und Schloß bleibt, fürchte ich.

Manfred: Ideale Kisten können infinitesimal dünn sein.

Conte Isidoro: Dann gratuliere ich Ihnen zu Ihrer originellen zweiten Lösung. Ich selbst habe eine andere Lösung gefunden. Ihre erste Lösung ist ein Spezialfall meiner allgemeinen Lösung.

Manfred: Sehen Sie? Lösungen finden sich immer, wenn man aus dem System hinausgeht. Wie lautet also diese allgemeine Version meiner ersten Lösung?

Conte Isidoro: Wie jeder weiß, ist der Raum im Universum, zumindest einigen noch nicht ganz bewiesenen kosmologischen Theorien nach, derart gebogen, daß er nach allen Richtungen hin geschlossen ist. Wer immer geradeaus in eine bestimmte Richtung fliegt, der kommt nach unvorstellbar langer Reise wieder an seinen Ausgangspunkt zurück. Wenn die rote Kiste unvorstellbar groß ist, sagen wir etwa, daß sie nur um ein Kubikdezimeter kleiner ist, als unser gesamtes Universum, so sind ihre Außenwände wieder so nahe beisammen, daß wir die in Wirklichkeit unvorstellbar große Kiste leicht vor uns auf den Tisch stellen können. Die Kiste ist sozusagen »nach außen gestülpt«. Der Tisch, wir, die Milchstraße, alle bekannten und unbekannt Galaxien sind in der Kiste enthalten, außer der Kubikdezime-

ter große Raum, der sich scheinbar in der roten Kiste befindet, der aber in Wirklichkeit das einzige ist, was sich außerhalb der roten Kiste befindet. Der Schlüssel zur blauen Kiste könnte unter diesen Umständen gleich daneben auf dem Tisch liegen. Wenn nur die rote Kiste so unwahrscheinlich groß ist, dann haben wir es mit einem besonders übertriebenen Fall Ihrer ersten Lösung zu tun, da wir uns samt der blauen Kiste in der roten Kiste befinden. Was geschieht aber, wenn auch die blaue Kiste so unvorstellbar groß ist wie die rote? Einige unbedarfte Beobachter könnten die beiden Kisten auf unserem Tisch für recht klein halten. Was sie nicht wissen, ist, daß diese Kisten alles enthalten, was scheinbar »außerhalb« dieser Kisten ist, und daß sie in Wirklichkeit nur das, was sie einzuschließen scheinen, ausschließen. Scheinbar liegen die beiden Schlüssel neben den beiden Kisten, in Wirklichkeit enthalten sich die Kisten gegenseitig. Stimmt die Theorie vom geschlossenen Universum, so ist es keine Kunst, die beiden Kisten aufzusperren.

Manfred: Sehr interessant. Ob Claudia diese Lösung akzeptiert?

Conte Isidoro: Wenn schon. Wir finden sicher noch andere Lösungen, bevor wir in Amsterdam ankommen.

Manfred: Das glaube ich auch.

Manfred: Ich würde sagen, daß die existentiell-synthetisierende, materialistische und nach außen gerichtete Einstellung des Menschen ein Versuch ist, aus dem subjektiven, lebendigen Raum-Zeit-Kontinuum der Lebenswelt eine dreidimensionale, objektive Welt zu abstrahieren, mit meßbaren Werten und mit einer gleichfalls meßbaren, weil eingeteilten Zeit, um dann zum Subjekt in dieser objektiven Welt zu werden.

Conte Isidoro: Ich hingegen würde sagen, daß die organisierende, ordnende und durchdenkende Verhaltensweise des Menschen ein Versuch ist, aus dem subjektiven, chaotischen, animalischen und triebhaften Leben ein kultiviertes, geordnetes und objektiveres Dasein zu ermöglichen, was ihm erlaubt, immer neuere und bessere Welten zu erschaffen, in denen er immer mehr Freiheitsgrade bekommt und in denen er sich immer mehr von den Tieren unterscheidet, während er den Göttern immer näher kommt.

Conte Isidoro: Der Kapitän hat nur gesagt, daß wir uns jetzt auf dem achtundvierzigsten Breitengrad befinden. Die beiden Kisten sind nicht nur gleich groß, sondern bis auf die Farbe völlig identisch. In einer der beiden Kisten sitzen wir.

Da die Kisten identisch sind, sind es auch die Schlüssel. So paßt der Schlüssel, den wir im Inneren der Kiste finden, in der wir eingeschlossen sind. Mit ihm können wir beide Kisten – eine von innen, die andere von außen – aufsperrern.

Manfred: Die Kisten sind aus einem wenig stabilen Material, zum Beispiel aus Schokolade, aus Apfelsaft oder aus Gas. Es stimmt zwar, daß man die Kisten nicht zerstören darf, aber Schokolade zu essen oder Apfelsaft zu trinken ist keine Zerstörung im eigentlichen Sinne. Schokolade ist zum Essen da, Apfelsaft zum Trinken. Wenn die Kisten aus Apfelsaft von alleine zerfließen, die Kisten aus Gas sich von alleine verflüchtigen, so haben wir sie nicht zerstört.

Conte Isidoro: Die Kisten sind zwar immer noch rot und blau, aber durchsichtig. Wir können den Schlüssel sehen und ihn außerhalb der Kiste getreulichst nachbauen.

Manfred: Die Schlüssel sind intelligente Wesen. Wenn man ihnen von außen gut zuredet, so öffnen sie die Kisten innen von alleine.

Conte Isidoro: Der Schlüssel in der blauen Kiste ist aber für die rote Kiste gemacht ...

Manfred: Intelligente Schlüssel öffnen alle Schlösser. Sie werden auch mit diesem Problem fertig werden.

Conte Isidoro: Welche Lösung wohl Claudia im Sinn hatte?

Manfred: Vielleicht dachte sie, das Rätsel sei unlösbar.

Manfred: Ohne hinaus zu gehen, kommt man nicht hinein.

Conte Isidoro: Ohne hinein zu gehen, kommt man nicht hinaus.

Manfred: Es ist wie mit den beiden Kisten: Das Problem haben wir gelöst, indem wir uns hineinversetzt haben.

Conte Isidoro: Wir haben uns hineinversetzt, indem wir es von außen betrachtet haben.

Manfred: Wenn wir sterben, kommen wir aus diesem System hinaus.

Conte Isidoro: Wir sind selber die Wilden, die Fremden und Exotischen in dieser Welt.

Manfred: Es ist völlig unwichtig, ob ich aus dem System aussteige oder nicht, da ich einerseits das System früher oder später sowieso verlassen werde und da ich mich andererseits nie wirklich im System befinde.

Conte Isidoro: Wer innerhalb ist, will hinaus. Wer außerhalb ist, will hinein. Ich werde Claudia die Lösungen ihres Rätsels sagen, aber ich werde ihr auch sagen, daß ich ein Pizzaiolo bin. Früher oder später würde sie es ja sowieso bemerken.

Manfred: In Amsterdam nehme ich ein Taxi, fahre zum Flughafen und fliege ins erstbeste unzivilisierte Land.

Gerade die Sinnlosigkeit solch einer Flucht aus dem System überzeugt mich.

Claudia: Der Onkel ist in der Nervenklinik, die Tante bekam einen Herzinfarkt. Ich erbe alles. Conte Isidoro, den Pizzaiolo, zu heiraten war das beste Geschäft meines Lebens. Seit er die Katzen nicht mehr füttert, mag ich ihn sehr. Sein unbeholfenes Lächeln hat er beibehalten, die Rolex hat er in den Kanal geworfen.

Einen Tag bevor Conte Isidoro mit dem Zug aus Amsterdam wieder in Venedig ankam, habe ich kurz den alten Trunkenbold gesehen. Ich wollte ihn nach seinem Rätsel fragen, aber er verschwand sofort wieder in einer undurchdringlichen Menge von entfesselten, andauernd und ziellos fotografierenden Touristen.

Als am nächsten Tag der Conte eintraf, wußte ich bereits, daß ich ihn trotz seines vermeintlichen, langweiligen Reichtums unvermeidlich heiraten würde.

Die Lösungen zum Rätsel mit den Kisten haben mich wenig interessiert, aber als er mir sagte, er sei ein Pizzaiolo, war ich vollends begeistert.

Annette Otterstedt

Wie der Schlandrauner Schafberg in die Zauche kam

Es muß ungefähr um das Jahr 1350 gewesen sein, als sich folgende Begebenheit in der Grafschaft Tirol zutrug. Es war anberaumt von der Gräfin Margarete und ihrem hochwohlloblichen Gemahl, Herrn Ludwig, Markgraf von Brandenburg, Sohn des weiland Kaiser Ludwig, ein Fest, das an Pracht alles überstrahlen sollte, was die Grafschaften Tirol und Kärnten je gesehen. Man feierte oberhalb Merans, und die Sonne, die auf jenen gesegneten Landstrich stets mit besonderer Gnade scheint, hatte es auch dieses Mal wieder vermocht, die nördlichen Hänge des Vintschgaues zum Ende des Maimonats in knisternde Glut zu tauchen.

Alle waren sie gekommen, die der Gräfin und dem Grafen botmäßig waren: Herren und Gemeine, Spielleute von weither, aus den Gegenden der ewigen Nacht, wo bläulicher Schnee von doppelköpfigen Untieren zertreten wird, und des gleißenden Sandes, wo Löwen mit melancholischem Blick auf den Resten eines mehr oder minder sündigen Christen kauen.

Die Damen waren köstlich anzusehen in dem zärtlichen Lindgrün des erwachenden Sommers, die Herren zeigten ihre höchsten Hüte, und man wetteiferte, wer die längsten Schlitze in den Ärmeln, die längste Houppelande und die meisten glitzernden Knöpfe aufweisen könnte. Der Graf und die Gräfin saßen auf goldenen Thronen, bekränzt mit Gold und frischem Grün – es war ein prachtvolles Fest.

Später wußte niemand, wie sie dahergekommen waren. Sie standen vor den goldenen Sitzen, dreiköpfig wie der Wendengott Triglaf, mit Hüten auf dem Kopf und groben Hosen. In ihren struppigen sandfarbenen Bärten steckten die Nasen wie rote Knöpfe, und ihre grellen blauen Augen verhiessen wenig Vertrauenerweckendes. Die Damen zogen sich befremdet von ihnen zurück. Margarete warf einen höhnischen Blick auf ihren Gemahl. Seine Kreaturen waren das, drei Adlige aus Brandenburg: Der von Bredow, Der von Otterstedt und Der von Lüderitz, drei struppige Straßenräuber, die hier in Gegenwart der Damen mit ihren Hüten auf ihren Strohköpfen dastanden und die Aufmerksamkeit in unziemlicher Weise auf sich lenkten.

Ludwig von Wittelsbach hat seine eigenen Theorien über die

Brandenburger. Er mag sie nicht, und er traut ihnen nicht. Was kann er dafür, daß sein Vater selig ihm dieses sandige Land zugesichert hat, als er noch ein unmündiges Kind war und sich nicht wehren konnte? Nichts als Ärger hat er gehabt seitdem. Das Gesindel hängt dem Usurpator Waldemar an, wenn es überhaupt jemandem anhängt und nicht seinen eigenen ungesetzlichen Tätigkeiten auf den kaum vorhandenen Landstraßen Brandenburgs obliegt. Eiserne Zähne müßte man haben und eine Zwingburg, um sie zur Raison zu bringen – aber eine Zwingburg aus Sand?

Die drei Brandenburger sind nur durch Zufall hier. Sie haben den Prätendenten Waldemar gesehen und wissen nicht, mit wem sie es halten sollen. Waldemar ist ein alter Mann, und man sagt, er sei verrückt. So einer ist bequem für die eigenen Geschäfte. Ludwig ist weit weg, aber jung und tatkräftig – und da ist noch der Treueid, den man ihm geschworen hat. Selbst ein Ritter aus Brandenburg hat da Skrupel. Andererseits ist da auch wieder der Kaiser, und der hat Waldemar anerkannt. Die Ritter sind von Zweifeln geplagt, und wenn ein Brandenburger zweifelt, setzt er sich in Bewegung wie der heimatische Sand, der sich in großen Dünen um Berlin und Cölln lagert.

Und so kamen sie nach Tirol. Sie sind ganz friedlich gesinnt, nichts liegt ihnen ferner, als hier Streit zu entfachen. Was sie hier sehen, beeindruckt sie tief. Und was sie trinken, beeindruckt sie noch mehr. Bier haben sie sich im Ausland schnell abgewöhnt, und der Wein schmeckt bedeutend besser als das heimische Gesöff vom Tempelower Berg, das einem Löcher in die Tischplatte brennt.

Bei dem Genuß dieser roten Flüssigkeiten ist den Dreien auch ein Gedanke gekommen, und nun stehen sie hier und haben ein Geschäft vorzuschlagen.

Der Runkelstein hält es nicht mehr aus. Wo sind wir denn hier, daß drei hergelaufene Sandläufer bedeckten Hauptes vor der Gräfin stehen dürfen? »Nehmt die Hüte ab!« Der von Bredow schaut unwillig zur Seite. Das ist gegen seine Ehre. Er ist ein Ritter von Brandenburg, nur Gott und seinem geräumigen Gewissen Rechenschaft schuldig. »Nehmt die Hüte ab! Wenn schon nicht vor Eurem Herrn, dann wenigstens aus Achtung vor den Damen!« Der Otterstedt ist der Gesittetste und erkennt die Zeichen der Zeit. Er nimmt die Mütze von seinem Strohkopf, und die andern tun es ihm schließlich nach. Ein Ritter läßt sich nicht lumpen.

Sie haben ein Geschäft vorzuschlagen, und sie möchten, daß man sie anhört. Sie wollen keinen Krawall und auch niemanden bestehlen; sie wollen vielmehr etwas kaufen, und sie bieten einen guten Preis: Einen Berg wollen sie, von dem aus sie wunderbar ins Land spähen können, und wo einen weder der alte Waldemar, sei er nun echt oder falsch, noch der junge Ludwig am Zeug flicken können. Einen Berg wollen sie, und sie bieten dafür tausend Fässer Teltower Rübchen.

Die Sache mit den Rübchen ist einfach. Die holt man sich beim nächsten Überfall auf das Kloster Lehnin. Die Mönche dort bewachen nicht nur die ehrenwerten und seligen Vorfahren des Waldemar, sondern hüten auch das beste Rezept, um die köstlichen Gemüse einzulegen und in alle Welt zu versenden. Für die Ritter ist das ein guter Preis.

In den Kreisen der Grafschaft Tirol aber erregt das Angebot Befremden. Daß ein Berg begehrenswert sein könnte, war noch niemandem eingefallen. Einzig die Kortscher sind von dem Gedanken angetan und haben bereits einen Vorschlag: Man könnte einen Berg verkaufen, der ihnen ohnehin nicht gehört – etwa den Schlandrauner Schafberg –, und das brächte den

Kortschern eine Vergrößerung ihrer Almen. Dafür daß die Leute von Kortsch dafür sind, genügt, daß die von Laas dagegen sind. Der Schlandrauner Schafberg gehört ihnen zwar ebensowenig wie den Kortschern, aber da gibt es Dinge, die versteht ein Brandenburger ohnehin nicht.

Die Gräfin lächelt verächtlich, als sie das hört. Gegenüber sitzen die von Schlanders, und die sind erst einmal grundsätzlich gegen alles. Was sind eigentlich Teltower Rübchen?

Es tritt einer auf, der hat sie gesehen, nein, nicht nur gesehen, er hat sie auch gegessen. Neidhart heißt er, ein alter Mann, einer von den Spielleuten, die durch die Welt ziehen und ihren Gesang mit ihrer Fidel begleiten. Er ist im Norden gewesen, wo ewige Nacht herrscht und das Meer den Bernstein an den Strand spült.

Neidhart, der die Erfahrung gemacht hatte, daß sein Gesang alle Herzen rührt und jede Missetat vergessen läßt, konnte feststellen, daß die Macht der Musik auf die Pruzzen keine Wirkung hat. So wandte er sich weiter nach Süden und labte sich an Teltower Rübchen.

Er findet den Preis gerecht. Ein Berg gegen tausend Fässer Rübchen ist ein anständiges Angebot. In

Tirol gibt es ohnehin zu viele Berge. Kaum einen Fuß kann man ordentlich setzen; da wird es höchste Zeit, daß man die Landschaft ein wenig ausdünn und auch Menschen mit alten Knochen, die nicht mehr wissen, wo den nächsten Trüß tun, das Leben etwas erleichtert. Neidhart hat da seine Erfahrungen.

So weit ist gegen den Vorschlag nichts einzuwenden. Aber nun stehen da die von Kortsch, die von Laas und die von Schlanders und begiften sich. Ein Machtwort wird wohl vonnöten sein, und Graf Ludwig spricht es: »Ihr Herren, wenn es an dem ist, daß ihr willens seid, einen Berg zu kaufen, und euer Angebot wird als rechtmäßig empfunden, dann seht zu, wie ihr tausend Fässer hierherbringt. Tirol hat viele Berge, und wer seinen – wohlgemerkt seinen! – Berg verkaufen mag, dem mögen die tausend Fässer zufallen.«

Der Spruch gefällt den Kortschern nicht. Aber die von Laas sind dafür, die von Schlanders auch.

Der Bredow, der Otterstedt und der Lüderitz besteigen ihre Gäule und traben heim in des lieben Gottes Sandstreubüchse, um den Preis heranzuschaffen. Eintausend Fässer Teltower Rübchen sind fast das gesamte Brandenburgische Vermögen. Da kann nur die Kirche helfen, und so kommt es, daß die

drei Ritter etliche Tage später mit ihren Knechten im Hinterhalt liegen. Der Abt von Lehnin kommt von einer Reise zurück, und es ist nun gute Gelegenheit, sich mit ihm auf Gottes freiem Feld ein wenig zu unterhalten. Die Geistlichen sind ja so für Disputationen. Das Kloster ist auch nicht weit; man sieht seine Türme hinter den Wipfeln, und das dürfte dem Abt den ausreichenden geistlichen Trost spenden, sollte er dessen bedürfen. Das Wetter ist ganz brandenburgisch: unten bröseliger grauer Sand, oben dieselbe Farbe, dazwischen ein paar trockene Kiefern und am Boden ein bißchen Nebel, wie geschaffen für den Abt, der da wohlgenährt auf prächtig beschirrtten Rossen und begleitet von ein paar Klosterknechten angeritten kommt. Die drei Ritter sieht er erst im letzten Augenblick, und ihre Aufmachung hier und zu so früher Stunde läßt ihn stutzen. Er kennt die Disputierweise in diesem Lande nur zu gut. Aber er ist ein höflicher Mann, und mit leutseligem Gruß hält er seinen Ring zum Kuß hin. Der Lüderitz möchte den Ring auch gerne küssen und nötigt zu diesem Zweck den Abt, ihn vom Finger zu ziehen. Der Bredow interessiert sich mehr für das Pferd. Und der Otterstedt nimmt, was er kriegen kann. Da ist zum Beispiel eine Truhe, die auf

einem Wägelchen gefahren wird, und die würde ihm schon gefallen.

Es ist bedauerlich für den Abt, daß er heute früh eine leichte Meinungsverschiedenheit mit seinen Knechten hatte. In aller christlichen Sanftmut war er genötigt gewesen, ihnen mit der Reitpeitsche eines überzuziehen. Leider hatte dieser Versöhnungsversuch nicht den gewünschten Erfolg, und das rächt sich jetzt. Die Knechte verabschieden sich eilends, und so bleibt der Abt mit seinen ritterlichen Besuchern allein. Bedauernd sieht er ihnen nach, während der Herr von Bredow ihm die Zügel hält.

Unser Herr und Heiland fordert Sanftmut und Nächstenliebe von den Hirten seiner Schafe, aber selbst für den besten unter ihnen ist Sanftmut eine schwere Pflicht, wenn die Schafe so schwarz und störrisch sind und um jeden Preis im Haus des Hirten wohnen wollen. Daß eine derartige Umkehrung gottgewollter Ordnung nicht geschehen darf, ist dem Hirten natürlich klar, und er wird alles daran setzen, die Schafe von diesem Irrtum zu befreien, und sei es mit der Reitpeitsche.

Leider hilft ihm das nicht viel. Im Nu haben sie ihn von seinem Pferd herunterkomplimentiert und sitzen um ihn herum, um den Tiroler Handel zu bereden. Sein

Ring, sein Pferd und seine Truhe sind derweil zwischen den Kiefern verschwunden.

Was soll ich weiter erzählen? Die Geschichte eines Raubüberfalles kennt ihr, und der Abt konnte noch von Glück sagen, daß er mit dem Leben davonkam und sein Kloster nicht in Flammen aufging. Er wußte nicht, daß die Ritter mit ihm handeln wollten, daß Ring, Pferd und Truhe lediglich als Anzahlung gedacht waren zu einem wesentlich bedeutenderen Handel, bei dem nicht zuletzt das Kloster Lehnin profitieren sollte, indem es einen Zuschuß gab, zum Ruhm des Landes Brandenburg und der Ritter Bredow, Otterstedt und Lüderitz.

Die Mönche von Lehnin hätten nichts dagegengedacht, ihren Abt in einem Verließ des Lüderitzen weiterhin in Sicherheit zu wissen, denn ein Abt kann gar nicht sicher genug aufbewahrt werden. Aber ein Besuch des Herrn von Otterstedt vor ihrem Tor machte sie anderen Sinnes. Der Ritter setzte ihnen auseinander, welch ehrenvolle Aufgabe man ihnen zugedacht hatte, und daß es ein leichtes sei, auch den nächsten Abt und alle folgenden Gäste wegzufangen, so daß sie im Verließ des Lüderitz sich gegenseitig die Beichte abnehmen könnten (oder was Äbte sonst so tun; er sei da nicht genügend informiert; es sei

zwanzig Jahre her, seit er das letzte-
mal gebeichtet habe. Er sei sich
aber auch keiner Sünde bewußt,
denn er habe weder Gelübde der
Armut noch der Keuschheit ab-
gelegt, hähähä ...). Wenn sie gut-
willig die tausend Fässer besorgten
wollten, werde man nicht nur davon
Abstand nehmen, alle folgenden
Äbte wegzufangen, sondern auch
auf die Brandschatzung des
Klosters verzichten. Als Dreingabe
schenke man ihnen auch ihren alten
Abt, der ohnehin längst angefangen
habe, sich im Lüderitzer Keller zu
langweilen.

Die Mönche seufzten. Von ihren
Klostertürmen blickten sie gen
Süden nach der Zauche, jenem Ge-
biet, in dem die brandenburgische
Ritterschaft den Kaufleuten bevor-
zugt die Visiten abzustatten pflegte.
Hier wollten sie also einen Tiroler
Berg hinstellen. Was für ein sinn-
loses Unterfangen; gab es nicht
schon die Rauhen Berge, rauh
genug für einen armen Reisenden,
wo die Maultiere immer schnauften,
wenn sie da hinauf mußten, mit
einem Prälaten auf dem Buckel.
Den Tiroler Bergen reichten die
Bäume nur bis zur Mitte, dann
komme schroffes Gestein, und
oben liege ewiger Schnee. Auch im
Sommer? Ja, auch im Sommer, und
zuweilen verschwänden die Gipfel
in den Wolken.

Über diese gotteslästerlichen
Reden entsetzten sich die Mönche
nun vollends. War nicht Tirol ein
heißes Land, in dem immer die
Sonne schien? Hohe Berge darf es
gar nicht geben, weil Gott es ver-
boten hat. Und sie prophezeiten
Schlimmes: Ebenso wie die
Menschen nach dem Turmbau zu
Babel auseinanderzogen, weil sie
sich nicht mehr verstanden, ebenso
werden die Menschen in Branden-
burg auseinanderziehen und ver-
schiedene Sprachen sprechen, wenn
das Unterfangen, hier einen Berg
hinzustellen, jemals in die Tat
umgesetzt würde. Das Land wird
auseinandergerissen werden, und da
wird sein Heulen und Zähne-
klappern.

Aber die Brandenburger beein-
druckte das nicht.

So kam der Schlandrauner
Schafberg in die Zauche. Und die
Mönche sollten recht behalten:
Das Land wurde auseinander-
gerissen und wieder zusammen-
gefügt, und da war Heulen und
Zähneklappern, und die Menschen
sprachen verschiedene Sprachen.
Du glaubst mir nicht? Geh in die
Zauche und schau dir den Berg an.
Er ist nicht da? Na, sowas – ich
habe ihn doch noch gesehen.
Aber vielleicht war er nie da, aber
dann ist diese Geschichte auch
nicht geschrieben.

Herbert Rosendorfer

Krüger Rand

Es ist schon viele Jahre her. Es war die Zeit, in der gewisse Goldmünzen – Krüger Rand aus Südafrika – hoch im Kurs standen. Die Bankfiliale lag neben dem Polizeirevier. Trotzdem telefonierte der Filialdirektor. Nicht der Filialdirektor hatte den Mann bedient, sondern eines von den jungen Mädchen, eine Angestellte am Schalter. Aber: Bedienen konnte man das nicht so einfach nennen. Der Mann war dem Fräulein – die Bank sieht auf's Äußere bei ihren Angestellten, auch jüngere solche müssen so angezogen sein, daß sie als Fräulein wirken – sofort verdächtig vorgekommen. Der Mann war, wie man so sagt, abgerissen. Er stank auch. Er sah aus wie einer, der unter den Brücken schläft.

»Einen Moment«, sagte das Fräulein und rannte hinter zum Filialdirektor.

»Was will der Mann?« fragte der Filialdirektor. »Er will einen Krüger Rand verkaufen«, sagte das Fräulein. Ein Krüger Rand war damals seine tausend Mark wert, und tausend Mark waren damals mehr als heute.

»Sagen Sie dem Mann«, sagte der Direktor, »daß Sie erst den Kurs

rückfragen müßten. Schauen Sie, daß er den Krüger Rand da läßt. Sagen Sie, er soll in einer halben Stunde wiederkommen.« Der Mann nickte sanft, als ihm die Angestellte, das Fräulein, sagte, er solle in einer halben Stunde wiederkommen. Er war ein alter Mann, aber es kann auch sein, daß er gar nicht so alt war, wie er aussah. Den Krüger Rand ließ er nicht da.

Der Polizist kam herüber, nachdem der Direktor telefonierte. Er ging gleich nach hinten zum Büro des Direktors. Er kannte den Weg. Das Verhältnis war gutnachbarlich zwischen Bankfiliale und Polizeirevier. Ab und zu kamen die Polizisten herüber. Die Fräulein waren – zumindest einige von ihnen – hübsch, und es gab Kaffee. »Dafür sind wir die Bankfiliale, die sicher nie überfallen wird«, sagte der Direktor. Aber heute gab es keinen Kaffee. Der Polizist war dienstlich herübergeben worden. »Der Mann kommt nicht wieder«, sagte der Polizist. Aber der Mann kam wieder. Als er nach hinten gebeten wurde und den Polizisten sah, lachte er.

»Hier«, sagte er, »ist mein Paß. Ein gültiger Paß. Ich kenne das. Ich habe gleich gewußt, daß ein Polizist da sein wird, wenn ich in einer halben Stunde wiederkomme. Das ist immer so.«

»Verkaufen Sie oft Krüger Rand?« fragte der Direktor.

»Das ist der vierzehnte«, sagte der Mann, »und der letzte.«

Indessen prüfte der Polizist den Paß und fand ihn nicht zu beanstanden. Danach hatte sich auch der Polizist wieder gefangen und begann etwas, das man vielleicht Verhör nennen kann.

»Wo haben Sie diese Krüger Rand her?«

»Eigentlich«, sagte der Mann, »geht Sie das nichts an. Sie gehörten alle mir. *Der* gehört noch mir. Ich habe sie gekauft.«

»So«, sagte der Polizist, »gekauft. Und wovon? Von welchem Geld?«

»Von meinem Geld«, sagte der Mann und lachte wieder.

Statt einer Frage schaute der Polizist mit hochgezogenen Augenbrauen den Mann von oben nach unten an, ließ den Blick langsam wandern.

»Ich weiß«, sagte der Mann, »ich schaue nicht aus wie einer, der soviel Geld hat, daß er vierzehn Krüger Rand kaufen kann. Nehmen Sie mein Aussehen als mein Steckenpferd.«

Das Mißtrauen und der Verdacht, die sowohl den Bankdirektor als auch den Polizisten professionell angewehrt hatten, waren noch nicht verflogen, aber die Ausdrucksweise, die – wie die beiden sagen würden –

gepflegte Sprechweise des alten Mannes (im Gegensatz zum ungepflegten Äußeren) paßte nicht zu dem Verdacht, konnte nicht damit – um Denk- und Sprechmuster des Polizisten zu gebrauchen – *in Übereinstimmung gebracht werden*. Ein Aussteiger also. Nicht einer, der früher bessere Tage gesehen hatte, durch verschuldete oder unverschuldete Umstände heruntergekommen war, plötzlich abgestürzt oder von Stufe zu Stufe gesunken – so einer redet anders –, sondern einer, der freiwillig alles drangegeben hat. Kommt vor.

»Sie sind ein Aussteiger?« fragte der Polizist.

»So kann man es nennen.«

»Und was waren Sie früher? Bevor Sie ausgestiegen sind?«

»Ich könnte Sie«, sagte der Mann, »jetzt fragen: Mit welchem Recht verhören Sie mich? Und mit welchem Recht halten Sie mich hier fest? Ich antworte Ihnen gleich: mit gar keinem. Ich habe nämlich nichts getan. *Auszusteigen* ist nicht verboten. Einen Krüger Rand zu verkaufen, der mir gehört, ist auch nicht verboten. Aber ich antworte Ihnen trotzdem, weil ich weiß, daß Sie am längeren Hebel sitzen. Schon physisch. Ich habe mich ja schließlich freiwillig in eine Situation begeben, in der einer wie Sie mir gegenüber am längeren Hebel sitzt.«

Der Polizist verstand nicht ganz, was der alte Mann meinte; der Filialdirektor auch nicht.

»Ich antworte Ihnen also. Sie fragen, was ich früher gemacht habe? Sie haben doch meinen Paß in der Hand. Sie haben meinen Beruf gelesen.«

Der Polizist schlug nochmals den Paß auf, zeigte ihn dann dem Filialdirektor. »Den Paß müssen Sie mir auch zurückgeben. Und ich bitte darum. Sofort.« Der Polizist zögerte, nur einen ganz kleinen Moment zögerte er; es war der Moment, in dem der alte Mann das innere Übergewicht über Polizist und Filialdirektor gewann.

Der Polizist reichte dem Mann seinen Paß. »Doktor jur., selbständiger Unternehmer«, murmelte der Polizist, dann sagte er laut, in bereits etwas devotem Ton: »Sind Sie ... wie soll ich sagen ... sind Sie ...« es fiel ihm ein, wie er es sagen sollte, sein Gesicht erhellte sich, »sind Sie auf Safari?«

Der alte Mann lachte. »Nein, ich bin nicht auf Safari. Ich bin auf der Flucht. Ich bin nicht auf der Flucht vor der Polizei oder irgendwas in der Richtung. Ich bin nicht auf der Flucht vor Schulden und Gläubigern. Ich bin auf der Flucht vor viel Schlimmerem: Ich bin auf der Flucht vor einem verfehlten Leben.«

»Aber –«, stotterte der Direktor, »– wieso ›verfehltes Leben‹: als Doktor jur. und Unternehmer ...?«

»Ja? Und? Sehen Sie, meine Herren, Sie werden es auch schon erlebt haben: Es gibt Punkte im Leben, die sind wie Weichen bei der Eisenbahn. Man kann sie *so* stellen oder *so*. Und je nachdem, wie man sie stellt, fährt der Zug hierhin oder dorthin. Es kommt darauf an, daß man diese Weichen richtig stellt. Aber das ist sehr schwer, denn meistens erfährt man erst viel, viel später, was die richtige Richtung gewesen wäre und was die falsche war. Und jede Weiche, die man falsch stellt, führt weiter von der richtigen Richtung weg. Nur selten gelingt es, eine Weiche *so* zu stellen, daß der Zug ein wenig auf die richtige Richtung hin zurückfährt. Ja.« Der Mann sprach immer leiser. »Und zum Schluß fährt der Zug, in dem man sitzt, *hier*, und die richtige Richtung, das richtige Geleis ist weit, weit drüben, jenseits der Sieben Berge ... «

»... und bei den sieben Zwergen«, lächelte der Direktor, um zu zeigen, daß er verstanden hatte. *Ganz* hatte er aber nicht verstanden, der Polizist schon gar nicht.

»Ich habe«, fuhr der Mann fort, »so ziemlich alle Weichen in meinem Leben falsch gestellt. Wo die eigentliche Gleisstrecke liegt, kann

ich nur noch ahnen. In meinem Alter zu versuchen, den – abgesehen davon: immer schneller fahrenden – Zug der fernen, wahren Strecke jenseits der Sieben Berge anzunähern, ist aussichtslos. Außerdem – auch das werden Sie selber noch erleben, Sie sind ja noch viel jünger als ich – werden die Weichen im Lauf des Lebens zusehends weniger: die Punkte, an denen man die Richtung seines Lebens ändern kann. Nein, es blieb mir nichts anderes übrig, als vom Zug überhaupt abzuspringen.«

Eine Pause entstand. Der Direktor räusperte sich.

186 »Das klingt ... wie soll ich sagen, wie ... so etwas wie ein Märchen oder fast kirchlich, wenn Sie die Bemerkung erlauben, Herr Doktor. So ungefähr verstehe ich es nun auch – Sie erzählen es sehr schön, fast poetisch, möchte ich sagen ... «

»Ja, ja«, sagte der Mann, »ich bin geübt darin. Jedesmal, wenn ich einen Krüger Rand verkauft habe, mußte ich die Geschichte erzählen. Ein paar Mal auf Spanisch, auf Französisch und auf Italienisch.«

»Das können Sie alles?« fragte der Polizist.

Der alte Mann zuckte mit den Schultern.

»Aber –«, sagte der Direktor, »ich meine, wenn Sie die Frage erlauben ... es ist doch seltsam ...

wie haben Sie ... das heißt: *was* haben Sie ...?«

»Ich habe«, sagte der alte Mann und setzte sich so zurecht wie einer, der genug geredet hat und aufstehen will, »meine Sekretärin mit einer Vollmacht zur Bank geschickt, habe ihr angeschafft, vierzehn Krüger Rand und ein paar tausend Mark in bar mitzubringen – sie hatte keine Ahnung, wofür das war –, habe meinen Paß aus der Schublade meines Schreibtisches genommen, habe Bares und Krüger Rand eingesteckt und habe das Haus, das ist: meine Firma, verlassen. Ich habe mir nicht einmal die Mühe gemacht, die Schublade wieder zuzumachen.«

»Haben Sie sich ins Auto gesetzt und ...?«

»Nein«, unterbrach der Mann, »ich bin gegangen. Zu Fuß. Zur Türe unten hinaus, die Straße hinunter, stadtauswärts. Es war ein mäßig schöner Sommertag und warm.«

»Ach«, sagte der Direktor, und dann: »und was ist aus Ihrer Firma geworden?«

»Weiß ich nicht.«

»Und Ihre Frau? Ihre Kinder?«

»Weiß ich nicht.«

»Haben die Sie nicht suchen lassen?«

»Ich nehme an, ja. Aber sie haben mich jedenfalls nicht gefunden.



»Aber –«, stotterte der Direktor, »– wieso ›verfehltes Leben‹: als Doktor jur. und Unternehmer ...?«
Foto: Martin Geier

Ich habe übrigens Grund zur Annahme, daß meiner Frau und selbst meinen Kindern meine Existenz erst dann wirklich aufgefallen ist, als ich fort war. Ich nehme an, daß der ältere Sohn versucht hat, die Firma weiterzuführen, obwohl er nichts davon versteht. Vielleicht haben sie die ganze Klitsche auch verkauft.« Der Mann lachte. »Das wird ein juristisches Gewürge gegeben haben! Aber mit Sicherheit kann die ganze Familie von dem Erlös gut leben, wenn sie sich nicht allzusehr über's Ohr haben hauen lassen. Na ja. Vielleicht ... vielleicht haben sie mich auch für tot erklären lassen inzwischen. Das ist immerhin jetzt acht Jahre her.«

»Und wo waren Sie überall, Herr Doktor, wenn ich fragen darf? Sie müssen interessante Dinge erlebt haben?«

»Ich war ... dort und da. Erlebt habe ich nichts. Ich habe gelebt. Ich lebe noch. Aber jetzt: Ich sitze seit heute früh auf dem Trockenen. Der Krüger Rand.«

Der alte Mann legte die Münze auf den Schreibtisch des Direktors. »Den heutigen Kurs werden Sie ja wohl mittlerweile in Erfahrung gebracht haben.«

Der Direktor schaute zum Polizisten, der Polizist schaute den Direktor an. Dann sagte der Polizist zu dem alten Mann: »Das kann alles

wahr sein und auch nicht. Ich weiß nicht recht. Geben Sie mir nochmal Ihren Paß?«

Der Mann reichte dem Polizisten den Paß, der Polizist stand auf, sagte: »Bin gleich wieder da« und ging hinüber in die Inspektion. »Darf ich Ihnen«, fragte der Filialdirektor, »eine Tasse Kaffee anbieten?«

»Ich sage nicht nein«, sagte der Mann.

Sehr bald kam der Polizist zurück. Er machte eine Geste: alles in Ordnung, reichte dem alten Mann den Paß und salutierte. Das übrige war vorbereitet. Der Krüger Rand wechselte den Eigentümer, der alte Mann bekam sein Geld und unterschrieb.

»Ja, dann!« sagte der Filialdirektor.

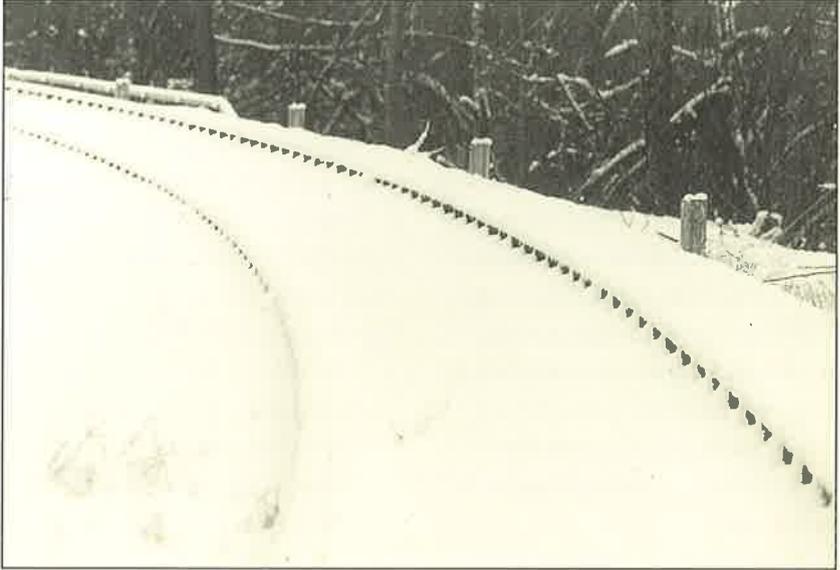
»Und danke für den Kaffee«, sagte der Mann.

»Da werden Sie ja bald einen besseren Kaffee haben – wenn Sie zurückkehren ... nach Hause ... nachdem das der letzte Krüger Rand war?«

»Zurückkehren?« fragte der Mann.

»Was werden Sie denn sonst machen, wenn das Geld da, das Sie bekommen haben, verbraucht ist?«

»Wie gesagt: vielen Dank für den Kaffee«, sagte der Mann und ging rasch.



»Eine Pause entstand. Der Direktor räusperte sich ...«

Foto: Martin Geier

»Alles in Ordnung«, sagte der Polizist, setzte sich zum Direktor, bekam jetzt eine Tasse Kaffee, »kein Anlaß für ein Eingreifen. Der Paß ist gültig. Zuletzt vor drei Jahren vom deutschen Konsulat in Rabat verlängert.«

»Zu der Zeit können sie ihn noch nicht für tot erklärt gehabt haben.«

»In drei Jahren kann viel passieren. Ich habe eben die Fahndungen abgefragt: Er wird nicht gesucht, ist nicht zur Festnahme ausgeschrieben, es liegt nichts vor.«

»Aber der Familie hätte man doch vielleicht Bescheid sagen sollen ...«

»Das ist nicht unsere Aufgabe. Machen Sie's doch.«

»Ich bitte Sie: das Bankgeheimnis!«

»Eben. Sehen Sie, und Datenschutz! Etcetera.«

Der Polizist trank seinen Kaffee aus. »Dann werde ich wieder ... Und einen schönen Tag noch ...«

»Einen Moment: Was macht er, wenn das Geld verbraucht ist? Nach Hause zurück will er nicht, hat er gesagt.«

Der Polizist hob die Arme, ließ sie sinken.

»Aber ...«, sagte der Direktor.

»Das ist nicht strafbar. Bevor er's getan hat schon überhaupt nicht. Und woher soll man wissen ...?«

»Da haben Sie recht: Woher soll man wissen?«

Als der Polizist ging, trat auch der Direktor vor die Tür der Filiale und schaute in die Richtung, in die der alte Mann verschwunden war.

Franz Kafka

Der Aufbruch

Ich befahl mein Pferd aus dem Stall zu holen. Der Diener verstand mich nicht. Ich ging selbst in den Stall, sattelte mein Pferd und bestieg es. In der Ferne hörte ich eine Trompete blasen, ich fragte ihn, was das bedeute. Er wußte nichts und hatte nichts gehört. Beim Tore hielt er mich auf und fragte: »Wohin reitest du, Herr?« »Ich weiß es nicht«, sagte ich, »nur weg von hier, nur weg von hier. Immerfort weg von hier, nur so kann ich mein Ziel erreichen.« »Du kennst also dein Ziel?« fragte er. »Ja«, antwortete ich, »ich sagte es doch: ›Weg-von-hier, das ist mein Ziel.« »Du hast keinen Eßvorrat mit«, sagte er. »Ich brauche keinen«, sagte ich, »die Reise ist so lang, daß ich verhungern muß, wenn ich auf dem Weg nichts bekomme. Kein Eßvorrat kann mich retten. Es ist ja zum Glück eine wahrhaft ungeheure Reise.«

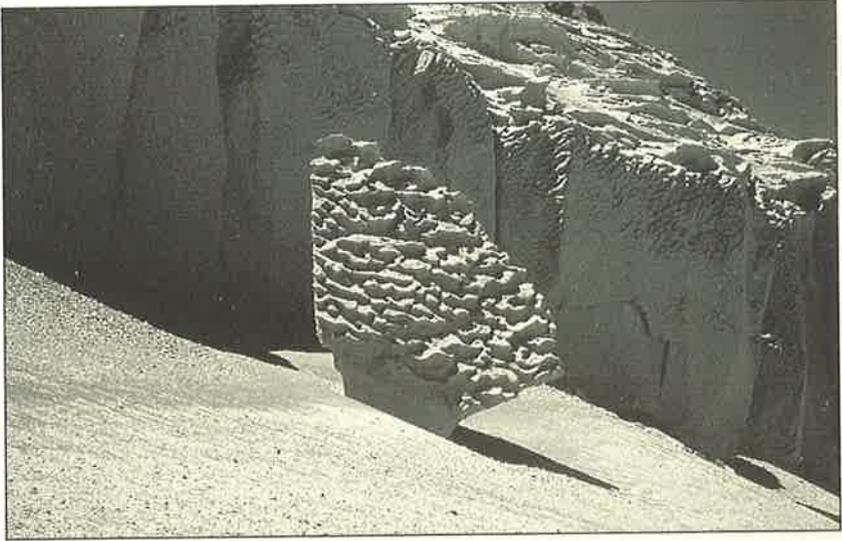
Kleine Fabel

»Ach«, sagte die Maus, »die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.« – »Du mußt nur die Laufrichtung ändern«, sagte die Katze und fraß sie.



Heinrich Gruber

Atacama



193

Die Abgeschlossenheit
hält mich gefangen.
Aber sie ist kein Gefängnis.

Sie hat keine Mauern,
und keine Gitterstäbe.

Sie ist einfach nur da.
Ganz leise und unaufdringlich.

Irene Pobitzer

Außi ban Templ

Driinnen die Sonntage mit der Zehnermesse,
das Amt für den Tata,
und die Mama geht zur Abendmesse.

An den hohen Feiertagen die prunkvollen Rituale,
die ich als Mädchen mit Staunen und Herzklopfen verfolgt habe, die langen
Prozessionen mit dem weißen Kleid und dem Blumenkörbchen.
Wie sehr haben sie mich beeindruckt und geprägt.

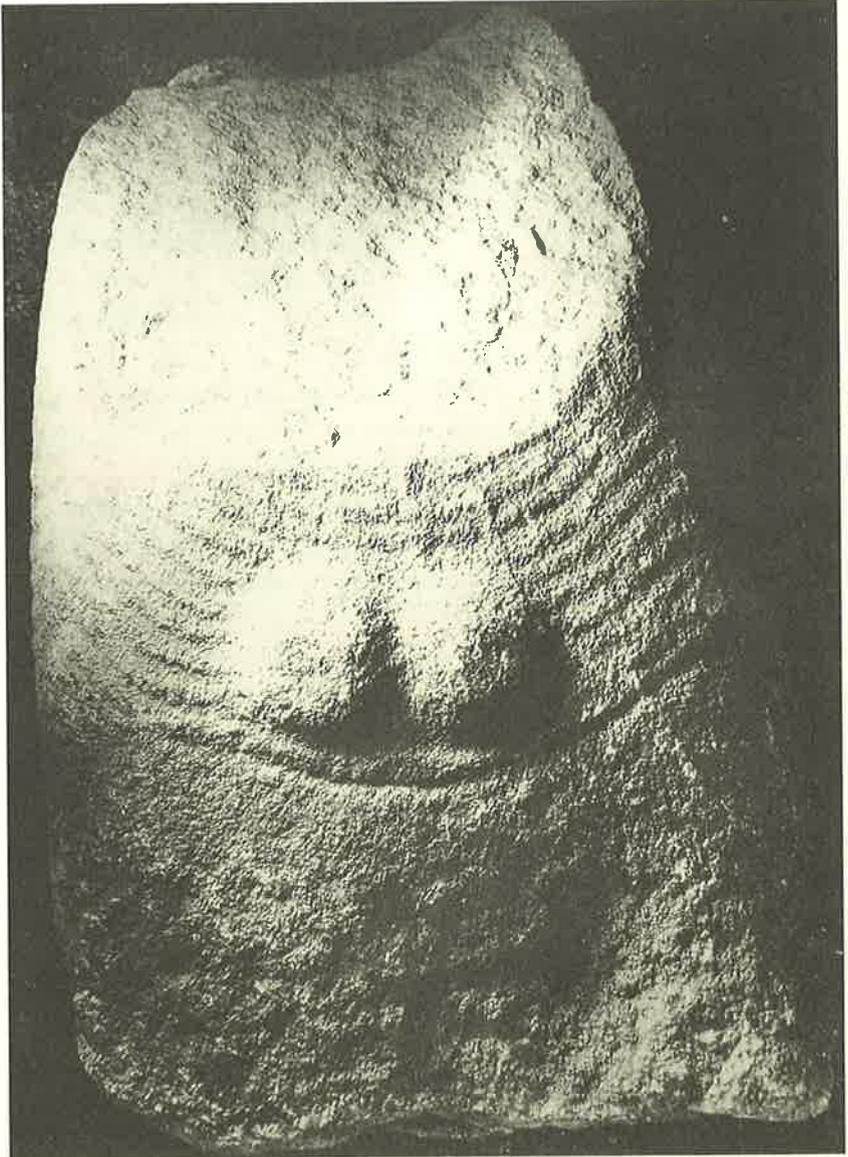
Draußen sind Sonntagsmessen etwas für Ewiggestrige,
die Prozession eine verlorene Gruppe, die dem Straßenverkehr trotzen will
und eine Runde um den Kirchenblock geht.

Wenn der Straßenverkehr etwas nachläßt,
sind ein paar Fetzen von vertrauten Kirchenliedern zu hören.

Ich kommen gerade vom Supermarkt
und sehe das kleine, zerzauste Häuflein um die Ecke biegen.
Mitgehen kann ich nicht mehr.

In mir hat sich weit draußen ein neuer Horizont aufgetan.
Dahinter hat sich eine Welt geöffnet,
die ich jeden Tag weiter nach innen zu holen versuche.
Das Weit-Draußen hat einen weiblichen Namen bekommen,
einen Namen, den ich weit innen in meinem weiblichen Körper
wiedererkennen kann.

Mit den Frauen draußen lache ich, weine ich, tanze ich ...
einmal ganz wild und unschuldig wie junge Mädchen,
einmal verführerisch und erotisch, Fruchtbarkeit versprechend,
das andere Mal leise, feierlich, ruhig und nachsichtig wie die alten Frauen,
die das ganze Leben in vollen Zügen gelebt haben,
und jedesmal wird ein Zipfel der neuen Welt innen und außen sichtbar.



Weiblicher Figurenmenhir (In der Kiem, Algund)

In einem besonderen Sommer, die Luft drinnen war so klar
wie in meiner Kindheit,
die Bäume grüner als draußen ...
da sah ich das Tal am Ende der Welt unter den gläsernen Bergen
mit neuen Augen:
die Quellen aus der Felswand,
die Kapelle auf den Matten zwischen Wald und Geröll,
und die Stille der Felsen
waren wie ein Echo der Landschaft meiner Seele.

Im Votivbuch der Kapelle fand ich DEIN Lied:

Ich, die ich die Schönheit der grünen Erde bin
Und die weiße Mondin unter den Sternen und das Mysterium der Wasser;
Ich rufe eure Seelen sich zu erheben und zu mir zu kommen,
Denn ich bin die Seele, die das Universum lebendig macht.
Aus mir gehen alle Dinge hervor und zu mir müssen sie zurückkehren.

196 Draußen und drinnen sind einen Augenblick lang eins geworden.

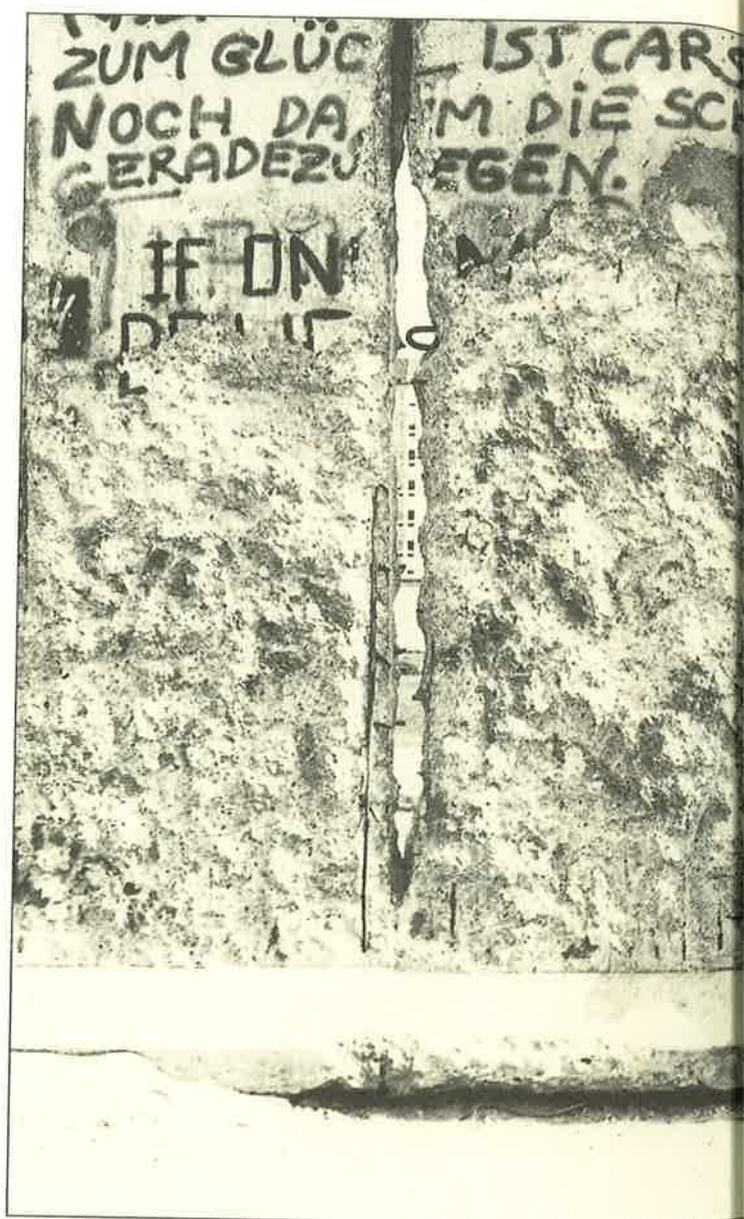
Irene Pobitzer

Außi 1

Außi bin i weit gongan
bis in die groaße laute Stodt.
Wie weit draußen i gwesen bin,
honni erscht spater verstondn.
Spater, wenn i drin gwesen bin,
drin in mir selber.

Außi 2

Nach draußen wollte ich immer schon gehen.
Drinnen war's mir schon lange viel zu eng.
Draußen war es noch enger.
Enger in den Gassen der Stadt.
Enger das Mit-Einander,
das bei näherem Hinsehen nur ein Neben-Einander ist.
Ein Weit-Aus-Einander,
so weit, daß ich in mich fallen lassen kann,
in mich hinein.



Die These lautet »Aussi!«, die Antithese »Inni!«. So haben wir es gelernt.
Die Synthese ist die freie Bewegung, die grenzenlose und Grenzen-lose.
Werden wir das lernen?



Geschichtlicher Grundkurs, Berlin 1990

Foto: Anouschka Trocker

Sebastian Baur

aussa unt aussn

aussa fan pauche
aussa fan kindowaggilan

aussa fa di schuiche
aussa fa do schuile

aussagiwoxn

fan giwontc

aussagiwoxn

fan lonte

ols zi klaan

aussn pan gatto

aussn pan templ

aussn pan toare

aussn pan toule

la aussn

iwo nain zaine

et doliitn dohaame

ka glaichat et kott

amende plaip a frisch afore

amende kimp a nimma hinto

do pui

do schpassige

wos wasche

heraus und hinaus / heraus aus dem Bauch / heraus aus dem Kinderwagen / heraus aus den
Schuhen / heraus aus der Schule / herausgewachsen / aus dem Gewand / herausgewachsen /
aus dem Land / alles zu klein / hinaus zum Gatter / hinaus zum Tempel / hinaus zum Tor /
hinaus zum Tal / bloß hinaus / über neun Zäune / nicht mehr ausgehalten daheim / ging irgendwie
nicht mehr / vielleicht bleibt er ganz draußen / vielleicht kommt er nie wieder zurück / der Bub /
der merkwürdige / wer weiß (Berlin 1997) Für Hans Wielander

Bildnachweis:

Zeno Abram (66–70)
Claudia Beiler (80)
Gianni Bodini (129, 136/137, 138)
Martin Geier (100, 117, 187, 189)
Heinrich Gruber (193)
Michael Hartmann (120, 121)
Angelika Kampfer (71–78)
Gerald Mair (Titel)
Helmuth Moser (39, 42)
Elsa Patscheider-Bernhart (118/119)
Trude Saltuari-Oberegger (139–142, 144)
Reiner Schiestl (49–63)
Martin Trafoier (113)
Provincia Autonoma di Trento,
 Servizio Beni Culturali (45)
Anouschka Trocker (198/199)
Fotoarchiv der Soprintendenza
 alle Antichità delle Venezie (195)
Kyra Waldner (122)
Karin Welponer (24–32)
Andreas Zipperle (145–150)

ARUNDA 45 – AUSSI

© 1997

Alle Rechte für die Textbeiträge
liegen bei den Verfassern

Zusammenstellung dieser Ausgabe:

Gianni Bodini (Redaktion)
Helmut Krämer (Lektorat, Gestaltung, Satz)
Michael Stark (Layout, Gestaltung)
Hans Wielander (Redaktion)

Gesetzt aus der Monotype Garamond
und der Univers

Lithographie: Gebr. Westenhuber, München
Druck: Kofel Druck, Schlanders-Vetzan
Printed in Italy

